

**Grenzgänger der globalen Welt:
Marginalität als Chance und Barriere
im transnationalen Raum**

Inauguraldissertation
zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie
im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften
der Johann Wolfgang Goethe-Universität
zu Frankfurt am Main

vorgelegt von

Barbara Hyna

aus Krefeld

2007

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG	5
2. FORSCHUNGSRAHMEN	17
2.1 Migration	17
2.1.1 Einwanderung nach Deutschland	18
2.1.2 Auswanderung aus Deutschland	26
2.1.3 Transnationale Migration	27
2.2 Theoretische Konzepte zu Fremdheit in der Migration	40
2.2.1 Der Fremde	40
2.2.2 Der Kosmopolit	42
2.2.3 Der Marginal Man	47
2.2.4 Weitere Konzepte	53
3. FORSCHUNGSDESIGN	57
3.1 Erhebungsmethode	58
3.2 Interviewpersonen	59
3.2.1 Auswahl	59
3.2.2 Kontakt- und Erhebungsphase	60
3.2.3 Übersicht InterviewpartnerInnen	66
3.3 Auswertung	68
3.3.1 Kodierung	68
3.3.2 Typenbildung	69
4. SELBSTVERORTUNG IM TRANSNATIONALEN RAUM	71
4.1 Analyse und Typenbildung	71
4.2 Typologie-Übersicht	76

4.3 Typen der transnationalen Selbstverortung	80
4.3.1 Der Problematisierende Marginal Man	80
4.3.2 Der Idealisierende Marginal Man	87
4.3.3 Der Distanzierte Marginal Man	100
4.3.4 Der Kosmopolit	123
4.3.5 Der Transnational Local	137
4.3.6 Der Integrierte	146
4.4 Bedingungen der Selbstverortung	153
4.4.1 Geschlecht	153
4.4.2 Familiäre Begleitung	155
4.4.3 Berufliche Qualifikation	158
4.4.4 Motivation	160
4.4.5 Soziales Umfeld im Herkunftsland	163
4.4.6 Aufnehmende soziale Kreise im Ausland	167
4.4.7 Fremdkulturelle Unterschiede	169
4.4.8 Zusammenfassung	171
4.5 Marginalität im Selbstverortungsprozess	173
4.5.1 Prozessverläufe	174
4.5.2 Zugehörigkeitsgefühle in der Marginalität	182
5. SCHLUSSGEDANKEN	191
5.1. Soziologie der Zwischenräume	191
5.2 Überwindung oder Verstärkung kultureller Grenzen?	198
LITERATURVERZEICHNIS	205
ABBILDUNGSVERZEICHNIS	213

Danksagung

Mein Dank gilt vor allem meinem in den letzten Monaten vor Beendigung der Arbeit an langer Krankheit verstorbenen Betreuer Prof. Dr. Karl-Otto Hondrich. Er hatte stets Ideen und Anregungen parat und gab mir für alle Phasen der Arbeit „grünes Licht“. Zudem danke ich Prof. Dr. Ursula Apitzsch für das kontinuierliche Interesse am Thema meiner Arbeit und für die sofortige Übernahme der Position der Erstbetreuerin nach dem Tode Hondrichs. Auch Prof. Dr. Wolfgang Glatzer danke ich für das selbstverständliche Einspringen als Zweitgutachter in dieser schwierigen Situation.

Die InterviewpartnerInnen mit ihren Erlebnissen und Berichten aus ihrem transnationalen Leben gestalteten den Inhalt der Arbeit zu einem großen Teil mit. Für die Zeit, die sie sich hierfür genommen haben, und ihre Auskunftsbereitschaft ein herzliches Dankeschön!

Viele WegbegleiterInnen hatten teil an den Höhen und Tiefen dieser „Lebensphase Dissertation“. So danke ich meinem (Ex-)Ehemann dafür, dass er mich stets bestärkte und unterstützte, diese Arbeit zu beginnen und auch zu beenden. Den Supervisorinnen Tomke König und Ulle Jäger und allen KursteilnehmerInnen danke ich für viele wertvolle Erkenntnisse und Anregungen. Entscheidende Stützen waren auch Tanja, Inga, Andreas und Eran, die sich der Idee der Textwerkstatt anschlossen. Gemeinsam hielten wir viele produktive Sitzungen ab.

Ein offenes Ohr für den aktuellen Stand der Arbeit hatten auch stets meine Kolleginnen Gela, Rabea und Usch, die „gute Seele“ im Sekretariat. Pragyana danke ich für das geduldige und sorgfältige Korrekturlesen der Endfassung. Meine Eltern und Freunde, die größtenteils thematisch nicht involviert waren, danke ich für ihre Geduld und ihre Zuversicht, dass auch dieser Lebensabschnitt einmal erfolgreich beendet sein würde.

1. Einleitung

Weltweit wohnen 191 Millionen Menschen nicht mehr in dem Land, in dem sie aufgewachsen sind. Das entspricht drei Prozent der Weltbevölkerung oder anders ausgedrückt: Einer von 35 Menschen auf unserem Globus ist dem neuesten Bericht der UN zufolge ein Einwanderer.¹ So sind auch in Europa die Menschen weiterhin über nationalstaatliche Grenzen hinweg in Bewegung; frühere Migrationsbewegungen wie z.B. von Süd- nach Nordeuropa ebbten ab, neue Richtungen kommen hinzu und verstärken sich. So sind vor allem nach dem Fall des Eisernen Vorhangs vermehrte Wanderungsbewegungen von Osteuropa in den Westen zu verzeichnen, jedoch nicht eindimensional in nur diese Richtung, sondern in pendelartigen, immer wieder- und zurückkehrenden Bewegungen (vgl. z.B. Cyrus 2000; Irek 1998; Miera 1997; Musial 2002; Okólski 2004). Generell scheint die einmalige und endgültige Übersiedlung rückläufig zu sein und eine temporäre, wenn auch z. T. über Jahre hinweg andauernde Migration mit einem weiterhin festen ersten Wohnsitz im Heimatland vorzuherrschen. Diese neue, aktuelle Form der Wanderung wird als Transnationale Migration bezeichnet (Glick-Schiller et al. 1997; Pries 1997). Begründet wird sie vor allem mit der Globalisierung und ihren Auswirkungen. Speziell die Frage, ob und in wiefern Nationalstaaten noch Einfluss auf das Verhalten ihrer Gesellschaftsmitglieder und das der einwandernden Personen haben, steht im Vordergrund der sozialwissenschaftlichen Diskussionen. Denn ein Grund zur Erforschung der offenbar neuen Transnationalen Migration war die Feststellung, dass diese MigrantInnen ihren Alltag auf multiple und konstante Verbindungen über internationale Grenzen hinweg aufbauen, und ihre Identitäten in Beziehung zu mehr als nur einem Nationalstaat stehen (Glick-Schiller et al. 1997, 121). Diese Verbindungen und Netzwerke, die „geographisch-räumlich diffus bzw. de-lokalisiert“ (Pries 1998, 75) sind, konstituieren „Transnationale Soziale Räume“ (ebd.).

Diese Erkenntnisse standen im auffälligen Kontrast zu früheren Zeiten von Einwanderungen, in denen EinwanderInnen von staatlicher Seite bestärkt wur-

¹ United Nations, General Assembly. International migration and development. Report of the Secretary-General (18.Mai 2006) www.un.org v. 01.06.07

den, sich zu integrieren, um auf diese Weise Verbindungen zum Herkunftsland lösen zu können, wie es in Deutschland auch weiterhin praktiziert wird. Glick-Schiller et al. (1997) beziehen sich auf die Vereinigten Staaten, in denen ihren Aussagen zufolge MigrantInnen in der Vergangenheit gezwungen waren, ihre Verbindungen zur Heimat zu vergessen oder zu leugnen, und auf diese Weise von staatlicher Seite versucht wurde, in nachfolgenden Generationen Erinnerungen von transnationalen Verbindungen auszulöschen (Glick-Schiller et al. 1997, 124). Ähnlichen Rahmenbedingungen waren Angehörige nationaler Minderheiten und EinwanderInnen z.B. in Polen unterworfen, wo die polnische Bevölkerung bis 1989 als „homogen“ galt und jegliche nationalitätenbezogenen Differenzierungen nicht geduldet sowie offiziell verschwiegen wurden (Hyna 2007, 163).

Die aktuellen Transnationalen MigrantInnen sind vor allem EinwanderInnen, die im Niedriglohnssektor des Aufnahmelandes Arbeit aufnehmen. Das hohe Einkommensgefälle zwischen den Herkunfts- und Zielländern, in Europa derzeit zwischen den ost- und westeuropäischen Ländern, ist ein Hauptgrund für diese Migration: Kettenmigrationen verbinden gleich mehrere Länder miteinander, denn beispielsweise übernehmen MigrantInnen aus der Ukraine die Arbeit in den polnischen Haushalten, während die polnischen Anwohner als PendelmigrantInnen in Deutschland Saisonarbeit verrichten (Hyna 2007). Nicht nur polnische Haushalte müssen ersetzt werden, auch den polnischen Obst- und Gemüsebauern mangelt es erheblich an Personal. Aufgrund dessen hat sich die Regierung in Warschau entschlossen, für die Ernte im Jahr 2007 zum ersten Mal gezielt Saisonarbeitskräfte anzuwerben. Diese werden nicht nur in Russland, Weißrussland und der Ukraine gesucht, sondern auch in China, da den Osteuropäern der finanzielle Anreiz oftmals zu gering erscheint (Krohn 2007). Diese Kettenmigrationen zeigen sich aber auch bei qualifizierten Arbeitskräften, denn z.B. migrieren viele Krankenschwestern aus Großbritannien in die Vereinigten Staaten und Kanada, und ihre frei gewordenen Stellen werden durch Fachpersonal aus der Dritten Welt, aber auch aus Osteuropa und Deutschland ersetzt (Rößler 2006).

Hochqualifizierte Fach- und Führungskräfte, die in der Migrationsforschung bisher eine eher unbedeutende Rolle einnehmen, arbeiten durch die Internationalisierung des Arbeitsmarktes und der Arbeitsbeziehungen auch verstärkt im Ausland. Da sie eher als unproblematisch – vor allem für die aufnehmende Gesellschaft –

gesehen werden (vgl. Hillmann/Rudolph 1997, 245; Stalker 2000, 107), haben sich bisher nur wenige SozialwissenschaftlerInnen mit den Erfahrungen dieser MigrantInnengruppe beschäftigt. Einen erstmaligen Vergleich von hochqualifizierten mit niedrigqualifizierten MigrantInnen unternahmen Becker und Huth (2001) im Hinblick auf Partizipation der EinwanderInnen in der Aufnahmegesellschaft auf der einen und der Pflege von Herkunftsbeziehungen auf der anderen Seite. Ein ausgeglichenes Kontaktverhältnis in beide Richtungen sollte idealtypisch die „Agenten der Weltgesellschaft“ charakterisieren. Vor allem türkische und japanische MigrantInnen, die seit einigen Jahren in Frankfurt leben, wurden hierzu befragt (Becker/Huth 2001, 3f.).

Diese Fragestellung hatte große Ähnlichkeit mit der in den 1990er Jahren aufgekommenen Diskussion in der Kulturanthropologie, in der einige Autoren (vgl. Friedman 1997; Hannerz 1990) die Meinung vertraten, nur Angehörige bestimmter Berufsgruppen mit einer entsprechenden hohen Bildung könnten kosmopolitische Haltungen ausbilden. Diesen Ansichten wurden nicht nur Argumente, sondern auch empirische Untersuchungen z.B. von Werbner (1999) und Pécoud (2000) entgegen gehalten und konstatiert, dass sehr wohl auch niedrigqualifizierte Personen wie die in der klassischen Migrationsforschung als Gastarbeiter bezeichneten MigrantInnen sich zu Kosmopoliten entwickeln können. Auch Becker und Huth waren zu dem Schluss gekommen, dass „die befragten TürkInnen, Mitglieder der zweiten und dritten Generation, und die kosmopolitischen JapanerInnen (...) in das Konzept der transstaatlichen Räume (passen). Es bestehen in der Tat plurilokale Bindungen von Menschen (...) über die Grenzen von mehreren Staaten“ (Becker/Huth 2001, 38).

Da sich diese Diskussionen nur auf sehr wenige empirische Untersuchungen stützen konnten und zum Teil Vergleichsgruppen gebildet wurden, wie beispielsweise JapanerInnen und TürkInnen, die allein schon aufgrund ihres unterschiedlichen Zeithorizontes (JapanerInnen bleiben in der Regel nur ein bis drei Jahre im Ausland, während TürkInnen bereits in zweiter und dritter Generation in Deutschland leben) m.E. sehr schwer zu vergleichen sind, sollte in der eigenen Studie erneut ein Vergleich von hoch- und niedrigqualifizierten MigrantInnen vorgenommen werden.

Jedoch wurden für diese Untersuchung andere Personengruppen ausgewählt. Ein adäquater Vergleich von bereits auf Dauer niedergelassenen (Arbeits-) MigrantInnen mit hochqualifizierten MigrantInnen in zumeist befristeten Arbeitsverträgen im Ausland, wie er im Forschungsprojekt von Becker und Huth vorgenommen wurde, ist schwierig und für meine eigene Fragestellung ungeeignet. Denn MigrantInnen, die dauerhaft übergesiedelt sind und deren Kinder und Enkelkinder bereits im Gastland aufwachsen, werden bei einer Befragung vermutlich übergrundsätzlich andere Erfahrungen und Strategien im Umgang mit Fremdheit berichten als Personen, die ihren Hauptwohnsitz immer noch im Herkunftsland haben und auch immer wieder dort hin zurückkehren.

Die InterviewpartnerInnen dieser Studie sollten daher einen möglichst ähnlichen Zeithorizont aufweisen, d.h. entweder über ähnlich lange Auslandsaufenthalte verfügen (zwischen einem und mehreren Jahren) oder über viele Jahre hinweg regelmäßig im Ausland arbeiten, so dass diese Arbeitszeiten im Ausland einen bedeutenden Abschnitt in ihrem Leben einnehmen. Der Hauptwohnsitz sollte sich bei allen nach wie vor im Herkunftsland befinden, zu dem sie immer wieder abschnittsweise zurückkehren. Für die Gruppe der hochqualifizierten MigrantInnen trifft dies in der Regel zu. Viele ArbeitsmigrantInnen in Deutschland (wie Türken, Italiener, Griechen) wohnen jedoch schon seit zwei, z. T. drei Generationen in Deutschland und passen daher nicht in dieses Forschungssetting. Aktuelle ArbeitsmigrantInnen finden sich hingegen in den seit dem Mauerfall verstärkten Migrationsbewegungen von Ost- nach Westeuropa. Daher bilden vor allem diese Personen aus Osteuropa, die für bestimmte Zeitabschnitte wiederholt in Deutschland arbeiten, die Vergleichsgruppe der niedrig qualifizierten MigrantInnen.

Während die Migrationsforschung bisher sehr intensiv der Frage nachging, wie und in welcher Weise Integration von MigrantInnen in die Gastgesellschaft möglich ist und gefördert werden kann, möchte Pries (2005) dies mit der Frage ergänzen, welche verschiedenen Typen nationaler und transnationaler Inkorporation in der Gegenwart existieren und in Zukunft entstehen könnten (Pries 2005, 33). Die vorliegende Studie wird u.a. Antworten auf diese Frage liefern.

Auch Cyrus (2000) ging dieser Frage nach, konstruierte hierzu auch eine Typologie, die jedoch idealtypisch konstruiert und daher nicht in empirischen Daten verankert ist. Er unterscheidet fünf MigrantInnentypen:

1. Einwanderer, die möglichst nur noch in der Aufnahmegesellschaft integriert sind
2. TransmigrantInnen, sowohl in Herkunfts- als auch Zielgesellschaft integriert
3. PendelmigrantInnen, weiterhin in Herkunftsgesellschaft, nur beruflich in die Aufnahmegesellschaft integriert
4. Wurzellose (Marginal Man), in beiden Gesellschaften nicht angemessen integriert
5. Community-Siedler, völlig in eine Auswandererkolonie im Aufnahmeland eingekapselt, und Bezug nur zum Herkunftsland

Cyrus zufolge müssten bei der Analyse von Migrationsprozessen alle Typen berücksichtigt werden. In den deutschsprachigen Debatten um die Integration von ZuwanderInnen würde jedoch vor allem der erste Typus im Mittelpunkt stehen, da die Integration ins Gastland als die ideale Lösung angesehen werde (Cyrus 2000, 101f.). Hierunter fallen die so genannten „Gastarbeiter“ bzw. ArbeitsmigrantInnen. Die weiteren – unter Punkt zwei bis fünf genannten – Formen, die unterschiedliche Integrationsmuster aufweisen und von Cyrus mit den Bezeichnungen der hybriden, prekären, gespaltenen und doppelten Integration deklariert werden, würden dabei meist vernachlässigt (ebd.). Mit der vorliegenden Arbeit soll unter anderem diese Forschungslücke geschlossen werden, in dem gerade Personen befragt werden, die sich nicht dauerhaft niederlassen wollen, ihren Hauptwohnsitz nach wie vor im Heimatland belassen und sich daher in der Regel auch weniger intensiv in die Aufnahmegesellschaft integrieren und eher hybride oder auch gesplattene Identitäten ausbilden.

Im Folgenden werden die unter Punkt zwei bis vier genannten TransmigrantInnen, PendelmigrantInnen und Wurzellose gemeinsam in einem erweiterten Sinne als Transnationale MigrantInnen bezeichnet, da die Frage nach Integration oder Nicht-Integration, die von Cyrus als Grundlage zur theoretischen Typenbildung verwendet wurde, erst nach Auswertung einer Befragung geklärt werden kann. Transnational bedeutet für die vorliegende Studie nach eigener und größtenteils auf Kernaussagen anderer AutorInnen (Glick-Schiller et al. 1997; Pries 1998) ba-

sierender Definition, dass sich migrierende Personen nicht mehr wie frühere EinwanderInnen gänzlich räumlich vom Herkunftsort lösen, sondern regelmäßig in ihr Heimatland zurückkehren. Ihnen gemein ist zudem, dass ihre Migration zwar auch auf Dauer angelegt ist, aber vor allem einen Prozess darstellt, in dem sie mehrsträngige Sozialbeziehungen herstellen und pflegen, welche die Herkunfts- und Ankunftsgesellschaft miteinander verbinden. Ein bedeutendes Charakteristikum dieser MigrantInnen ist daher auch die Beibehaltung des ersten Wohnsitzes im Heimatland.

Alle MigrantInnen werden – zumindest zu Beginn ihres Auslandsaufenthaltes – mit Fremdheit konfrontiert. Denn ein Einwanderer bzw. Transmigrant ist zunächst ein Fremder, „der heute kommt und morgen bleibt“ (Simmel 1908, 509). Er gehört nicht zur Gruppe, in die er hinein kommt. Das weitere Zusammenleben mit Personen dieser fremdkulturellen Zusammenhänge kann ein Auslöser für eine andere gesellschaftliche Position im Ausland sein, denn der Auslandsaufenthalt verändert die bisher bekannten Regelungen und das bisherige Alltagswissen, das „Denken wie üblich“ (Schütz 1972). Zudem regt es in vielen Fällen zur intensiven Auseinandersetzung mit fremdkulturellen Zusammenhängen und der eigenen Position hierin an. Entsprechend kann ein Auslandsaufenthalt wie ein Katalysator verstärkend für eine veränderte interkulturelle Selbstpositionierung wirken. Auch Breckner (2005) stellt aufgrund ihrer biographischen Untersuchungen osteuropäischer MigrantInnen fest, dass es einen migrationsspezifischen Zusammenhang gibt, der „potentiell einen differenzierenden Erfahrungshorizont gegenüber Nicht-MigrantInnen konstituiert“ (Breckner 2005, 417). Die Erfahrung von Krisen würde hierbei eine besondere Rolle spielen, die zwar nicht auf die Migration beschränkt seien, sondern sich auch im Alltag sowie in verschiedenen lebensgeschichtlichen und gesellschaftlichen Bezügen finden. In Bezug auf Migrationsprozesse sei jedoch zu erwarten, „dass in für sie typischen Situationen, vor allem alltägliche bzw. strukturelle Formen der Fremdheit zu einer Antwort bzw. zu einem Umgang herausfordern“ (ebd. 418f.).

Neupositionierungen sind somit auch lokal im Heimatland durch neue Erfahrungen, Erlebnisse und veränderte Lebensbedingungen denkbar. Aber Schwierigkeiten wie die Konfrontation mit Vorurteilen, Gefühle der Ausgegrenztheit etc.

treten im Ausland verstärkt auf, welches der speziellen sozialen Situation geschuldet ist. Auch das Gefühl, sich am Rand einer sozialkulturellen Gruppe zu finden, ist durchaus in lokalen Zusammenhängen auch ohne Auslandserfahrung möglich. Denn es gibt heute eine größere Anzahl Menschen, die, obwohl sie zu Hause bleiben, ihre lokale Kultur nicht mehr als sinnvoll und akzeptabel ansehen (Hannerz 1990, 249). Beachtet man zudem die Tatsache, dass nicht alle Individuen oder soziale Gruppen in gleichem Maße eine übergeordnete, gemeinsame Kultur teilen, sondern sich stets Subkulturen bilden, so kann konstatiert werden, dass Marginalität, die durch diese Abgrenzungsmechanismen hervorgerufen wird, in jeder modernen Gesellschaft existiert (Enruweit zit. in Billson 1988, 184). Zudem tritt Marginalität dann auf, wenn sich eine Person zumindest teilweise mit zwei Referenzgruppen identifiziert, aber von keiner absolut anerkannt wird. Dies kann in jeglicher denkbaren, sozialen Situation geschehen (Billson 1988, 187).

Obwohl diesen Überlegungen entsprechend jede Person in eine soziale Randposition geraten kann, können Transnationale MigrantInnen im Speziellen durch ihre zwangsläufige Erfahrung der Fremdheit und der Marginalität als Vorreiter für die Erfahrungen und den Umgang mit dieser Zwischenposition gesehen werden. Da grenzüberschreitende Zusammenhänge im Zuge der Globalisierung weiter zunehmen, kann zudem gefolgert werden, dass Marginalisierungs-Erfahrungen – und die entsprechenden souveränen oder leidenden Umgangsweisen hiermit – zukünftig häufiger auftreten. Auch Stonequist (1961) befand bereits in den 1960er Jahren aufgrund wirtschaftlicher Konkurrenz und wechselnden sozialen Beziehungen eine dauerhafte Anpassung grundsätzlich nur als schwierig realisierbar. Stattdessen sah er marginalisierte Persönlichkeiten in unterschiedlichen Ausprägungen als ein Charakteristikum der modernen Welt (Stonequist 1961, 2). Keine eindimensionale Anpassung, sondern ein vermehrtes Auftreten von bikultureller Partizipation ist heute z.B. auch unter jugendlichen MigrantInnen der zweiten und dritten Einwanderergeneration in Deutschland zu verzeichnen, welche eben nicht zwischen Herkunfts- und Ankunftsland unterscheiden, sondern aus der objektiv gegebenen Zwischenposition eine Verbindung beider Kulturen herstellen (Glatzer/Krätschmer-Hahn 2004, 106). Hartmut Esser (2001, 15) sieht gar den Typus des Marginalisierten im Zuge der

Globalisierung und der zunehmenden Kreuzung aller sozialen Kreise als den „neuen und zahlenmäßig ansteigenden Typ der Beziehungen von Akteuren zu den diversen Gesellschaften“.

Es stellt sich nun die Frage, ob tatsächlich alle MigrantInnen und vor allem Transnationale MigrantInnen überwiegend Randpersönlichkeiten ausbilden, wie es aufgrund der zuvor beschriebenen Ansichten und Forschungen den Anschein hat. Oder verbinden alle TransmigrantInnen tatsächlich idealer Weise – wie es AutorInnen der Transmigrationsforschung implizieren (vgl. Glick-Schiller et al. 1997; Pries 1997) – ihre Kontakte zum Herkunftsland mit denen im Gastland und sind daher in beiden Gesellschaften in für sie angemessener Weise integriert? Um diese Frage klären zu können, soll zunächst untersucht werden, wie TransmigrantInnen mit Fremdheit im Ausland umgehen, welche Strategien sie hierbei anwenden und wie sie sich aufgrund dieser Erfahrung im interkulturellen Kontext positionieren. Anhand der Selbstpositionierung kann zudem der Grad ihrer Annäherung an die Kultur der Aufnahmegesellschaft oder ihre mögliche Abgrenzung hiervon dargelegt werden.

Zusammenfassend wird die vorliegende Studie die Bedeutung von Auslandserfahrung, speziell am Beispiel von hoch- und niedrigqualifizierten MigrantInnen, für das interkulturelle Zusammenleben darlegen und die folgenden Fragen klären:

- Welche Strategien entwickeln Grenzgänger bzw. TransmigrantInnen im Umgang mit Fremdheit während ihrer Arbeitsaufenthalte in fremden Ländern und Kulturen, und welche Formen des interkulturellen und sozialen Zusammenlebens entwickeln sich auf diese Weise?
- Führen Grenzüberschreitungen in Form von längeren beruflichen Auslandsaufenthalten zu einer kulturellen Annäherung und mehr Offenheit gegenüber fremden Kulturen oder eher zur Verstärkung kultureller Grenzen?
- Wie beeinflusst die berufliche Qualifikation bzw. die ausgeübte Tätigkeit die Erfahrung im Ausland? (Vergleich hoch- mit niedrigqualifizierten MigrantInnen)

Da die Studie explorativ, induktiv und somit thesengenerierend angelegt ist, bietet sich ein qualitatives Forschungsdesign an, welches einen tiefenscharfen Aus-

schnitt der sozialen Realität abbilden kann. Hierzu werden zwölf Personen, je sechs aus der Gruppe der hochqualifizierten sowie sechs niedrig qualifizierte MigrantInnen in Form von narrativen themenzentrierten Interviews befragt. Sowohl die Auswahl der MigrantInnen als auch die sich an die empirische Erhebungsphase anschließende Analyse wird – so weit es möglich ist – entlang der Grounded Theory (Glaser/Strauss 1998) vorgenommen. Das heißt, die Interviews werden zunächst einzeln analysiert und der nächste Gesprächspartner auf der Grundlage der dadurch gewonnenen neuen Erkenntnisse ausgewählt (theoretical sampling). So können persönliche Merkmale (wie Geschlecht, Alter, ausgeübte Berufstätigkeit) oder Erfahrungen (wie z.B. Erfahrung in nur einem oder in mehreren fremden Ländern) der Interviewpartner im nächsten Gespräch kontrastiert oder verglichen werden.

Die Interviews werden wörtlich transkribiert und mit Hilfe von Kodierungen in Kategorien und Subkategorien unterteilt. Während des intensiven Kodierens wird stets nach der Schlüsselkategorie Ausschau gehalten, die die eigentliche Geschichte und das Hauptthema des Interviews repräsentiert. Auf diese Weise werden zunächst alle Interviews separat ausgewertet, bevor es zum Vergleich und einer gezielten Gegenüberstellung der unterschiedlichen Gespräche kommt. Auf diese Weise können Typen gebildet werden. Denn ein Zwischenziel der Studie zur Beantwortung der Forschungsfragen ist es, eine Typologie des Umgangs mit Fremdheit aus den Interviews zu entwickeln und die Gründe sowie Funktionen für das jeweilige Verhalten zu erkunden. Die gebildeten Typen werden anschließend mit Hilfe des empirischen Materials in phänomenologischer Weise charakterisiert (dichte Beschreibung).

In weiteren Analyseschritten werden die Typen in Bezug zueinander gesetzt. Somit können die Zusammenhänge der Typen und mögliche Übergänge zwischen ihnen aufgezeigt werden. Zudem können die Bedingungen, die zu den vorgefundenen Typen geführt haben, heraus gearbeitet werden.

Die Typologie zum Umgang mit Fremdheit wird darüber hinaus Aufschluss über die Formen des interkulturellen Zusammenlebens aus der Perspektive der TransmigrantInnen geben und zeigen, inwiefern Auslandsaufenthalte bzw. Transnationale Migrationen dazu dienen können, kulturelle und soziale Grenzen zu überschreiten und warum dies eventuell nicht möglich ist. Auch werden

Bedingungen für (negativ und positiv empfundene) Randpositionen thesengenerierend erarbeitet.

Die Arbeit wird unterschiedliche theoretische Konzepte miteinander verbinden, die bisher voneinander getrennt behandelt wurden, indem sie zeigt, dass klassische Konzepte früherer Migrationsforschung – vor allem das Konzept des Marginal Man und die relativ neue Kosmopolitendebatte – auch die aktuellen und offenbar neuen Migrationsformen der Transmigration erklären und verdeutlichen können.

Inhalt:

Da die Interviews für diese Studie aus forschungspraktischen Gründen (und weil sich die Problematik gerade auch in Deutschland stellt), größtenteils mit Personen geführt wurden, die nach Deutschland einwanderten und mit Deutschen, die für längere Zeit aus der Bundesrepublik auswanderten, wird in den Kapiteln **2.1.1 Einwanderung nach Deutschland** und **2.1.2 Auswanderung aus Deutschland** das Migrationsgeschehen in Deutschland aufgearbeitet. Die aktuelle Migrationsforschung nimmt sich verstärkt der Untersuchung des offenbar neuen Phänomens von Transnationaler Migration an, in die auch die vorliegende Arbeit eingebettet ist. Hierauf wird im nachfolgenden Kapitel **2.1.3 Transnationale Migration** eingegangen.

Längere und auch regelmäßig wiederkehrende Auslandsaufenthalte sind bedeutende Lebensabschnitte für die betreffenden Personen selbst und für das soziale Leben mit den sie umgebenden Menschen. Im Ausland und auch zurück in der Heimat können Prozesse ablaufen, die sich förderlich, aber auch hinderlich auf das soziale Miteinander zwischen den Kulturen und innerhalb der eigenen kulturellen Kreise auswirken können. Die Erlebnisse der Fremdheit und Marginalität bilden in dieser Studie die zentralen Prozesse, die Erklärungen für das interkulturelle Zusammenleben liefern. Sie sind eine Barriere und eine potentielle Chance zugleich. Zunächst sind sie eine Herausforderung, die zu einer Barriere werden oder je nach Umgangsweise und äußeren Faktoren auch eine Chance sein kann: Eine durch die Arbeitsaufnahme im Ausland entstandene soziale Randposition kann entweder selbst positiv bewertet oder als belastend empfunden und auch nach einiger Zeit überwunden werden. Daher schließen sich

Konzepte, die diese Umgangsweisen mit Fremdheit in der Migration theoretisch erklären können, im Kapitel **2.2 Theoretische Konzepte zu Fremdheit in der Migration** an den Forschungsstand der Migration an:

Das Kapitel **2.2.1 Der Fremde** stellt hierzu einleitend die Ausführungen von Simmel (1908) und Schütz (1972) zum Thema Fremdheit dar, wobei sich Simmel eher auf die soziale Situation des Fremden konzentriert, und anhand von Schütz's Überlegungen der Prozess der Annäherung an eine fremde Gruppe nachgezeichnet werden kann. Der Umgang mit Fremdheit und den anfänglichen Problemen, die Schütz als „Krisis“ bezeichnet, geben, wie die Studie in den nachfolgenden Kapiteln zeigt, den Weg für die weitere Entwicklung vor. Diese kann eine Positionierung als Kosmopolit auf der einen oder als Marginal Man auf der anderen Seite bedeuten. Im Kapitel **2.2.2 Der Kosmopolit** wird daher die wissenschaftliche Diskussion um Definitionen und Voraussetzungen einer kosmopolitischen Haltung dargestellt. Das von Park (1960) nachhaltig geprägte Konzept des Marginal Man im darauffolgenden Kapitel **2.2.3 Der Marginal Man** wird nicht so kontrovers diskutiert wie das Konzept des Kosmopoliten, weist aber auch zwei unterschiedliche Ausprägungen auf: Marginalität einerseits als leidvolle Randposition und andererseits als neutrale, soziale Situation, aus der heraus ein Individuum problemlos zwischen zwei oder mehreren Kulturen hin und her wechselt. Das Kapitel **2.2.4 Weitere Konzepte** schließt den theoretischen Teil der Arbeit ab und stellt weitere Konzepte vor, die den positiven Umgang mit Fremdheit herausstellen.

Die Forschungsmethode und die empirische Umsetzung der Fragestellung mit Hilfe offener, themenzentrierter Interviews, sowie ihre anschließende Analyse inklusive des Forschungsprozesses sind Gegenstand des Kapitels **3. Forschungsdesign**.

Die Analyse und Darlegung der Ergebnisse durchziehen das nachfolgende Kapitel **4. Selbstverortung im Transnationalen Raum**: Nach Darstellung des vollzogenen Typenbildungsprozesses in Kapitel **4.1 Analyse und Typenbildung** und einem ersten Überblick über die gebildeten Typen in Kapitel **4.2 Typologie Übersicht** werden die vorgefundenen Typen in phänomenologischer Form erklärt und auf diese Weise Besonderheiten und Unterschiede herausgearbeitet (Kap. **4.3 Typen der transnationalen Selbstverortung**). In einem weiteren Schritt werden

diese einzelnen Typenbeschreibungen auf erklärende Hinweise der Hauptkategorien untersucht und hieraus Hypothesen zu den Bedingungen der Selbstverortung gebildet. In diesem Kapitel **4.4 Bedingungen der Selbstverortung** wird somit aufgezeigt, welche Bedingungen vor negativen Positionierungen (vor allem den als negativ empfundenen Marginal Man) schützen können, und welche Faktoren die von den Individuen als positiv empfundenen Verortungen (wie z.B. die der Kosmopoliten) unterstützen. Der bedeutenden Rolle der Marginalität in dieser Studie wird ein weiteres Kapitel **4.5 Marginalität** mit dem Focus auf besondere Kennzeichen und der Prozesshaftigkeit von Marginalität gewidmet, die auf Basis der Typologie und den Gesprächen entwickelt wurden.

Das abschließende Kapitel **5. Schlussgedanken** fasst die wichtigsten Ergebnisse zusammen und zieht Bilanz. Es wird gezeigt, in welcher Weise die Arbeit einen Forschungsbeitrag zur **Soziologie der Zwischenräume (Kap. 5.1)** darstellt, und es wird im darauf folgenden Unterkapitel **5.2 Überwindung oder Verstärkung kultureller Grenzen?** die Frage beantwortet, ob mit den regelmäßigen Grenzüberschreitungen, die TransmigrantInnen vornehmen, tatsächlich kulturelle Grenzen überwunden oder gar neue Grenzen errichtet werden.

2. Forschungsrahmen

Die vorliegende Arbeit ist in zwei Theoriebereiche eingebettet: Im ersten Teil dieses Kapitels werden Migrationsbewegungen mit Deutschland als Ausgangs- und Zielland dargestellt und mit Diskussionen und Forschungen zur aktuellen Transnationalen Migration ergänzt. Der zweite Teil umfasst Konzepte zum Umgang mit Fremdheit in der Migration. Für diese Arbeit haben sich vor allem das Konzept des Marginal Man und die zum Teil kontroverse Diskussion um kosmopolitische Eigenschaften als hilfreiche Theoriebasis erwiesen, die auch relevante Verbindungen zur Transnationalen Migration aufzeigen.

2.1 Migration

Migration oder auch „Wanderung“ bezeichnet Bewegungen von Menschen, die mit einem relativ dauerhaften Aufenthalt in der neuen Region oder gar der Verlagerung des Lebensmittelpunktes verbunden ist. Hierbei stehen ökonomische, familiäre oder politische Motive im Vordergrund. Eher kurzzeitige touristisch motivierte Aufenthalte werden somit ausgeschlossen (Treibel 1998, 462).

Im Jahr 2006 verließen 191 Millionen Menschen weltweit ihr Heimatland auf der Suche nach einem besseren Leben. Ein Drittel von ihnen wanderte in die Industrieländer, die in den letzten Jahrzehnten einen deutlichen Anstieg der Einwanderungszahlen verzeichneten (Rößler 2006). So lebten in den Staaten Westeuropas im Jahr 1950 rund 4 Millionen Personen mit Migrationshintergrund, 1970 bereits 11 Millionen und Anfang der 1990er Jahre 19 Millionen MigrantInnen. Ähnliche Trends lassen sich auch in den USA und in Australien erkennen: Kamen in den 1950er Jahren jährlich 250.000 Einwanderer – zu 50% aus Europa – in die Vereinigten Staaten, so sind es Anfang der 1990er Jahre bereits über 800.000. Nur sind es heute kaum noch europäische Auswanderer, sondern hauptsächlich MigrantInnen aus Lateinamerika und Asien. Auch in Australien ist eine Trendwende in der Herkunft der MigrantInnen zu verzeichnen: Nicht mehr der Zuzug aus Großbritannien dominiert die Haupteinwanderungsströme, sondern EinwanderInnen aus den asiatischen Ländern (Merz-Benz/Wagner 2002, 9f.).

In Europa verliefen jahrzehntlang die Migrationsströme in Süd-Nord-Richtung, heute kommen neue Richtungen hinzu oder kehren die früheren um: Während beispielsweise Spanier und Italiener – vor allem in den 1960er und 1970er Jahren – ihr Land in Richtung Nordeuropa verließen, ziehen heute Menschen aus Osteuropa und der Dritten Welt nach Südeuropa. Aber auch Russland und die Länder Osteuropas haben Anfang des neuen Jahrhunderts deutlich an Attraktion für MigrantInnen gewonnen (Rößler 2006). Teilweise kommt es zu Kettenmigrationen, denn beispielsweise migrieren viele Krankenschwestern aus Großbritannien in die Vereinigten Staaten und Kanada, und ihre frei gewordenen Stellen werden durch Fachpersonal aus der Dritten Welt, aber auch aus Osteuropa und Deutschland ersetzt (ebd.). Im Zuge der Wanderungsbewegungen von Ost- nach Westeuropa lassen sich ähnliche Kettenmigrationen beobachten: Während z.B. polnische PendelmigrantInnen in Deutschland Saisonarbeit verrichten, übernehmen MigrantInnen aus der Ukraine zwischenzeitig die Arbeit in den polnischen Haushalten (Hyna 2007).

2.1.1 Einwanderung nach Deutschland

Deutschland war in den ersten Jahren nach Ende des zweiten Weltkrieges vom Zuzug und der Integration von über neun Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten geprägt (Currle 2004, 18). Später, in den 1960er Jahren, kamen die ersten angeworbenen ArbeitnehmerInnen aus den Mittelmeerländern in die Bundesrepublik, um die besseren Verdienstmöglichkeiten zu nutzen und mit gespartem Kapital wieder zurückzukehren. Die Rückkehr traten jedoch nur wenige an. Viele sind heute im Rentenalter, die zweite und dritte Generation wächst bereits im „Gastland“ heran (TAZ 2002). Wie ein solcher Lebensverlauf in der Fremde aussehen kann, illustriert der Bericht zum 40jährigen Jubiläum der ersten türkischen Einwanderung:

Im Oktober 1961 kommt Osman Kalin nach Hockenheim, arbeitet dort in einer Heizungsfabrik und findet über die Jahre auch zahlreiche deutsche Freunde. Einmal pro Jahr fährt er in seine Heimat. Fast 20 Jahre später zieht er nach Berlin-Kreuzberg. Hier werden seine Landsleute um ihn herum immer zahlreicher, in den Fabriketagen eröffnen die ersten Moscheen. Infolge dessen wird der Kontakt zu Deutschen immer seltener. Mit knapp 60 Jahren pilgert er nach Mekka, sein

gewachsener Pilgerbart signalisiert nach außen, was auch im Innern geschehen ist: die „Rückkehr eines alten Wanderers ins Land der Kindheit“ (Schuller 2001) bzw. die verstärkte Hinwendung zu seiner Herkunftsreligion, dem Islam. Kalin hat mittlerweile neben der „Insel“ seiner Herkunft auch noch eine türkische Insel in Berlin (ebd.). Dies wird als klassischer Verlauf der ehemaligen GastarbeiterInnen gesehen, denn die Einwanderer der ersten Stunden erfahren nun, was es bedeutet, nach einem Lebensalter der Migration in der Diaspora in die Jahre zu kommen. 1992 waren erst 13.000 Türken in Deutschland älter als 65, Ende 2001 waren es mehr als viermal so viele: 60.000 (ebd.).

Das Verhalten der Kinder bzw. Enkelkinder der ehemaligen „Gastarbeiter“ unterscheidet sich oftmals sehr deutlich von dem der Eltern. Sie kleiden sich wie deutsche Jugendliche in ihrem Alter und setzen sich zum Teil intensiv mit ihrer Herkunft auseinander, um ihr „authentisches Selbst“ zu finden: Die Formulierung, zu den eigenen Wurzeln zurückzukehren, nimmt eine zentrale Stelle in den Erzählungen der von Sigrid Nökels (2002) befragten islamischen Migrantinnen in Deutschland ein. So lässt sich das Kopftuch als äußeres Zeichen der inneren islamischen Identifikation erkennen, welches stolz in Kombination mit der ansonsten westlichen Jugendkultur-Kleidung getragen wird (Nökel 2002).

Auch ist im Bereich der Bildung und der beruflichen Tätigkeit ein Wandel zu verzeichnen: Während die erste Generation für handwerkliche Tätigkeiten angeworben wurde, schaffen etliche Migrantenkinder durchaus höhere Bildungsabschlüsse in Deutschland. Mittlerweile ist ein deutschtürkisches Bildungsbürgertum herangewachsen, und stetig wächst die Zahl der Akademiker und Unternehmer (Gaschke 2003), obwohl Türken in Deutschland wirtschaftlich deutlich schlechter gestellt sind, und der Bildungsstand deutlich geringer ist als bei anderen großen Ausländergruppen wie zum Beispiel Italiener, Griechen oder Spanier (Die Zeit 28.08.03). Aufgrund der erhöhten Arbeitslosigkeit in Deutschland, die auch Personen nicht-deutscher Herkunft trifft, gestalten sich viele MigrantInnen ihre berufliche Zukunft durch den Sprung in die Selbstständigkeit (Hunger/Thränhard 2001).

Dass es neben der größten Einwanderungsgruppe der Türken, gefolgt von Italienern und Griechen, auch noch andere Herkunftsländer gibt, aus denen in den 1960er und 1970er Jahren ArbeitnehmerInnen nach Deutschland einreisten, wird

meist übersehen. 8.000 Bergleute und 10.000 Krankenschwestern kamen in diesen Jahren beispielsweise aus Korea in die Bundesrepublik. Im Unterschied zu den MigrantInnen aus den Mittelmeerländern, kehrten die Hälfte der koreanischen Einwanderer nach Ablauf ihrer Arbeitsverträge in die Heimat zurück oder gingen in die Vereinigten Staaten (Schnitzler 2002). Sie werden vermutlich daher kaum thematisiert, weil sie zum einen zahlenmäßig eine untergeordnete Rolle spielen und sich zum anderen in den 1980er und 1990er Jahren die Zusammensetzung der koreanischen Minderheit in Deutschland durch den vermehrten Zuzug von Studenten und Geschäftsleuten wandelte (Schnitzler 2002). Bildungsorientierte Auslandsaufenthalte oder Entsendungen internationaler Firmen werden nicht unter der klassischen „Gastarbeitermigration“ verhandelt, sondern unter Wanderung hochqualifizierter MigrantInnen, wie später noch genauer gezeigt wird.

Seit Anfang der 1990er Jahre lassen sich durch den Zusammenbruch des Sozialismus vermehrte Migrationsbewegungen aus Osteuropa nach Deutschland feststellen. Diese neuen und immer noch aktuellen pendelartigen Wanderungen über nationalstaatliche Grenzen hinweg werden im Kapitel „2.1.3 Transnationale Migration“ dargestellt und die Besonderheiten einer Transnationalen Migration anhand von weltweiten Forschungsbeispielen herausgearbeitet. Denn diese unterscheidet sich von der einmaligen Einwanderung, die in Deutschland dazu geführt hat, dass im Jahr 2005 bereits jeder Fünfte der Bevölkerung über einen Migrationshintergrund verfügt: 7,3 Millionen mit und acht Millionen ohne deutschen Pass (FAZ 07.06.06).

Exkurs: Hochqualifizierte MigrantInnen

Neben den MigrantInnen, die im Niedriglohnsektor beschäftigt sind, nehmen Personen nicht-deutscher Herkunft auch im Dienstleistungssektor, vor allem in international tätigen Unternehmen, in Deutschland ihre Arbeit auf. Vor allem die Prozesse der Globalisierung führten weltweit zu einer Zunahme der Migrationsbewegungen und verstärkte die internen Austauschprozesse von Angestellten international operierender Firmen (Rößler 2006). Zudem entstand in den 1990er Jahren in den Industriestaaten ein Fachkräftemangel durch die stark und schnell angewachsene IT-Branche (Düvell 2006, 137).

Zwischen 1990 und 2000 stieg daher die Zahl der MigrantInnen mit einer sehr guten Ausbildung, die aus Entwicklungsländern in OECD-Länder migrierten, von 12 auf 20 Millionen. Zwei Drittel von ihnen wandert trotz „Greencard-Initiative“ der Deutschen Bundesregierung für den IT-Sektor weiterhin in die Vereinigten Staaten (Rößler 2006).

In der Migrationsforschung spielt die Einwanderung hochqualifizierter Fach- und Führungskräfte im Vergleich zur „Gastarbeitermigration“ nach wie vor eine untergeordnete Rolle. Sie wurde in den 1960er und frühen 1970er Jahre als „brain drain“, „brain gain“ oder „brain waste“ diskutiert. Auslöser für die damalige internationale Migrationsforschung war die Sorge der Entwicklungsländer vor dem Verlust ihrer Eliten (Hillmann/Rudolph 1996, 1). Das in den folgenden zehn Jahren (1975 – 1985) stark aufkommende Interesse an „Gastarbeiterwanderungen“ verdrängte diesen Forschungsbereich (Wolburg 1999). So gab es bis 1993 im deutschen Sprachraum keine öffentliche oder wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Migrationstypus (Freund 1998, 57f).

Vor dem Hintergrund der Globalisierung von Wirtschaftsaktivitäten seit Mitte der achtziger Jahre geriet die Mobilität von hochqualifizierten Arbeitskräften wieder in den Vordergrund der Migrationsforschung (Hillmann/Rudolph 1996, 1). Freund (1998) zählt die Personengruppe der Hochqualifizierten neben AsylbewerberInnen und EinwanderInnen ohne legalen Status zur postindustriellen Bewegung und zur dritten Welle² der internationalen Wanderung in Europa seit 1950 (Freund 1998, 57).

Obwohl Migrationsbewegungen der „Gastarbeiter“ und der hochqualifizierten MigrantInnen zeitlich nicht exakt nacheinander, sondern eher parallel verliefen, werden sie heute größtenteils immer noch als getrenntes Phänomen gesehen und behandelt. Dies beruht hauptsächlich auf der Tatsache, dass Wanderungen von hochqualifizierten Arbeitskräften nicht als „Problem“ für die Aufnahmegesellschaft angesehen werden (Hillmann/Rudolph 1997, 245; Stalker 2000, 107). Zudem ist der Umfang der Wanderung hoch qualifizierter ArbeitnehmerInnen

² Die Arbeitsmigration sieht er als erste und die Familienzusammenführung nach dem Anwerbestopp als zweite Wellenbewegung.

deutlich niedriger als die weltweiten so genannten Massenwanderungen. Die Bedeutung dieser Wanderungsbewegungen ist jedoch in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht – vor allem für die Herkunftsländer – nicht unerheblich. So migrierten beispielsweise mehr als 60 Prozent der HochschulabsolventInnen der Medizin aus Korea in den 1990er Jahre in die USA, und der Abgang von Experten aus Ägypten, Nigeria, Sudan, Somalia und anderen Entwicklungsländern war so massiv, dass die Gesundheitsversorgung in den Herkunftsländern gefährdet war (Hillmann/Rudolph 1996, 5). Auch das Einsatzgebiet im Arbeitsmarkt ist bei den beiden Migrationstypen unterschiedlich. Während höher qualifizierte MigrantInnen im primären Sektor des Arbeitsmarktes ihre Tätigkeit ausüben, wurden Gastarbeiter für Aufgaben im sekundären Segment angeworben (Hillmann/Rudolph 1997, 245).

Es wird davon ausgegangen, dass diese internationale Mobilität weiter zunehmen wird, da die Nachfrage nach hoch spezialisierten Arbeitskräften in den Entwicklungsländern nach wie vor hoch ist, und multinationale Unternehmen den Transfer von Fach- und Führungskräften fortsetzen (Findlay 1991). Die südostasiatischen Schwellenländer, die sich zu finanziellen Dienstleistungszentren entwickelt haben, rekrutierten hierzu ebenfalls eine bedeutende Anzahl hoch qualifizierter Arbeitskräfte aus den Industrieländern (Lim 1993).

Allan Findley (1991) unterscheidet vier Typen der Wanderung von Hochqualifizierten:

1. Hochqualifizierte Gastarbeiter, die **zwischen Entwicklungsländern** wandern
2. Trainees und selbstständige Berufstätige, die aus **Entwicklungsländern** in die **Industriestaaten** emigrieren
3. Technische Fach- und Führungskräfte multinationaler Unternehmen, die auf der Basis von **Kurzzeitverträgen** in **Entwicklungsländer** transferiert werden
4. Personalbewegungen **innerhalb multinationaler Unternehmen**, die zwischen den Niederlassungen transferiert werden

Den empirischen Ergebnissen von Hillmann/Rudolph (1996) zufolge müsste der vierte Punkt in zwei weitere Kategorien unterteilt werden:

- a) Ausländische Fachkräfte mit Expatriate Status (Expats)³
- b) Ausländische Fach- und Führungskräfte ohne vollen Expatriate Status (Hybrids)

Denn sie fanden heraus, dass multinationale Unternehmen in Polen den Arbeitsmarkt für hoch qualifizierte MigrantInnen unterschiedlich einteilen. So erhielten nicht-polnische Fachkräfte alle Zulagen eines Expatriates. So genannte „Hybride“ hingegen, die zwar im Ausland leben, aber entweder selbst Polen sind oder zumindest ein Elternteil polnischer Herkunft ist, hätten nur geringere Verhandlungsmacht und würden daher nur teilweise Zulagen bekommen. Sie galten vor allem in der Anfangsphase der Transformation als Brücke zwischen den Kulturen (Hillmann/Rudolph 1996, 20f.).

Zudem gibt es diejenigen, die sich aus eigenem Interesse über die Landesgrenzen hinweg eine neue Arbeitsstelle suchen. Hierzu zählen nicht nur ArbeitnehmerInnen aus internationalen Firmen, sondern auch StudentInnen und WissenschaftlerInnen. Nach neusten Erkenntnissen reist sogar die Mehrheit der Hochqualifizierten „auf eigene Faust“, während nur ein geringerer Teil dieser Gruppe von international tätigen Unternehmen in ausländische Niederlassungen transferieren lassen (Stalker 2000, 109). Die letztgenannten können meist auf die Hilfe des Arbeitgebers bei Wohnungs- und Arztsuche zurückgreifen. Ihr Einkommen ist vertraglich gesichert, zum Teil bedeutet eine Entsendung sogar Lohnzuwachs. Dem Migrationstypus der Hochqualifizierten wird daher auch ein hoher Grad an Institutionalisierung zugesprochen (Salt 1992).

Entsprechend unterschiedlich fallen die täglichen Sorgen und Aktivitäten dieser beiden Personengruppen aus, wie eine Amerikanerin in einer Studie von Robin Pascoe (2003) berichtet:

There is a gap between “corporate” expats and “self-sponsored” expats like us. (...) I have been going to the American Women’s Club. The women are all wonderful and friendly but their problems are definitely different than mine. (...) They are trying to find “decent” 5-bedroom homes in Prague, stay busy without work, find a maid or a nanny while I’m trying to afford our tiny two-room flat, negotiate with my new employers, and navigate the Czech bureaucracy for permits. It’s almost like we’re on different planets (Pascoe 2003a).

³ Weitere Erklärungen zu „Expats“ siehe weiter unten auf den folgenden Seiten

Delegierte Fach- und Führungskräfte internationaler Firmen (Expats)

Delegierte Fach- und Führungskräfte internationaler Firmen, in der englischsprachigen Literatur als „Expats“ bezeichnet, bilden den Schwerpunkt der Erforschung der Migration hochqualifizierter ArbeitnehmerInnen. Bei diesen Auslandsentsendungen stellen nach wie vor männliche Fach- und Führungskräfte die Mehrheit dar. Die wenigen Frauen, die eine Tätigkeit im Ausland annehmen – die Quote liegt je nach Studie zwischen drei und elf Prozent – sind überwiegend ledig oder geschieden und gehen dementsprechend auch eher unbegleitet ins Ausland. Dagegen nehmen nahezu alle männlichen Entsandten ihre Partnerinnen bzw. ihre Familie mit (Gross 1994; Hild 1999).

Zunächst verwundert es wenig, dass die Altersstruktur der in Deutschland lebenden hochqualifizierten MigrantInnen deutlich von der der deutschen Bürger abweicht. Jedoch fallen Unterschiede in Bezug auf die Herkunftsländer auf: Unter den hierzulande lebenden Nordeuropäern gibt es überproportional viele Erwachsene im Alter zwischen 18 und 34 Jahren und auffällig wenige Kinder und Jugendliche. MigrantInnen aus Ostasien reisen hingegen in den meisten Fällen mit ihrer ganzen Familie ein. Der Kinderanteil der Südeuropäer entspricht in etwa dem der Deutschen, und der Anteil der jungen Erwachsenen ist mit hochentwickelten Ländern zu vergleichen (Freund 1998, 61).

Für die Kinder der oft über Jahre hinweg in verschiedenen Ländern arbeitenden Expats finden sich Bezeichnungen wie „Global Nomads“ (Klingenhäger 1999) oder „Third Culture Kids (TCK)“ (Pollock/Van Reken 1999). Sie verbringen einen bedeutsamen Teil ihrer Kindheit in Ländern und Kulturen, die nicht ihre eigenen sind und wachsen in einer „Weder-noch-Welt“ auf: Es ist weder die Welt, in der sich ihre Eltern auskennen, noch ist es die Welt der anderen, denn die reisenden Kinder sind durch ihre Sozialisation schon ein Teil der fremden Welt geworden. Pollock und Van Reken zufolge bilden diese Kinder, die meist nicht nur in einem, sondern durch die Weiterversetzung der Eltern in mehreren fremden Ländern ihre Kindheit verbringen, zu jeder Kultur Beziehungen aus. Dennoch haben sie keine dieser vollständig verinnerlicht (Pollock/Van Reken 1999, 19). Sie entwickeln auf diese Weise eine „Dritte Kultur“, da sich ihr Lebensstil sowohl von der Heimat- als auch von der Gastkultur unterscheidet. Sie teilen diese dritte Kultur mit Personen, die in ähnlicher Weise aufgewachsen sind: mit Kindern

auslandsversetzter ArbeitnehmerInnen. Diese „Third Culture Kids“ seien lange Zeit nicht aufgefallen, aber dies würde sich ändern, da ihre Anzahl gestiegen ist. Sie werden als Vorreiter einer globalen, kulturellen Durchmischung gesehen oder als „Bürger des 21. Jahrhunderts“ (ebd. 6f.).

Mittlerweile scheint sich eine neue Art der Auslandsversetzung herausgebildet zu haben: In einer Umfrage, die im Jahr 2000 von der Organization Resources Counselors, einem amerikanischen Human Resource Consultant, durchgeführt wurde, gaben 77 Prozent der 520 befragten internationalen Unternehmen an, dass kürzere Auslandsversetzungen zunehmen würden. Während eine Geschäftsreise 30 Tage nicht überschreitet und eine klassische Auslandsversetzung (expatriate assignment) zwischen zwei und drei Jahren dauert, liegen die kürzeren Versetzungen zwischen einem Monat und einem Jahr. Das besondere hieran ist nicht nur die verkürzte Zeit, sondern vor allem, dass keine Familienbegleitung vorgesehen ist und dadurch für das Unternehmen die „quälenden“ soft issues, das heißt die Kosten und die Schwierigkeiten, die durch die Mitnahme von Frau und Kindern entstehen, entfallen (Pascoe 2003b).

Dass dies jedoch auch keine optimale Lösung ist, kann Sally Lipscomp, Geschäftsführerin einer amerikanischen Firma, die Programme zur Unterstützung ins Ausland versetzter ArbeitnehmerInnen entwirft und durchführt, aus ihrer Arbeitserfahrung berichten: In vielen Fällen sei es zu Krisen und Ärger durch unhaltbare Familiensituationen gekommen. Sie folgert daraus, dass eher Singles oder junge ArbeitnehmerInnen die geeigneten Personen für kurzfristige Versetzungen ins Ausland sind. Aber auch hier gäbe es keine Garantie gegen aufkommende Schwierigkeiten (ebd.). Paul White, verantwortlich für die Auslandsversetzungen in einer international tätigen Firma in Houston, sieht das anders: Er vertritt die Auffassung, dass die kürzeren Versetzungen erst durch Anfragen seitens der Mitarbeiter entstanden seien, deren Ehefrauen nicht ins Ausland umziehen wollten. Eine regelmäßige und intensive Kommunikation zur Heimat, sowohl zur Firmenniederlassung als auch zur Familie, wird daher von White als essentiell und dringend empfehlenswert angesehen (ebd.).

2.1.2 Auswanderung aus Deutschland

Es sind nicht nur fremde Nationalitäten, die zu Gastarbeitern werden, auch viele Deutsche – rund 100.000 – verlassen jährlich ihr Heimatland (2002, taz). Zu ihnen gehören beispielsweise Bergleute, die vom deutschen Kohlekonzern RAG für die konzerneigenen amerikanischen Kohleminen angeworben werden (Schraven 2002), und arbeitslose oder mit ihrem Job im Heimatland unzufriedene Deutsche, die auswandern. Die Europa-Vermittlung der Agentur für Arbeit vermittelte im Jahr 2003 knapp 5.000 Deutsche nach Spanien, für das Jahr 2005 rechnete man bereits mit 10.000 deutschen AuswandererInnen. Diese arbeiten zumeist in der Tourismusindustrie oder im Handwerk des Gastlandes, verdienen kaum mehr als zu Hause, oft sogar weniger, aber genießen dafür das Leben in einer Urlaubsregion und die lockereren Umgangsweisen der Spanier (Kohlenberg 2005). Als alternatives Ausreiseland zu Spanien verzeichnet auch die Türkei wachsende Zuwanderungszahlen deutscher StaatsbürgerInnen, wo im Jahr 2006 Schätzungen zufolge nahezu 70.000 Deutsche dauerhaft leben (FAZ 27.06.06).

Auch die Schweiz wird zunehmend für deutsche ArbeitnehmerInnen interessant – nicht nur für Hochqualifizierte, denn sie sind in der Stadt Zürich schon zur größten Einwanderungsgruppe geworden – sondern auch für deutsche Arbeitssuchende, die im Bau- und Gaststättengewerbe der Schweiz immer mehr Bedienstete südländischer Herkunft ablösen. Möglich macht dies die im Jahr 2002 eingeführte Personenfreizügigkeit für ArbeitnehmerInnen aus den EU-Ländern und der zusätzlich zwei Jahre später außer Kraft gesetzte Inländervorrang, welcher MigrantInnen aus den EU-Staaten mit Schweizer ArbeitnehmerInnen gleichstellt (Mrusek 2006). Im Jahr 2004 wanderten bereits 11.992 Deutsche in die Schweiz aus, das sind sechsmal mehr als zehn Jahre zuvor (Leuthold 2005).

In Deutschland sorgte im Oktober 2006 die Veröffentlichung der Auswanderungsquote des Vorjahres für Aufregung. Mit 145.000 Personen war es die höchste Quote registrierter EmigrantInnen seit 1950. Vor allem die Wirtschaft sorgte sich um den Verlust hoch qualifizierter Arbeitskräfte, da sich unter den Abwanderungen viele Personen unter 35 Jahren und „viele qualifizierte und hoch motivierte Köpfe“ befanden (FR 23.10.06).

2.1.3 Transnationale Migration

Im Laufe der Zeit verändern sich nicht nur die Migrationsbewegungen, sondern auch die Fragestellungen und die Konzepte der Migrationsforschung. So beschäftigte sich die klassische Migrationsforschung mit „push and pull“-Modellen, die die Auswirkungen der Abstoßung vom Herkunftsland und die Anziehung durch das Aufnahmeland in beiden Gesellschaften untersuchte (Pries 1998; Treibel 1998). Seit Ende der 1980er Jahre werden MigrantInnen in der Forschung nicht mehr als eine einheitliche, eindeutig abgrenzbare Gruppe aufgefasst. Ihre Wanderungsbewegungen werden hingegen als ein komplexer, sozialer Vorgang betrachtet, bei dem Aspekte der Mikroebene (die Handlungen der Individuen) und Aspekte der Makroebene (Aspekte, die sich auf die gesellschaftlichen Strukturen beziehen) ineinander greifen (Treibel 1998, 169). Die Wanderungsbewegungen der 1990er Jahre wurden schließlich als eine neue Form unter der Bezeichnung „Transnationale Migration“ diskutiert.

Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sich die betreffenden Personen nicht mehr gänzlich räumlich vom Herkunftsort lösen, sondern abschnittsweise oder auch regelmäßig in ihr Heimatland zurückkehren (Pries 1998). Es handelt sich dabei dennoch nicht um kurzzeitige Aufenthalte, sondern betrifft eine auf Dauer angelegte Migration. Denn Transnationale MigrantInnen integrieren sich in wirtschaftliche, politische Zusammenhänge und in die Strukturen des täglichen Lebens ihres Aufnahmelandes, behalten jedoch gleichzeitig vorherige Kontakte aufrecht, wickeln Geschäfte ab und beeinflussen durch ihre pendelartige Wanderung auch weiterhin die lokalen und nationalen Ereignisse in ihrem Herkunftsland. Daher wird im Rahmen der Transnationalen Migration vor allem der Prozess genauer betrachtet, in dem MigrantInnen mehrsträngige Sozialbeziehungen errichten und aufrecht erhalten, die die Herkunfts- mit der Ankunfts-gesellschaft verbinden (Glick-Schiller et al. 1997, 121).

Eine weitere Besonderheit Transnationaler Migration sieht Apitzsch (2003) darin, dass der geographische Raum für das Schicksal der einzelnen Menschen und für die Überwindung von Trennungen durch die erleichterte Kommunikation und die weitgehend durchlässigen Grenzen – mit Ausnahme für Flüchtlinge und AsylbewerberInnen – keine entscheidende Rolle mehr spielt (Apitzsch 2003, 77).

Durch die kontinuierliche Bewegung zwischen verschiedenen Wohnorten in der Transnationalen Migration (Pries 1997, 3) gewinnen so genannte „Transnationale Räume“ an Bedeutung (Treibel 1998, 470), denn Lebenspraxis und Lebensprojekte dieser Personen spannen sich zwischen verschiedenen Wohnorten bzw. geographischen Räumen auf (Pries 1997, 16). „Man geht weg, aber nie so ganz“ (Treibel 1998, 470). Auf diese Weise unterscheidet sich Transnationale Migration grundlegend von Immigration und Rückkehr-Migration, die beide Male einen einmaligen Wechsel des Landes darstellen (Pries 2005, 34).

Aus diesem Grund regt Pries an, sich in der Forschung zukünftig nicht nur auf die Ankunftsgesellschaft, sondern auch auf die Herkunftsgesellschaft zu konzentrieren, die – wie auch Glick-Schiller et al. (1997) betonen – durchaus nachhaltige Veränderungen aufweist: So würden beispielsweise Dorffeste in den mexikanischen Herkunftsgemeinden den Schulferien und den Arbeitsrhythmen der in den USA arbeitenden MigrantInnen angepasst. So wandelte sich die Bedeutung der Feste von vormaligen religiösen Glaubensbekundungen zu Wiedersehenstreffen, aber auch zur öffentlichen Zurschaustellung erfolgreicher Migrationskarrieren (Pries 1998, 68f.). Ähnliche Phänomene lassen sich in Polen erkennen, wo beispielsweise ein Arzt für seine Praxis wenige Kilometer jenseits der Oder in einer polnischsprachigen Berliner Publikation wirbt und ein Unternehmer mit Kontaktadressen in Polen und Deutschland Unterstützung und Beratung beim Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit anbietet (Miera 1997, 234).

Die durch Wanderung und Übersiedlung in neue national-kulturelle Zusammenhänge oftmals entstandene Hybridität der Identitäten und Lebensstile wurden in der traditionellen Migrationsforschung noch als Gespalten- und Zerrissenheit (Palenga-Möllnbeck 2005, 233) hervorgehoben und der sogenannte „Marginal Man“ zum Prototyp des Einwanderers erklärt (Cyrus 2000, 96). Die Forschung über Transnationale Migration sieht hingegen die ethnische Identität von MigrantInnen und die soziokulturelle Selbsterfahrung, die von vielfältigen Bezugsrahmen und Lebensstrategien gekennzeichnet ist (Pries 2005, 34), in wesentlich positiverem Licht. So wird aus einer multiplen oder hybriden Identität ein erfolgreicher Transmigrant konzipiert (Cyrus 2000, 96), dessen Identität aus den unterschiedlichen lokalen, ethnischen, nationalen und kosmopolitanen Segmenten heraus gebildet wird (Pries 1998, 80). Zudem würden hybride

Identitäten nicht mehr als eine Übergangserscheinung wie in der traditionellen Migrationsforschung angesehen und von den betroffenen Personen auch nicht als Defizit, sondern als Normalität erlebt (Palenga-Möllnbeck 2005, 233).

Die Feststellung, dass Migration nicht geradlinig, weder eindimensional noch unumkehrbar verläuft, wird von Treibel (1998) als die wichtigste Einsicht der neueren Diskussion angesehen (ebd. 470).

Es ist jedoch kritisch zu hinterfragen, ob es tatsächlich eine neue Migrationsform ist, oder ob es sie nicht schon früher in ähnlicher Weise gegeben hat, nur dass die Heimatbeziehungen und sonstigen Kontaktnetzwerke wissenschaftlich nicht beachtet und untersucht wurden. Denn in der Studie von Giordano (1984) beispielsweise lässt sich der „pendelartige Charakter“ der italienischen „Gastarbeiter“ bereits Ende der 1970er Jahre erkennen (Giordano 1984, 444). Auch Miera (1997) zeigt in ihrer Studie, dass ein Teil polnischer TransmigrantInnen ihre Lebensweise bereits in den 1980er Jahren begannen und bis heute fortführen (Miera 1997, 243). Die Argumentation, die neueren Verbindungen der MigrantInnen würden nach einem anderen Schema ablaufen als die Kontakte der wandernden Personen in der Vergangenheit, sehen Glick-Schiller et. al. (1997) als überholt an. Die heutige Tendenz, Netzwerke aufzubauen und zu verstärken, würde weniger auf die Verbesserung des Transportwesens und der Kommunikationstechnologie an sich zurückzuführen zu sein, sondern die neue Technologie stelle eher eine Erleichterung als eine Begründung für die stärkere Vernetzung dar (Glick-Schiller 1997, 126).

Auch Faist (2000a) sieht in den transstaatlichen sozialen Beziehungsgeflechten im Zusammenhang mit Flucht und Migration kein völlig neues Phänomen, weist jedoch darauf hin, dass seit Mitte der 1970er Jahre die Dichte der grenzüberschreitenden Beziehungen im Vergleich zur Zwischenkriegszeit und der unmittelbaren Nachkriegsperiode deutlich angestiegen seien (ebd. 12).

Folglich entstand nicht zwangsläufig eine gänzlich neue Migrationsform; neu ist vor allem die wissenschaftliche Diskussion, ihr Blick und das Vorgehen zur Erforschung der aktuellen Migrationsphänomene seit Anfang der 1990er Jahre, aus der neben der Bezeichnung „Transnationale Migration“ vor allem der

Terminus „Transnationale Soziale Räume“ bzw. „Transstaatliche Räume“ hervorgegangen ist:

Transnationale Soziale Räume

Durch die Beibehaltung von Beziehungen zum Herkunftsland und dem Aufbau neuer Verbindungen im Gastland entstehen Verbindungen und Verflechtungen über die Grenzen der Nationalstaaten hinweg, die im Zentrum der Erforschung Transnationaler Migration stehen. Diese neuen Verflechtungen werden als **Transnationale Soziale Räume** (Pries 1998) oder **Transstaatliche Räume** (Faist 2000a) bezeichnet.

Sie sind „geographisch-räumlich bzw. „de-lokalisiert“ (Pries 1998, 74f.) und verbinden Menschen, Netzwerke und Organisationen in mehreren Orten über die jeweiligen Staatsgrenzen hinweg. Eine hohe Dichte, Häufigkeit und eine gewisse Stabilität und Langlebigkeit kennzeichnen diese Beziehungen unterhalb bzw. neben der Regierungsebene (Faist 2000a, 10). Zudem konstituieren sie einen transitorischen sozialen Raum, der sowohl eine wichtige Referenzstruktur sozialer Positionen und Positionierungen darstellt, als auch die alltagsweltliche Lebenspraxis, erwerbsbiographische Projekte und Identitäten der Menschen bestimmt (Pries 1998, 74f.). Es sind „relativ dauerhafte, auf mehrere Orte verteilte, bzw. zwischen mehreren Flächenräumen sich aufspannende, verdichtete Konfigurationen von sozialen Alltagspraktiken, Symbolsystemen und Artefakten“ (Pries 2001, 53). Transnationale Räume sind jedoch „keine geographischen Orte oder Verkehrsverbindungen, sondern unsichtbare Strukturen vielfach vernetzter staatlicher, rechtlicher und kultureller Übergänge, an denen die Individuen sich biographisch orientieren und in die sie zugleich als Erfahrungskollektiv verstrickt sind“ (Apitzsch 2003, 69).

Mit der Konzipierung von Migrationsphänomenen als transnationale Räume wird die Aufmerksamkeit auf empirische Phänomene gelenkt, die einen ausschließlich nationalstaatlichen Bezugsrahmen der Forschung als zu eng erweisen (Bommes 2002, 92).

Pries (1998) charakterisiert Transnationale Soziale Räume anhand von vier Dimensionen:

1. **Politisch-Legaler Rahmen:** Migrationspolitik formt den politisch-legalen Rahmen von Transnationalen Sozialen Räumen, in dem das Interesse der Nationalstaaten an der Kontrolle und der Instrumentalisierung neuer transnationaler Verflechtungen wächst und NGOs, multilaterale Organisationen und Komitees, die auf die Regulierung von Migration und die Vertretung von MigrantInneninteressen bezogen sind, an Bedeutung gewinnen (Pries 1998, 76).
2. **Materiale Infrastruktur:** Neue und schnelle Kommunikationsmedien ermöglichen einen kontinuierlichen und schnellen Austausch zwischen den Herkunfts- und Ankunftsregionen, so dass eine „mentale Präsenz“ der MigrantInnen in ihren Herkunftsfamilien und -orten einerseits, und die Lebenswelt der Herkunftsfamilien bei den MigrantInnen andererseits, ermöglicht wird. Hinzu kommen formelle und informelle Transportmedien und -kanäle, die gegenseitige Besuche erleichtern, illegale Grenzübertritte und Arbeitsmöglichkeiten durch Schlepperorganisationen ermöglichen. Auch die deutliche Präsenz spezifischer Nahrungsmittel und Essenszubereitungsverfahren in der Ankunftsregion ist auf diese Weise möglich, wodurch Kulturgewohnheiten beibehalten werden können (ebd. 77).
3. **Soziale Strukturen und Institutionen:** Pries konstatiert zudem, dass sich Transnationale MigrantInnen gleichzeitig im System sozialer Ungleichheit ihrer Herkunftsgemeinde und in der Sozialstruktur ihrer Ankunfts-gemeinde verorten. Zudem würden hybride Lebensweisen, die sich in den Wohnformen, Eßgewohnheiten und Freizeitaktivitäten niederschlagen, entstehen. Bedeutende Feste würden wesentlich transformiert und neu bestimmt. Familien in diesem transnationalen Zusammenhang seien vor allem durch Ortsungebundenheit gekennzeichnet (ebd. 78f.).
4. **Identitäten und Lebensprojekte:** Während kulturelle Gespalten- oder Zerrissenheit lange Zeit in der Migrationsforschung als Übergangserscheinung auf dem Weg der vollständigen Akkulturation und Assimilation interpretiert wurde, würden dauerhafte „segmentierte Identitäten“ ein

wichtiges Element der Transnationalen Sozialen Räume repräsentieren. Individuelle und kollektive Identitäten würden sich aus den verschiedenen Segmenten wie lokaler, ethnischer, nationaler und kosmopolitaner Identitäten heraus bilden. Zudem seien transnationale Lebens- und Erwerbsprojekte dadurch gekennzeichnet, dass ihr geographisch-räumlicher und ihr sozialkulturell-räumlicher Relevanzrahmen jenseits bzw. quer zu nationalstaatlichen und nationalgesellschaftlichen Grenzen verlaufen (ebd. 80).

Beispiele für Transnationale Migration / Transnationale Soziale Räume

Polen - Deutschland

Im europäischen Raum werden schwerpunktmäßig die Migrationsbewegungen von Polen nach Deutschland im Hinblick auf Transnationale Migration und den daraus entstehenden transnationalen Räumen hin untersucht (Hillmann/Rudolph 1997; Irek 1998; Miera 1997; Palenga-Möllnbeck 2005). Polen stellt das Land mit den zahlenmäßig größten Wanderungsbewegungen aus Osteuropa nach Deutschland dar. So zählte das Statistische Bundesamt Ende des Jahres 2006 187.514 Personen aus Ländern der Russischen Föderation und 361.696 Personen aus Polen in Deutschland.⁴

Eine für polnische MigrantInnen typische Alltagssituation ist das Pendeln zwischen Berlin und Polen. Um in Berlin zu arbeiten, werden Fahrten für unterschiedliche Zeitabschnitte, die einige Monate, Wochen, Tage oder auch nur einige Stunden dauern, aufgenommen (Miera 1997, 243).

Es pendeln sowohl Personen, die als Touristen nach Deutschland einreisen und während ihres legalen Aufenthaltes ohne Arbeitserlaubnis bezahlte, zeitlich befristete Tätigkeiten zumeist im sekundären Arbeitsmarktsektor übernehmen (Okólski 2004, 43), aber auch „Gastarbeiter“ bzw. niedrig qualifizierte Arbeitskräfte mit Arbeitserlaubnis (Miera 1997, 243). Einige von ihnen begannen ihre Transnationale Migration – vornehmlich zwischen Berlin und polnischen Städten – bereits in den 1980er Jahren und führten sie auch in den 1990er Jahren fort.

⁴ www.destatis.de/download/d/bevoe/auslaenderstaatsangehoerigkeiten.xls v. 22.03.2007

Zudem führen viele deutsche Staatsangehörige, die den Spätaussiedlerstatus nicht geltend machen konnten und somit keine Integrationshilfen in Deutschland erhalten, ein transnationales Leben (ebd.).

Die Entstehung dieser recht jungen Migrationsbewegungen aus Osteuropa nach Westeuropa – vor allem nach Deutschland – wird in unterschiedlicher Weise gesehen. Irek (1998) beschreibt zwei zeitlich nacheinander erfolgte „Einwanderungswellen“ nach Deutschland. Ihren Untersuchungen zu Folge kamen die ersten polnischen StaatsbürgerInnen Anfang bis Ende der 1980er Jahre auf der Suche nach Selbstverwirklichung und dem Traum von Luxus durch eine gut bezahlte Stelle nach Deutschland. Der Ausbildungsstand dieser EinwanderInnen war recht hoch (Irek 1998, 65ff.; Soboczynski 2004). Die meisten besaßen mindestens eine abgeschlossene Ausbildung, selbst polnische Professoren fanden sich beispielsweise zur Weinlese im Rheingau ein (Hansen 2003). Personen der zweiten Einwanderungswelle kommen aufgrund der wirtschaftlichen Veränderungen in ihrem Heimatland seit Beginn der 1990er Jahre nach Deutschland, um aus der eigenen Arbeitslosigkeit zu fliehen oder die eigene, geringe Haushaltskasse aufzubessern (Irek 1998; Soboczynski 2004). Zudem wurde die Einreise nach Deutschland durch den Wegfall der Visumpflicht für Polen und Polinnen im Jahr 1991 erleichtert (Schmid 2005).

Während polnische Arbeitskräfte der ersten Welle sich meist dauerhaft in Deutschland niederließen, führen Einwanderer der zweiten Welle vermehrt ein transnationales Leben, indem sie wochen- oder monatsweise nach Deutschland kommen und ihren Hauptwohnsitz in der Heimat beibehalten. Die Familie bleibt in Polen, nur das tatsächlich in Deutschland arbeitende Familienmitglied reist nach Deutschland, sei es zum Reinigungsdienst, der eher von Frauen durchgeführt wird (Irek 1998; Soboczynski 2004), für Tätigkeiten im Bausektor oder zur Weinlese, zu denen sich eher Männer einfinden (Hansen 2003; Miera 1997, 243). War die (frühere) dauerhafte Niederlassung noch mit einer Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis verknüpft, so kommt die „zweite Generation“ vorwiegend im Rahmen des touristischen Aufenthaltsrechts von drei Monaten und arbeitet ohne offizielle Erlaubnis (Irek 1998, 84).

Morokvasic (1994) sieht hingegen die Ursprünge der aktuellen pendelartigen und zirkulären Wanderung aus Polen nach Deutschland in den Handelsbewegungen

der Wanderhändler Ende der 1980er und Anfang 1990er Jahre. In diesem Zeitraum seien bereits zehn Millionen Menschen auf diese Weise unterwegs gewesen, um in allen Städten und Dörfern der ehemaligen UdSSR, aber auch in Ungarn und Jugoslawien zu handeln. Sowjetische Staatsbürger fuhren beispielsweise 10 bis 15 Tage lang durch Jugoslawien von Markt zu Markt, um Haushaltsartikel, Sportgeräte, Messapparate, Kaviar, Wodka, oder Benzin zu verkaufen (Morokvasic 1994, 171). Da die Reisebestimmungen für polnische StaatsbürgerInnen im Vergleich zu anderen osteuropäischen Ländern recht liberal gestaltet waren, zählten sie zu den ersten zahlreichen wandernden Händlern und pendelnden ArbeitnehmerInnen auch in Richtung Westeuropa (ebd. 172). So entstanden in Großstädten wie Berlin, Wien, Budapest und an vielen Grenzübergängen sogenannte „Polenmärkte“. Im Sommer 1990 und 1991 kamen zwischen 10.000 und 100.000 Polen pro Wochenende nach Berlin. Diese Reisen dienten bald nicht nur dem Handel, sondern wurden auch für Dienstleistungen (Putzen, Autoreparaturen) oder für kurzfristige Jobs im Baugewerbe oder in der Landwirtschaft genutzt (Morokvasic 1994, 173).

Eine Besonderheit dieser Transnationalen Migration zwischen Polen (sowie anderen osteuropäischen Ländern) und Deutschland ist das Rotationsprinzip bzw. das Jobsharing. Dies betrifft hauptsächlich Frauen: So teilen sich beispielsweise fünf Frauen vier bis fünf verschiedene Arbeitgeber und fahren (je nach Fahrpreis) wöchentlich oder monatlich nach Hause. Eine gemeinsam angemietete, billige Wohnung im Gastland dient als Schlafraum (Morokvasic 1994, 183).

Wie sehr sich diese Tätigkeiten und die zum Teil sehr weiten Reisen lohnen, zeigen die folgenden Beispiele aus der Untersuchung von Morokvasic (1994): So fuhr eine sechzehnjährige Schülerin aus Koszalin sonntags nach Berlin und verkaufte Raubkopien von Tonbandkassetten zu 2 DM pro Stück, die sie zuvor für 1 DM erworben hatte. Ihre alleinstehende Mutter verdiente in einem Monat in Polen soviel wie sie an einem Sonntag in Deutschland (Morokvasic 1994, 178). Eine Krankenschwester aus Wroclaw (Breslau) kam zwei- bis dreimal im Jahr für einen Monat nach Berlin. Sie verdiente dort an einem Tag 100 DM, das entspricht ihrem Monatsverdienst in ihrer Heimatstadt (ebd. 180).

Diese Menschen, die eine grenzüberschreitende Zirkulation zum Zwecke des Handels oder der Arbeit eingingen, wurden lange Zeit von Wissenschaft und

Politik als „falsche Touristen“⁵ oder schlicht „Illegale“ tituliert (ebd. 168). Dies scheint neben dem Mauerfall, der die Handelsaktivitäten intensiviert und zum Ausbau regelmäßiger Verkehrsverbindungen führte (ebd. 170), mit ein Grund dafür zu sein, dass der Anfang der transnationalen, pendelartigen Migration meist erst mit dem Beginn der 1990er Jahre gesehen wird.

Unter den polnischen Pendel- bzw. Transnationalen MigrantInnen seit Beginn der 1990er Jahre finden sich unterschiedliche Motivationen: Ein Großteil der polnischen MigrantInnen versucht mit ihren Auslandsaufenthalten die finanzielle Situation der Familie zu verbessern, sei es auf Grundlage des Wunsches nach einem verbesserten Lebensstandard oder um aus der Notlage der Arbeitslosigkeit im Heimatland herauszukommen. Eine kleine Gruppe führt ein transnationales Leben, um sich nach einiger Zeit in Polen selbstständig zu machen. Eine weitere Antriebskraft ist der Wunsch nach einem dauerhaften Aufenthalt in Deutschland, welcher zum Teil von polnischen Frauen durch die Heirat eines deutschen Mannes verwirklicht wird (Miera 1997, 244; Musial 2002, 19).

Seit der EU-Erweiterung zum 1. Mai 2004 hat sich die rechtliche Lage für einwanderungswillige Osteuropäer verändert. Personen aus den neuen Beitrittsländern dürfen nun wie alle anderen Bürger und Bürgerinnen der EU nach Deutschland einreisen und unbegrenzt bleiben. Für eine Arbeitsaufnahme ist jedoch weiterhin eine Arbeitsgenehmigung erforderlich, die für ein Jahr erteilt werden kann. Für SaisonarbeiterInnen aus Polen, Slowenien, Tschechien, Ungarn und der Slowakei in der Land- und Forstwirtschaft, im Obst- und Gemüseanbau sowie im Hotel- und Gaststättengewerbe ist die Arbeitserlaubnis auf drei Monate im Jahr befristet.⁶

Eine weitere Erleichterung für aktuelle und potentielle MigrantInnen stellt die Reform der deutschen Handwerksordnung Anfang 2004 dar. Denn für Handwerker deutscher und nicht-deutscher Herkunft war es bis zu diesem Datum nicht erlaubt, sich ohne einen Meisterbrief selbstständig zu machen. Fortan können

⁵ In der polnischen Migrationsforschung wird in diesem Kontext weiterhin von „false tourists“, „incomplete migration“ oder „circulation of labour“ gesprochen (vgl. Okólski 2004, 43).

⁶ www.frankfurt-main.ihk.de/recht/themen/arbeitsrecht/arbeitnehmerfreizuegigkeit/index.html v. 22.03.2007

Angehörige der 53⁷ von insgesamt 94 Handwerksbranchen auch ohne Meisterbrief ein eigenes Gewerbe anmelden. Bereits im ersten Jahr dieser neuen Regelung setzten 4.440 Handwerker aus den neuen EU-Ländern dies um und gründeten ihre eigenen Betriebe in Deutschland (Schmid 2005). Für viele, die bereits zuvor in Deutschland ohne Arbeitserlaubnis gearbeitet haben, besteht somit die Möglichkeit, ihre handwerkliche Tätigkeit durch eine offizielle Anmeldung zu legalisieren. Zudem könnte es weitere Arbeitskräfte aus den neuen Beitrittsländern motivieren, nach Deutschland zu kommen, denn noch immer verdient beispielsweise ein Handwerker in Polen ein Fünftel des deutschen Stundenlohns, vorausgesetzt er ist nicht arbeitslos wie 20 Prozent der Bevölkerung (Meyer-Timpe 2005).

Irek (1998) kam mit der Befragung der Fahrgäste der Zugverbindung zwischen Berlin und Warschau, die in Polen unter der Bezeichnung „Schmugglerzug“ bekannt ist, zu dem Ergebnis, dass die MigrantInnen der 1990er Jahre eher aus niedrigen gesellschaftlichen Schichten kamen – im Vergleich zu den früheren polnischen EinwanderInnen (Irek 1998, 84). Zahlen einer Untersuchung von schlesischen MigrantInnen zeigen jedoch, dass durchaus auch Polen und Polinnen mit Abitur (18%) oder abgeschlossenem Studium (4,9 %) in Deutschland arbeiten (Musial 2002, 29). Auch Morokvasic (1994) betont, dass sich die von ihr untersuchten PendelmigrantInnen aus allen gesellschaftlichen Schichten rekrutieren (Morokvasic 1994, 184).

USA - Mexiko

Als Beispiel für die Entwicklung von Transnationaler Migration und Transnationalen Sozialen Räumen wurden die Wanderungsbewegungen zwischen den USA und Mexiko besonders intensiv untersucht, wie nachfolgend gezeigt wird.

Der Beginn dieser Bewegungen lässt sich auf den Ablauf eines Arbeitskräftezuwanderungsprogramms Mitte der 1960er Jahre zurückführen, das zwischen den Regierungen Mexikos und der USA abgeschlossen worden war. In den darauf folgenden Jahren und Jahrzehnten kam es jedoch nicht zu einem Abbruch der Migrationsbewegungen. Es wechselten lediglich die Rahmenbedingungen und die

⁷ Bspw. als Gebäudereiniger, Damen- und Herrensneider, Schuhmacher oder Fliesenleger (www.hwk-muenchen.de v. 22.03.07).

Qualität der fortan eher nicht-formalisierten Arbeitsmigration. So wanderten nicht mehr alle in den USA arbeitenden MexikanerInnen einmalig aus, sondern pendelten zunehmend zwischen ihrem Wohnsitz und ihrer Arbeitsstätte. Allein in New York nahmen Mitte der 1990er Jahre schätzungsweise 300.000 ArbeitsmigrantInnen aus Mexiko eine Arbeit an (Pries 1998, 60f.).

Mexikanische Lehrer nutzen beispielsweise ihre zweimonatigen Sommerferien für einen Arbeitsaufenthalt in New York, lassen sich für längere Zeiträume in Mexiko beurlauben oder bezahlen eine Vertrauensperson, die sie in ihrer Grundschule vertritt. Auch viele Jugendliche wandern nach Beendigung ihrer Schulzeit in die USA aus und nutzen verwandtschaftliche Kontakte in der Großregion New York. Auch viele alleinerziehende Mütter lassen ihre Kleinkinder bei Verwandten zurück, um in New York einen niedrig qualifizierten Job anzunehmen (ebd. 62).

Die Wirtschaftsaktivitäten, die Familienschicksale, die Beschäftigungschancen und -orientierungen sowie die Lebenspläne der Menschen in der mexikanischen Herkunftsregion sind tendenziell weniger lokal bestimmt, sondern zunehmend durch die Allgegenwart der Arbeitsmigration nach New York strukturiert (ebd. 64). Welche Bedeutung die in den USA arbeitenden TransmigrantInnen nach wie vor für ihre Heimatregion haben, zeigt z.B. die Tatsache, dass sich für die Verlegung von Trinkwasserleitungen oder die Restauration von Kirchen und Dorfplätzen in ihren Herkunftsgemeinden Unterstützungskomitees in New York organisierten, die bei den in New York arbeitenden MigrantInnen Spenden-sammlungen durchführten (Smith 1999 zit. in Pries 1998, 66). Auch Bürgermeister kleinerer mexikanischer Gemeinden reisen nach New York, um den dortigen Migrantenassoziationen Investitionsprojekte für die heimische Dorfentwicklung vorzuschlagen (Pries 1998, 66).

Philippinische MigrantInnen

Auch philippinische und karibische Haushalte in den USA, die über national-staatliche Grenzen zwischen den USA und ihren Herkunftsländern hinweg mit Individuen, Ressourcen, Waren und Service agieren, werden häufig als ein Beispiel für transnationale Migration und die Herausbildung Transnationaler Sozialer Räume herangeführt (Bosuter 2005, 45). So sind beispielsweise sieben Millionen Filipinas und Filiponos offiziell im Ausland beschäftigt (Shinozaki

2003, 67). Auf diese Weise entsteht auch eine transnationale Elternschaft, wie Kyoko Shinozaki (2003) mit ihrer Studie der philippinischen MigrantInnen in Deutschland darstellt, da Kinder meist im Herkunftsland zurückgelassen werden. Die transnationalen philippinischen Mütter greifen auf breite Verwandtschaft und Familiennetzwerke und zu einem gewissen Grad auch auf bezahlte Kinderbetreuung zurück, während sie für eine bessere Zukunft für ihre Kinder im Ausland arbeiten (Shinozaki 2003, 82f.). Als „weltweite Fürsorgekette“ bezeichnet die amerikanische Soziologin Russel Hochschild (zit. in Uchatius 2004) dieses Phänomen, welches in den Industrieländern beispielsweise durch den Entschluss eines Paares beginnt, die eigene Kinderbetreuung aus beruflichen Gründen abzugeben: Diese Aufgabe übernimmt eine philippinische Frau, die wiederum für ihre Kinder in ihrem Heimatland eine Kinderfrau beauftragt, die noch ärmer ist als sie. Auf den Philippinen werden diese Eltern „Cellphone Parents“ genannt. Denn jedes dritte Kind wächst dort ohne Mutter, ohne Vater oder ganz ohne Eltern auf, ihre einzige Verbindung zu ihren Eltern besteht nicht selten über Jahre hinweg per Telefon (Uchatius 2004). Welch hohen Preis diese Mütter für ein im Ausland erworbenes, aufgestocktes finanzielles Budget bezahlen, zeigt sich in den zum Teil recht intensiven Schuldgefühlen durch ihre lange Abwesenheit ihren Kindern gegenüber, die sie in den Interviews von Shinozaki (2003) bekunden, dies zudem durch Tränen und langen Pausen in den Gesprächen zum Ausdruck bringen.

In wie fern es sich hierbei noch um eine Transnationale Migration handelt wie zwischen USA und Mexiko oder Deutschland und Polen, ist aufgrund der deutlich geringeren bis kaum durchgeführten Heimatbesuche fraglich und wäre genauer zu untersuchen. Die vorgenannten Informationen sind auch eher aus Forschungen unter dem Gesichtspunkt Gender/Frauen in der Migration entnommen und beleuchten beispielsweise „Die neue Dienstmädchenfrage im Zeitalter der Globalisierung“ (Lutz 2001). Denn inzwischen machen Frauen weltweit mehr als die Hälfte der MigrantInnen aus (Uchatius 2004). An dieser Stelle dienen diese Phänomene lediglich zur Darstellung weiterer weltweiter Migrationsbewegungen, die in den Bereich der Transnationalen Migration gehören (könnten).

Die Philippininnen haben mit den zuvor beschriebenen Polinnen, aber auch mit Studentinnen aus Mexiko, Übersetzerinnen aus Ecuador, Juristinnen aus Ghana

und weiteren Frauen aus Asien, Afrika, Lateinamerika und Osteuropa gemein, dass sie in die Zentren der reichen Welt auswandern, um von dort aus das Leben ihrer Familienangehörigen zu Hause zu verbessern. Ihre Aufgabenbereiche erstrecken sich von Putzen, Waschen und Kochen über die Betreuung von Kindern, alten Menschen und Kranken bis zum Service bei Familien- und Betriebsfeiern. Auch die Beschäftigungsverhältnisse weisen eine breite Bandbreite von wöchentlichen 2-Stunden-Reinigungsjobs bis zum 24-Stunden Bereitschaftsdienst der „live-ins“, wie sie im Pflegebereich privater Haushalte oft vorkommen (Lutz 2001, 116f.).

Weitere Transnationale Soziale Räume wurden z.B. in den Referenzsystemen westafrikanischer MigrantInnen im Pariser Stadtteil „Barbès“ ausgemacht (Salzbrunn 2001), wo sich MigrantInnen aufgrund der alltäglichen Erfahrung der Diskriminierung gleichzeitig gegen den französischen Staat verorten, sich mit dem Territorium, in dem sie leben, identifizieren und Elemente der neuen französischen multikulturellen Identitäten übernehmen. Neben der Ausbildung hybrider Identitäten werden diese transnationalen Räume mit der Ausbildung neuer Vertriebswege und -beziehungen charakterisiert und mit dem mit gemischten Angebot in Geschäften, das sich aus einer Kombination aus lokalen Produkten und der Einfuhr aus den Herkunftsländern zusammensetzt.

Mit der Betonung auf **Transstaatliche** Räume legt Faist (2000b) die Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei ausführlich dar.

2.2 Theoretische Konzepte zu Fremdheit in der Migration

Bereits im vorangegangenen Kapitel wurde verdeutlicht, dass Transnationale Migration einerseits viele neue Phänomene und Eigenschaften aufweist, andererseits aber auch weiterhin Aspekte der früheren Migrationsbewegungen aufweist. In diesem Kapitel sollen theoretische Konzepte zur Fremdheit in der Migration unter dem Blickwinkel beleuchtet werden, inwiefern sie heute noch – nachdem einige bereits zwischen 50 und 100 Jahre alt sind – helfen können, die Aspekte der aktuellen Transnationalen Migration darzulegen und den Umgang mit Fremdheit nachvollziehen zu können.

2.2.1 Der Fremde

Simmel (1908) und Schütz (1972) haben ausführlich zum Thema Fremdheit und zur sozialen Position des Fremden in der Gesellschaft geschrieben, in der sich auch EinwanderInnen zu Beginn ihrer Migration befinden. Ihre Kerngedanken werden im Folgenden dargelegt:

Die soziologische Form des Fremden sieht Simmel als eine Einheit zweier Bestimmungen: Die Bestimmung des Wanderers auf der einen und die des Sesshaften, der sich an einem Ort fixiert, auf der anderen Seite. Der Fremde verkörpert beides, denn er ist eine Person, die „heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentiell Wandernde“ (Simmel 1908, 509). Das Fremdsein in dieser Situation ist für Simmel eine natürliche und positive Beziehung und stellt eine besondere „Wechselwirkungsform dar“. Die Position würde sich lediglich dann für das Bewusstsein der betreffenden Person verschärfen, wenn sie den Ankunftsort nicht wieder verlässt, sondern sich entschließt, dauerhaft zu bleiben. Zudem sei die Position des Fremden dadurch charakterisiert, dass er mit jedem einzelnen Element der ihn umgebenden Gruppe in Berührung kommen kann, aber mit keinem einzelnen durch verwandtschaftliche, lokale oder berufliche Fixiertheit verbunden ist. Auch besäße der Fremde eine „überraschende Offenheit“ und eine „positiv-besondere Art der Teilnahme“, die als Objektivität bezeichnet werden könne. Sie käme dadurch zustande, dass der Fremde ungebunden, unvoreingenommen und in einer besonderen Mischung aus Ferne und Nähe, Gleichgültigkeit und Engagiertheit an die neue Gruppe heran tritt (ebd. 510f.).

Alfred Schütz (1972) hingegen zeichnet die Position des Fremden und den Prozess der Annäherung an die neue Gruppe weniger positiv als Simmel und zeigt vor allem Gründe für die Schwierigkeiten dieser besonderen sozialen Situation auf. Der Fremde ist für Schütz ein Erwachsener, der von der Gruppe, an die er sich annähert, dauerhaft akzeptiert oder zumindest geduldet werden möchte. Deutlich grenzt er daher Besucher oder Gäste von dieser Position ab, da diese nur vorübergehend den Kontakt zu einer neuen Gruppe suchen würden (Schütz 1972, 53).

In der ausführlichen Beschreibung der Situation des Fremden geht es Schütz nicht um Integration oder gar Assimilation, sondern um den bedeutenden Schritt zuvor, um die Annäherung. In diesen Prozess bringt der Fremde bestimmte Annahmen und Erfahrungen mit ein. Denn jedes Mitglied, das in einer sozialen Gruppe geboren und erzogen wurde, akzeptiert ein bestimmtes Schema kultureller und zivilisatorischer Muster, das ihm seine Vorfahren, Lehrer und Autoritäten als eine „unbefragte und unbefragbare Anleitung für alle Situationen übermittelt haben, die normalerweise in der sozialen Welt vorkommen.“ Dieses Wissen wird im Normalfall von den betreffenden Individuen fraglos hingenommen und als „vertrauenswürdige Rezepte“ verwendet, um damit die soziale Welt auszulegen. Dieses Verhalten wird von Schütz als „denken-wie-üblich“ bezeichnet (ebd. 57f.).

Damit dieses „Denken-wie-üblich“ erfolgreich angewendet werden kann, bedarf es jedoch bestimmter Bedingungen. So sollte beispielsweise das soziale Leben eine Kontinuität aufweisen, in der wiederkehrenden Problemen mit den bekannten Lösungsstrategien begegnet werden können und frühere Erfahrungen ausreichen, um neue Situationen bewerkstelligen zu können. Zudem sollte das Wissen der Eltern, Priester, Lehrer, Regierungen etc. ausreichen, auch wenn der Ursprung und die Bedeutung dieses Wissens den Personen nicht unbedingt bekannt sind (ebd. 58).

Für den Fremden sind diese Bedingungen jedoch nicht gegeben, und alle Grundannahmen der Gruppe, die den Gruppenmitgliedern selbst fraglos erscheinen, werden vom Fremden in Frage gestellt. Für ihn haben ihre Zivilisations- und Kulturmuster nicht die Autorität eines „erprobten Systems von Rezepten“. Die zuvor aktuellen Relevanzsysteme des Fremden stürzen daher mit einem Mal um, so dass er in eine „Krisis“ gerät (ebd. 59).

In wie fern Transnationale MigrantInnen tatsächlich in eine „Krisis“ geraten, ist noch zu untersuchen, denn sie nähern sich den Aussagen von Glick-Schiller et. al. (1997) und Pries (1998) ein bedeutendes Stück weit der Gastgesellschaft an (vgl. auch Kap. „2.1.3 Transnationale Migration“), reisen aber für regelmäßige Heimat-aufenthalte auch wieder ab. Sie sind zwar Fremde, die heute kommen und morgen bleiben, aber – um in Simmels Terminologie zu sprechen – sie gehen auch übermorgen wieder um zu einem späteren Zeitpunkt erneut zurück zu kehren, zu bleiben und wieder zu gehen, etc. Sie sind nur in einem gewissen Sinne „Der Fremde“ in Simmels und Schützes Sinne, der sich der neuen Gruppe annähert, haben aber auch viel mit einem Besucher oder Gast gemein, von dem Schütz seine Ausführungen abgrenzt. Zudem weisen sie viele Aspekte vom Wanderer auf, der „heute kommt und morgen geht“ (Simmel 1908, 509), von dem Simmel seine Überlegungen abgrenzt.

Wie die spätere Analyse in dieser Arbeit noch zeigen wird, kann für Transnationale MigrantInnen nicht pauschal gesagt werden, dass sie sich integrieren, oder dass sie sich aufgrund ihrer vorübergehenden Aufenthaltszeit gar nicht erst der neuen Gruppe annähern wollen. Es gibt sowohl Personen, die sich integrieren als auch welche, die sich gegen eine Übernahme von Werten und Normen der Gastgruppe sträuben, und daher bewusst eine Distanz aufrechterhalten.

2.2.2 Der Kosmopolit

Da sich AutorInnen zu Transnationaler Migration z.T. strikt von früheren Konzepten abgrenzen, die eine Gespalten- und Zerrissenheit wie beim Marginal Man in den Mittelpunkt stellen und eher aus einer multiplen und hybriden Identität einen erfolgreichen Transmigranten konstruieren (vgl. Kap. „2.1.3 Transnationale Migration“), werde ich auf diesen Punkt genauer eingehen. Denn diese Annahme des erfolgreichen Zurechtkommens in der Transnationalen Migration gleicht dem Konzept des Kosmopoliten, wie im Folgenden gezeigt wird, auch wenn dieser Ausdruck von den AutorInnen nicht explizit verwendet wird.

Eine erste Begriffsklärung zeigt, dass unter „Kosmopolitismus“ die ursprüngliche Idee verstanden werden kann, eine die ganze Menschheit umfassende Gemeinschaft zu schaffen, in der alle Menschen, egal welcher ethnischer Herkunft sie sind, gleichwertig sind. Diese Auffassung wurde vor allem in der Antike, vom

Humanismus, Freimaurertum, Liberalismus und im Sozialismus vertreten (Meyers 1998, 139). Kosmopolitismus stellt eine Weltanschauung dar, die das Streben der imperialistischen Großmächte nach Weltherrschaft mit dem Vorwand begründet, der Nationalstaat und der Patriotismus sei historisch überholt (Duden 1982, 428), so dass der Begriff die Vorstellung vermittelt, dass die „ganze Menschheit im selben Boot sitzt“ (Zachary 2000, 19). Entsprechend hat die griechische Bezeichnung „Kosmopolit“ die Bedeutung eines Vertreters des Kosmopolitismus, bzw. eines Weltbürgers (Duden 1982, 428).

Der Begriff des Kosmopoliten geriet zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Misskredit, da die internationalen Bemühungen, eine weltweite Friedensordnung zu errichten und die Fundamente für eine „Weltbürgerschaft“ zu schaffen, als gescheitert angesehen wurden. Die Unfähigkeit der USA, den Kalten Krieg zu verhindern, wird von Zachary als weiteren „Dämpfer“ für die Befürworter des Kosmopolitismus gesehen (Zachary 2000, 20). Im Laufe der Zeit wurden auch Begriffe wie Universalismus, Internationalismus und Globalismus für „ein die Geschichte durchziehendes, den Menschen konditionierendes Ziel“ verwandt. Es gibt in dieser Hinsicht eine große Vielfalt der verschiedenen Ansätze, die Coulmas (1990) erstmalig zu einer „Geschichte des Kosmopoliten“ zusammengetragen hat (ebd. 18).

In einer weiteren Bedeutung, die Gegenstand der folgenden Ausführungen sein wird, steht das Interesse an fremden Menschen und Ländern einer als „Kosmopoliten“ bezeichneten Person im Vordergrund (Coulmas 1990, 16), die sich in idealtypischer Weise als Weltbürger in der ganzen Welt zu Hause fühlt (Sociolexikon 1999).

Vor allem in den 1990er Jahren erfuhr der Begriff des Kosmopoliten in der Sozialwissenschaft eine Renaissance. Von diesen AutorInnen wird ein Kosmopolit als eine Person gesehen, die eine bedeutende Zeit ihres Lebens im Ausland verbringt (Hannerz 1990, 241) und in transnationale Netzwerke eingebunden ist (ebd.; Werbner 1999). Der Zugang zu diesen Netzwerken kann im Ausland (Werbner 1999) oder auch auf dem eigenen Territorium gefunden werden (Hannerz 1990, 241). Zudem definiert sich ein Kosmopolit seine Welt selbst (Friedman 1997, 75) und ist überall zu Hause (Werbner 1999, 24). Zum Großteil

werden auch besondere Einstellungen (Hannerz 1990; Pécoud 2000; Werbner 1999) und Fähigkeiten (Pécoud 2000) als Voraussetzung hierfür gesehen.

So stellt zum Beispiel für Hannerz (1990) eine offene Einstellung gegenüber fremden Menschen und unbekanntem Ländern und Kulturen eine Grundvoraussetzung für die mögliche Entwicklung zu einem Kosmopoliten dar. Er macht deutlich, dass allein eine physische Bewegung zwischen mehreren Ländern – beispielsweise zum Einkauf – nicht ausreicht, um von einer kosmopolitischen Einstellung sprechen zu können. Denn ein internationaler Einkauf kann getätigt werden, ohne mit den Menschen in dem entsprechenden Land näher in Kontakt zu treten (Hannerz 1990, 239). Gleiches wird Touristen unterstellt, denn die Mehrzahl von ihnen würde nicht mehr die Menschen der fremden Länder – wie in früheren Zeiten der Entdeckungsreisen – in den Vordergrund ihres Interesses stellen, sondern sich für Dinge statt für Menschen interessieren: Landschaften, Monumente, Ruinen seien eine Reise wert, auch das Erholungsmotiv stehe deutlich im Vordergrund. Die kosmopolitische Entwicklung dagegen sei nur eine Nebenerscheinung (Coulmas 1990, 462ff).

Als grundlegende Bedingung wird daher eine Beziehung zu den jeweiligen Kulturen gesehen (Hannerz 1990, 239), wodurch erst eine „Befruchtung der Geister“ (Coulmas 1990, 462) möglich wird. Das heißt, die Biographie eines Kosmopoliten würde entweder verschiedene Auslandsaufenthalte aufweisen, also keinen kurzen Urlaub, sondern eine bedeutende Zeit von einigen Monaten oder gar Jahren. Alternativ hierzu könnte der Weltbürger auch auf dem eigenen und bekannten Territorium bleiben, jedoch müsse er in diesem Fall in ein transnationales Netzwerk eingebunden sein (Hannerz 1990, 241). In beiden Fällen ist eine Orientierung möglich, die sich als positive Einstellung der Vielfalt gegenüber zeigt. Auf diese Weise würde die Koexistenz der Kulturen nicht nur in eigener Erfahrung erlebt, sondern auch akzeptiert. Denn ein Kosmopolit verhandelt nicht mit der anderen Kultur, kritisiert sie auch nicht, sondern akzeptiert sie so wie sie ist, als „package deal“ (ebd. 240).

Die besondere Einstellung beinhaltet auch stets Neugier und Offenheit. Hannerz nennt es die „intellektuelle und ästhetische Einstellung der Offenheit“ gegenüber unterschiedlichen kulturellen Erlebnissen. Ein Kosmopolit suche in fremden Ländern nicht nach Einheitlichkeit und Bekanntem, sondern nach Kontrasten zu

seinem bisher Bekannten (Hannerz 1990, 239). Für Coulmas ist es die generelle Bereitwilligkeit, Kenntnisse über die Fremde zu erwerben und sich mit Fremden zu verständigen. Durch das Erlernen von Sprachen und einer vermehrten Reisetätigkeit käme es so zu einer unerschütterlichen Gelassenheit und „soveräner Arroganz“ entsprechend der Berliner Art: „Uns kann keener – und im Ernstfall können se uns alle“ (Coulmas 1990, 449).

Ein Kosmopolit sei gleichzeitig ein „Dilettant“ und „Connaisseur“, denn durch den ständigen Kontakt zu fremden Kulturen würde ihm einerseits ständig vor Augen geführt, dass er zu wenig über das Andere, das Fremde weiß. Andererseits wird er im Laufe der Zeit immer erfahrener und kann diesen Erfahrungs- und Wissensschatz zurückgreifen. Idealerweise würde der Weltbürger jedoch eher ein Nichtwissender bleiben, denn somit bliebe er stets neugierig.

Zudem habe ein Kosmopolit die freie Wahl, kulturelle Bestandteile zu übernehmen oder es zu lassen. Er wird nicht zu einer Übernahme (wie beispielsweise Bewohner kolonialisierter Länder) gezwungen. Er wüsste stets, „wo der Ausgang ist“ (Hannerz 1990, 240). Voraussetzung hierzu ist jedoch, dass ständische und religiöse Bindungen gelöst sind oder gelöst werden. Erst dann könne eine „urbane, weltläufige, geschliffene Lebensattitüde“ entstehen, die eine innere Sicherheit gegen das Anderssein und eine gelassene Überlegenheit im Auftreten des Kosmopoliten erzielt (Coulmas 1990, 16).

Intellektuelle, Bürokraten, Politiker, Journalisten und Diplomaten sind für Hannerz potentielle Kosmopoliten. Sie gehören Berufskulturen an, die stark am transnationalen Arbeitsmarkt ausgerichtet sind. Gute Organisation und ein verzweigtes Netz westlicher Institutionen ermöglichen es den Beteiligten, sich kulturell einzukapseln und somit auch im fremden Land in ihrer eigenen Kultur zu verharren. In diesem Fall sind sie zwar räumlich mobil, aber der intensive Kontakt zur fremden Kultur bleibt aus. Hannerz nennt sie in diesem Fall „metropolitan locals“ (Hannerz 1990, 245) und betont, dass eine Zugehörigkeit zur transnationalen (Berufs-) Kultur nicht zwangsläufig einen Weltbürger hervorbringt. Transnationale Kulturen seien hingegen Brückenköpfe für einen möglichen Eintritt in andere territoriale Kulturen. Sie bilden eine Basis und die notwendigen Voraussetzungen, bringen Kosmopolitismus aber nicht zwangsläufig hervor (Hannerz 1990, 245).

Ähnlich wie Hannerz argumentiert Friedman (1997), dass Kosmopoliten nur aus dem Kreis der Intellektuellen hervorgehen können, die in der internationalen Politik und in der Kulturindustrie zu finden sind. Zachary (2000) knüpft die Bedingungen, die einen Kosmopoliten hervorbringen, weniger an Berufskulturen oder geistige Fähigkeiten, sondern an die soziale, ökonomische und politische Stabilität eines Landes, von dem es ein Mindestmaß benötige, damit das Potential der Hybridität uneingeschränkt verwirklicht werden kann. Dies träfe überwiegend auf reiche Nationen zu, mit wenigen Ausnahmen wie z.B. der Weltstädte Bombay, Schanghai, Rio und Moskau, die Zachary als „Inseln der Hybridität“ bezeichnet (Zachary 2000, 23f).

Werbner (1999) und Pécouc (2000) kritisieren die einschränkende Darstellung von Hannerz und Friedman und skizzieren durch ihre eigene Forschung ein Gegenbild hierzu. Sie untermauern, dass Kosmopoliten nicht ausschließlich in höheren sozialen Schichten zu finden sind, sondern durchaus auch geringer qualifizierte MigrantInnen kosmopolitische Eigenschaften oder Fähigkeiten entwickeln können.

Werbner lehnt sich in ihren Ausführungen stark an Hannerz an, der zwischen Transnationalen MigrantInnen und Kosmopoliten trennt. Interessanter Weise werden Transnationale MigrantInnen von diesen beiden AutorInnen anders als in dem neuen Forschungszusammenhang zur Transmigration (vgl. Kap. „2.1.3 Transnationale Migration“) charakterisiert: Während in der neuen Forschungsausrichtung vor allem der ständige Wechsel zwischen Heimat- und Gastland betont und der Aufbau und die Verfestigung der Verbindungsstränge zwischen diesen unterschiedlichen Zusammenhängen hervor gehoben werden, stellen Hannerz und Werbner Transnationale MigrantInnen als eingekapselt und abgeschirmt in ihrer kulturellen Welt, in der sie leben und arbeiten, dar (Werbner 1999). Für sie ist Transnationale Migration weniger eine Migrationsform, sondern eher eine besondere und vor allem eingeschränkte Art des Umgangs mit fremdkulturellen Zusammenhängen. Werbner postuliert daher im Zusammenhang mit der möglichen Ausbildung einer kosmopolitischen Haltung, dass ArbeitsmigrantInnen in erster Linie zu Transnationalen MigrantInnen (nach ihrer Definition) zu zählen seien, da sie meist nur in ihrer abgeschirmten kulturellen Welt leben und arbeiten. Sie zeigt anhand von eigenen Untersuchungen, dass es

durchaus möglich ist, sich auch als Angehöriger der Arbeiterklasse durch Wissen und Vertrautheit mit anderen Kulturen zu einem Kosmopoliten zu entwickeln (Werbner 1999, 20).

2.2.3 Der Marginal Man

Die im vorangegangenen Kapitel nachgezeichnete Debatte um die Eigenschaften eines Kosmopoliten und die Voraussetzungen zur Ausbildung einer solchen Haltung gehen implizit von einer gelungenen, erfolgreichen Vereinbarung der doch zum Teil erheblichen Unterschiede zwischen den Werten und Normen der Gast- und der Heimatgesellschaft aus. Die Bezeichnung des Marginal Man, die in erster Linie als ein negatives Konzept bekannt ist, zeigt auch Möglichkeiten auf, selbst aus einer gesellschaftlichen Randposition, in die ein Migrant oder eine Migrantin in neuen kulturellen Zusammenhängen zwangsläufig gerät, zu einer gelungenen Umgangsweise mit Fremdheit zu gelangen, wie es Kosmopoliten zugeschrieben wird. Zuvor sind jedoch mögliche Schwierigkeiten zu bewältigen, die im Konzept des Kosmopoliten ausgeklammert bleiben. Der Umgang mit diesen möglichen Anfangsproblemen des Übergangs, die Schütz als „Krisis“ des Fremden bezeichnet (vgl. Kap. „2.2.1 Der Fremde“), entscheiden, ob sich das Individuum aus einer soziale Randposition zu einem „Internationalisten“ (Stonequist 1961, 179) im Sinne eines positiven Marginal Man oder zu einem „eingekapselten Marginal Man“ (Bennett 1993, 114) entwickelt.

Der Begriff des „Marginal Man“ wurde von Robert Park (1950) und seinem Mitarbeiter Everett V. Stonequist (1961) Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelt und nachhaltig geprägt. Ihnen zufolge ist „The man on the margin“ eine Person, die in zwei Kulturen lebt, dabei jedoch weder die Beziehungen zur Herkunft abbricht, noch von der neuen sozialen Umgebung vorbehaltlos aufgenommen wird (Park 1950, 354). Die bisherige soziale Gruppe verlassen, aber der neuen durch unzureichende Integration noch nicht zugehörig, findet sich die betreffende Person am Rande beider Gruppen wieder (Stonequist 1961, 2f.). Dies sind genau die Gegebenheiten zu Beginn einer Transnationalen Migration, klammert man den Hinweis auf unzureichende Integration aus. Im Konzept des Marginal Man wird diese Situation als potentielles Konfliktpotential für das Individuum gesehen:

The marginal man, as here conceived, is one whom fate has condemned to live in two societies and in two, not merely different but antagonistic, cultures. Thus, the

individual whose mother is a Jew and whose father is a Gentile is fatally condemned to grow up under the influence of two traditions. In that case, his mind is the crucible in which two different and refractory cultures may be said to melt and, either wholly or in part, fuse. One runs across individuals who are caught in this conflict of cultures in the most unlikely places (Park 1961, XV).

Es ist möglich, dass die unterschiedlichen Einflüsse im Geist der betreffenden Person ganz oder zumindest teilweise verschmelzen, aber es birgt auch die Gefahr, dass sie sich wie ein Fremder nie vollständig mit der neuen sozialen Umwelt identifizieren kann und dadurch unfähig ist, die eigene Situation aus einer kritischen Distanz zu betrachten (Park 1961, XVI). Sie fühlt sich dadurch am Rande von beiden, aber keiner der beiden Kulturen richtig zugehörig und entwickelt sich zu einer Randpersönlichkeit (Stonequist 1961, 3).

Meist stellt eine Migration die Rahmenbedingungen für die Ausprägung einer solchen Persönlichkeit dar, aber auch andere Formen des Kulturkontaktes wie sie sich z.B. für Individuen aus gemischt-kulturellen Ehen oder jüdischen MigrantInnen in der Nachkriegszeit darstellten, werden von Stonequist in diesem Zusammenhang gesehen. Diese Individuen werden als „racial hybrids“ bezeichnet (ebd.). Marginalisierte Persönlichkeiten sind in diesem erweiterten Sinne immer dann zu erkennen, wenn es sich um kulturelle Übergangsphasen oder kulturelle Konflikte handelt (ebd. 3).

Die Situation, in der sich ein Marginal Man befindet, sei Park zufolge zunächst recht alltäglich: Jeder Mensch durchlaufe in seinem Leben Übergangszeiten, in denen alte Gewohnheiten nicht abgelegt und neue noch nicht ausgebildet worden seien. Das besondere an der Randpersönlichkeit sei hingegen die nahezu dauerhaft anhaltende Phase in der eigenen Biographie (Park 1950, 356). Es bestehe durchaus die Möglichkeit, mit dieser dualen oder auch multiplen sozialen Welt zufriedenstellend umzugehen. Schließlich müssen auch in der normalen Alltagssituation Anpassungsprobleme bewältigt werden. Erst wenn die kulturellen Unterschiede von großer Bedeutung sind, die neue soziale Umgebung dem Individuum nicht gerade mit freundlicher Einstellung gegenüber tritt, und es in Folge dessen zu konflikthaften Anpassungsbedingungen kommt, würde eine Randpersönlichkeit ausgebildet (Stonequist 1961, 3). Das endgültige Resultat zeige sich nach Durchlaufen eines Prozesses. Dieser beginne zunächst damit, dass sich das Individuum nicht bewusst ist, dass es kulturelle Konflikte gibt oder geben könnte.

Dies ändere sich nach einigen Krisenerfahrungen, die Bennet als Kulturschock bezeichnet (Bennett 1993, 114ff.), aus dem sich ein Konfliktbewusstsein entwickelt (Stonequist 1961, 221). Die Anpassung, bzw. oftmals nur der erfolglose Versuch der Anpassung an die schwierige Situation, stellt die Endphase dieses biographischen Prozesses dar (ebd.).

Hat es das Individuum erst einmal geschafft, mit der neuen Situation erfolgreich umzugehen, besitzt der (positive) Marginal Man nach Stonequist durchaus die Fähigkeit, zwischen beiden oder mehreren Kulturen zu vermitteln. Er bezieht sich hierbei auf Simmels Konzept des Fremden, der als potentieller Wanderer das soziale Leben, in das er vorübergehend eintaucht, aus einem objektivem und indifferenten Standpunkt aus betrachten kann. Sobald jedoch der Fremde beginnt, sich selbst mit der fremden Gruppe zu identifizieren, dies aber nicht vollständig gelingt, findet er sich in der (als negativ empfundenen) Position des Marginal Man wieder. In diesem Falle nämlich sei seine Objektivität und seine indifferente Haltung nicht mehr gegeben, da ein wesentlicher Teil der Persönlichkeit von der neuen Situation beeinflusst worden sei (Stonequist 1961, 178).

Für Stonequist stellt ein Händler mit seinen Geschäftsbeziehungen die typische Situation zur Erfüllung der „intermediary role“ des Marginal Man dar. Sie bietet die Voraussetzung, aus der eine kreative Form durch Kenntnisse zweier Kulturen erwachsen könne: Die Zustimmung des liberal eingestellten Mannes der dominanten Gruppe würde er mit Hilfe einer „mehr konstruktiven als zerstörerischen Macht“ gewinnen und somit auch Gewissheit über seine gelungene Anpassung erlangen (ebd.). Der Wechsel zwischen beiden Kulturen und ihren Ansprüchen sei für den Händler kein Problem mehr: „The individual who penetrates deeply enough into a foreign culture becomes a richer personality. He readily shifts from one language to another; from one set of habits, attitudes and values to another“ (ebd. 178f.) und ist in der Lage, ein Problem von mehreren Gesichtspunkten aus zu betrachten. Auf diese Weise könne die entsprechende Person einen erweiterten Horizont und eine höhere Intelligenz entwickeln als manche Angehörige der eigenen Kultur (Park 1961, XVIIIf.).

Diese Form der Persönlichkeit nennt Stonequist den „Internationalisten“. Er sei gekennzeichnet durch die Möglichkeit, die Rolle einer anderen Kultur zu übernehmen und das Leben und die Probleme aus einer grundlegend anderen Per-

spektive zu betrachten. Zudem sei er fähig, die Werte einer anderen Kultur zu verstehen, da er in Harmonie mit der eigenen Kultur lebe. Letzteres sei unbedingte Voraussetzung hierfür, da man keine internationale Einstellung erreichen könne, wenn man nicht zuvor ein höheres Level der nationalen Einstellung erlangt habe (Stonequist 1961, 179).

Lindner (2007) hebt hervor, dass der „Marginale“ in seiner Position zwischen zwei Kulturen zwar an die Grenzen des „thinking as usual“ gelangt. Denn ihm fehlen zunächst die Kulturtechniken, die ihm ein Eintauchen in das neue kulturelle Milieu ermöglichen würden. Er wird somit auf sich selbst zurück geworfen und verliert seine bisherige naive Selbstgewissheit. Diese Tatsache würde jedoch schlussendlich zu einer Horizonterweiterung führen und die Suche nach innovativen Wegen zwingend erforderlich machen. Diese Aussagen stützt Lindner mit dem Verweis auf viele bahnbrechenden Entdeckungen und Erfindungen von Außenseitern mit marginalen Positionen zu den offiziellen Institutionen und Professionen, denn auch Park selbst sei ein Grenzgänger zwischen Journalismus und Philosophie gewesen (Lindner 2007, 203ff.).

Bennet (1993) bezeichnet diese positive Form des Marginal Man als „Konstruktiven Marginal Man“, der sich überall zu Hause fühlt und eine Bezugsgruppe hat, die ebenfalls mit „Marginals“ besetzt ist. Er erführe zwar auch Desintegration als Folge des Kulturwechsels, jedoch sei er sich der eigenen Differenzierung und der Notwendigkeit bewusst, persönliche Verantwortung für die Wahl und Konstruktion von Werte-Sets zu übernehmen. Ähnlich wie Park wird auch hier auf den im Vordergrund stehenden Prozess der Selbstreflexion verwiesen, bei dem sich die Person dem Relativismus und der Tatsache bewusst ist, dass Wissen aus dem Kontext konstruiert wird und nicht entlang der Wahrheit, die von Autoritäten bestimmt werden (Bennett 1993, 117ff.).

Die Situation des Marginal Man birgt zudem die Möglichkeit der Ausbildung einer als negativ empfundenen Randpersönlichkeit. Der Grund hierfür wird mit der Unmöglichkeit der Anpassung in Verbindung gebracht. Denn eine mit sich und der sozialen Welt zufriedenen und harmonisch lebende Persönlichkeit sei in der modernen Welt, die durch wirtschaftliche Konkurrenz und wechselnde soziale Beziehungen gekennzeichnet ist, nur noch erschwert und eine dauerhafte Anpassung nicht mehr möglich (Stonequist 1961, 2). Das Individuum, welches

zwei oder auch mehr kulturelle Rahmen internalisiert hat, nimmt Konflikte und Nichtübereinstimmungen zwischen diesen unterschiedlichen Kulturen als inneren Konflikt wahr (Bennett 1993, 114ff.). Desorientierung und unauflösbare Widersprüchlichkeiten würden zu Angst und Unsicherheit führen und Abwehrmechanismen begünstigen, die u.a. als Auslieferung an Scheinorientierung bietende Vorurteile und Stereotypen in Erscheinung treten (Hillmann 1994, 711). Die daraus resultierende soziale Unsicherheit könne auf einer Skala abgebildet werden, die von einer kurzzeitigen Übergangsphase bis hin zu akuten und lang anhaltenden Konflikten reiche (Stonequist 1961, 8).

Die Darlegung des Marginalitätskonzeptes zeigt, dass es sehr vielfältig angewandt und auslegbar ist, und es einen Prozess darstellt, an dessen Anfang die wertneutrale Tatsache einer Zwischenposition steht. Diese Zwischenposition korrespondiert mit der Situation, in der sich Transnationale MigrantInnen befinden. Auch wenn die AutorInnen des neuen Forschungsschwerpunktes zum Teil von einer weitgehenden Integration ins Gastland ausgehen, unterhalten Transnationale MigrantInnen sowohl zum Aufenthaltsland als auch zum Herkunftsland Beziehungen und Verbindungen, die sie rein objektiv in einer Zwischen- bzw. einer Randposition erscheinen lassen. In wie weit sie diese selbst als positiv oder negativ empfinden, wird im empirischen Teil der Arbeit noch gezeigt. Das theoretische Konzept des Marginal Man gibt die beiden Möglichkeiten vor, dass Individuen entweder die Unterschiede beider sozialer und kultureller Zusammenhänge erfolgreich miteinander verbinden können und somit zum Internationalisten (Stonequist 1961), zum konstruktiven Marginal Man (Bennett 1993) bzw. Randseiter auf innovativen Wegen (Lindner 2007) werden. Die Eigenschaften und Besonderheiten dieser Position stimmen nahezu mit denen des im vorherigen Kapitel beschriebenen Kosmopoliten überein. Denn auch hier stellte sich ein problemloser Wechsel zwischen zwei soziokulturellen Zusammenhängen als das Hauptcharakteristikum dar.

Ist ein positiver Umgang nicht möglich, so eröffnet sich die zweite mögliche Folge in dieser Zwischenposition: Die Ausbildung einer problematischen Randposition. Diesem Marginal Man, bzw. dem „Eingekapselten Marginal Man“ (Bennett 1993), fällt es schwer, sich mit seiner Erfahrung und seiner Situation zurechtzufinden. Er hat Schwierigkeiten mit Mehrdeutigkeiten und fühlt sich

nirgendwo zu Hause. Trotz mindestens zweier internalisierter Weltsichten ist er nicht fähig, eine eindeutige Identität aufzubauen und wechselt nur mit Mühe zwischen den nationalkulturellen Zusammenhängen (Bennett 1993, 114ff.).

Diese problematische Situation ist im Laufe der Rezeption des Marginal Man Konzeptes die nach wie vor bekannteste und meist verwendete Auslegung. Obwohl die Auslöser für die jeweiligen Situationen und ihren Konsequenzen variieren und sich in unterschiedlichen Formen und Ausprägungen manifestieren, wurde der Begriff in den mehr als 60 Jahren nach Park und Stonequists nachhaltiger Prägung meist so benutzt, als sei es ein einheitliches Phänomen (Billson 1988, 189f.).

Die Effekte der Marginalität für die Identität und das psychologische Wohlbefinden der jeweiligen Person lassen sich nicht allein mit der Tatsache der Randposition selbst erklären, sondern sind an weitere Bedingungen geknüpft. Sie hängen vor allem von der Bedeutung und dem Stellenwert ab, die diese Phase in der eigenen Biographie einnimmt, und ob es eine vorübergehende oder dauerhafte, nicht mehr oder nur schwer änderbare Situation darstellt (ebd.).

Billson (1988) unterscheidet die verschiedenen Verwendungsarten des Konzeptes nach drei Kriterien:

1. Marginalität der sozialen Rolle impliziert einen Rollenkonflikt, wobei Marginalität das Ergebnis einer gescheiterten Zugehörigkeit zu einer positiven Referenzgruppe darstellt. Hierzu könnten zum Beispiel Frauen gehören, die in eine von eher Männern dominierte Berufsgruppe eintreten, Jugendliche zwischen Kinheit und Erwachsensein oder Gruppen, die aus dem Mainstream herausfallen wie Bohemians, Gypsies oder Heimatlose (Billson 1988, 184).
2. Strukturelle Marginalität bezieht sich auf die politische, soziale und wirtschaftliche Hilflosigkeit unterschiedlicher benachteiligter Segmente in Gesellschaften. Dieser Typus der Randseitigkeit wird als unausweichliche Konsequenz des kapitalistischen und wirtschaftlichen Systems angesehen (ebd. 185).
3. Kulturelle Marginalität entspricht der Verwendungsmöglichkeit im Zusammenhang der vorliegenden Studie. Dieser Typus des Marginal Man hat

seine Ursache meist in einer hierarchischen Wertung zweier Kulturen, in denen sich ein Individuum bewegt, so dass die Beziehungen zwischen diesen beiden in Begrifflichkeiten wie Akzeptanz oder Zurückweisung, Zugehörigkeit oder Isolation, In-Group oder Out-Group beschrieben werden können (ebd. 184).

In diesem Kapitel wurden die Konzepte des Fremden, des Kosmopoliten und des Marginal Man vorgestellt und ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede dargelegt. Auch wenn sie zum Teil schon viele Jahre alt sind, können sie dennoch heute im Zeitalter der Globalisierung und der Transnationalen Migration immer noch dazu dienen, die Situation von MigrantInnen – in der vorliegenden Studie besonders der Transnationalen MigrantInnen – aufzuzeigen und den daraus resultierenden Prozess der Annäherung und die entsprechenden (positiven wie negativen) Konsequenzen hieraus aufzuzeigen. Zudem konnte gezeigt werden, dass das Konzept des Marginal Man sehr vielschichtig ist und in seiner positiven Ausprägung nahezu mit dem Konzept des Kosmopoliten identisch ist. Vor diesem Hintergrund ist es m.E. unverständlich, dass sich einige AutorInnen der Transnationalen Migration gegen die Konzepte der „Gespalten- und Zerrissenheit“ stellen, da nicht davon auszugehen ist, dass sich alle in der Transmigration befindenden Personen in gleichem Maß erfolgreich zwischen beiden Nationalkulturellen Zusammenhängen bewegen (können). Dass diese Konzepte gerade auch in der Transnationalen Migration aktuell sind, wird die eigene Analyse später noch zeigen.

2.2.4 Weitere Konzepte

Neuere Konzepte und Diskussionen über Begrifflichkeiten, die sich auf den Umgang mit dem Fremden in der Migration beziehen, sollen das zumeist ihnen bis zu diesem Zeitpunkt anhaftende negative Image umkehren und die Situation von MigrantInnen möglichst in positivem Licht erscheinen lassen:

So wird beispielsweise der Ausdruck „Zwischen zwei Stühlen sitzen“ nicht nur in Alltagssituationen verwendet, in denen eine Entscheidung getroffen werden soll, die sehr schwer fällt, sondern auch zur Charakterisierung der Situation von MigrantInnen. Tarek Badawia (2002) setzt diesem Begriff mit seiner Studie über

bildungserfolgreiche Immigrantenjugendliche die Bezeichnung „dritter Stuhl“ entgegen. Dieser sei Ausdruck für die (erfolgreiche) Selbstverortung im Dreieck zwischen der aufnehmenden Kultur, der Herkunftskultur und der eigenen Person (ebd.). Zu berücksichtigen ist hierbei sicherlich, dass es sich in der Untersuchung ausschließlich um *bildungserfolgreiche* MigrantInnen handelte, die sich nicht mit negativ besetzten Konzepten oder Bezeichnungen erklären lassen.

In ähnlicher Weise argumentieren Pollok und Van Reken (1999). Sie verwenden den Begriff „Third Culture Kids“ (TCK) für Kinder von MigrantInnen, die aufgrund der Berufstätigkeit ihrer Eltern einen bedeutenden Teil ihrer Kindheit in verschiedenen Ländern verbracht haben (vgl. Kap. „2.1.2 Auswanderung aus Deutschland“) und daher zwar keinen „dritten Stuhl“, aber eine dritte Kultur ausbilden, die weder mit der Kultur ihrer Eltern, noch mit der der unterschiedlichen Gastländer übereinstimmt, sondern etwas Neues, eine „dritte Kultur“ entwickeln. Die AutorInnen betonen zudem, dass sie diese Kinder als Vorreiter einer globalen, kulturellen Durchmischung bzw. als Bürger des 21. Jahrhunderts sehen (Pollock/Van Reken 1999, 7).

Jedoch besteht auch hier, wie bei allen MigrantInnen, ein gewisses Problempotential, auch wenn es von den AutorInnen oftmals nicht genannt wird. Im Fall der TCKs gibt es zum einen diejenigen, die im Erwachsenenalter nur auf eine Gelegenheit warten, sich endlich ganz und gar an einem Ort für immer niederzulassen (Pollock/Van Reken 1999, 126ff). Zum anderen könne aber auch eine Rastlosigkeit im weiteren Lebensverlauf entstehen, die Pollok und Reken als „Rolling-Stone-Instinkt“ bezeichnen. Es handelt sich um den Wunsch nach ständigem Wechsel von Schule, Arbeit und Wohnort, der sich aufgrund ihrer vielfältigen globalen Erfahrung als Kind entwickelt hat. Selbst als erwachsene ATCKs (Adult Third Culture Kids) sei es für sie nahezu unmöglich, sich dauerhaft an einem Ort niederzulassen (Pollock/Van Reken 1999, 126ff.).

Hybridität ist ein weiteres Konzept, das die positive und gelungene Vereinbarung unterschiedlicher Kulturen innerhalb einer Person beschreibt. Die Ausgangssituationen sind hierbei jedoch sehr vielfältig. So wurden hybride Kulturen hauptsächlich für das Phänomen des Postkolonialismus in der anglo-amerikanischen Debatte verwendet, um sich der nachhaltigen Vermischung der Kultur der Kolonialmächte mit den autochthonen Kulturen zu nähern und beschreiben zu

können (Bronfen/Marius 1997, 8). In den 1990er Jahren hat es eine Vielzahl von Bemühungen gegeben, die beobachtete kulturelle Vermischung theoretisch zu erfassen, die entweder aufgrund von Kolonialismus, gemischt-kultureller Ehen bei ihren Kindern oder aufgrund eines Kulturkontakts im Rahmen von Migration zustande kommt: So finden sich neben *Hybridität* Begriffe wie *Melange* (Rushdie 1992, 458), *kultureller Synkretismus* (Canevacci 1992), *Kreolisierung* und *Kosmopolitismus* (Friedman 1997; Hannerz 1996).

Zachary (2000) bringt die Begriffe Kosmopolit, Hybride und Bastard zusammen: Die schon bekannten Begrifflichkeiten sollen neu und vor allem der Ausdruck „Bastard“ in einer positiven Weise in Anlehnung an Salman Rushdie definiert werden. Bastard sei „eine Solidaritätsbekundung mit allen Außenseitern; mit all jenen, die Mischehen eingehen, in ein anderes Land auswandern, eine andere Sprache erlernen, eine neue Religion annehmen, eine neue öffentliche Persona anlegen, während sie gleichzeitig frühere Gewohnheiten bewahren“ (Zachary 2000, 18). Alle drei Bezeichnungen seien Synonyme für „ein Leben mit Wurzeln und Flügeln, mit Sicherheit und Überraschung“ (ebd. 18ff.).

Wie bereits im Kapitel „2.1.3 Transnationale Migration“ gezeigt, grenzen sich AutorInnen der Transnationalen Migration ebenfalls von negativ besetzten Konzepten, vor allem von denen der Zerrissen- und Gespaltenheit wie sie im Konzept des Marginal Man vorkommen, ab und betonen die gelungene Verbindung von Elementen der Heimat- und Gastgesellschaft. Die eigenen empirischen Untersuchungen werden zeigen, dass sich in der Transmigration sowohl die erfolgreichen Vereinigungen zwischen Herkunfts- und Gastkultur zeigen, dass es in den aktuellen Migrationsbewegungen aber nach wie vor auch Personen gibt, die die Zwischenposition in der Transnationalen Migration nicht in einer für sie angenehmen Weise annehmen können.

Die Studie von Rita Rosen (1997) an türkischen Studentinnen in Deutschland verdeutlicht, dass beide Phänomene auch zeitgleich innerhalb einer Person auftauchen können: So wurde das Leben in zwei Kulturen von ihren Interviewpartnerinnen zwar als bereichernd empfunden, aber gleichzeitig von Zweifeln und kritischen Überlegungen durchzogen. Die Studentinnen fühlen sich zwar größtenteils in keiner der beiden Kulturen richtig zu Hause, weshalb in ihrer Studie auch der Ausdruck „zwischen zwei Stühlen“ auftaucht. Die Erkenntnis,

Angehörige der zweiten Einwanderergeneration zu sein und dennoch nicht zur Gastgesellschaft zu gehören, würde die Frauen jedoch nicht in Lebenszweifel stürzen, sondern eine „realistisch eingeschätzte Basis für den selbstbestimmten Aufbau ihres weiteren Lebens“ darstellen (Rosen 1997, 99).

3. Forschungsdesign

Zur Transnationalen Migration gibt es zwar eine Reihe von Forschungen (vgl. Kap. „2.1.3 Transnationale Migration“), aber keine, die hochqualifizierte Fach- und Führungskräfte mit MigrantInnen im Niedriglohnsektor vergleicht. Zudem wurde bisher nicht explizit nach interkulturellen (Selbst-)Positionierungen der TransmigrantInnen gefragt oder ihre Erfahrungen und Verhaltensweisen in Bezug auf Überwindung von kulturellen und sozialen Grenzen gesetzt, wie es in dieser Studie vorgesehen ist. Daher können und sollen auch keine Thesen aufgrund von Vorkenntnissen aufgestellt und überprüft werden, welches eine deduktive Forschungsmethode charakterisieren würde (Kluge/Kelle 1999, 14ff.). Diese Studie ist hingegen induktiv angelegt, d.h. sie entwickelt Thesen oder eine neue Theorie, die sich auf das empirische Material stützt und in den Daten verankert sind, erst am Schluss des Forschungsprozesses (Glaser/Strauss 1998). Die auf diese Weise generierte Theorie soll ein Verhaltensmuster erklären, das für die Beteiligten relevant und problematisch ist (Strauss 1998, 65).

Aufgrund dieser explorativen Vorgehensweise bieten sich auch nur qualitative Forschungsmethoden an, da quantitative Erhebungen den Antwortspielraum durch die Ausrichtung und Konstruktion der Fragen entlang von Vorannahmen und Thesen stark einschränken. Zudem würden evtl. Themen, die jenseits dieser Fragen liegen, aber für die Befragten von großer Relevanz sind, ausgeblendet. Quantitative Methoden werden zudem eher angewendet, wenn die Verteilung bestimmter Meinungen oder Verhaltensweisen in der Bevölkerung oder innerhalb einzelner Gruppen im Vordergrund stehen. In dieser Arbeit stehen hingegen die unterschiedlichen Verhaltensweisen, Strategien und die Gründe, die eine interkulturelle Positionierung erklären können, im Mittelpunkt. Mithilfe qualitativer Methoden ist es eher möglich, Strukturen und Dynamiken des in Frage stehenden sozialen Handelns auf der Mikroebene zu erschließen und somit einen „tiefenscharfen Bildausschnitt“ zu gewinnen (Bock 1992, 92).

3.1 Erhebungsmethode

Die Erhebungsmethode der leitfadengestützten Interviews ist durch vorgegebene Fragen gekennzeichnet, wodurch die Schwerpunktsetzung für das Gespräch vom Interviewer vorgenommen wird. Da die Umgangsweisen mit Fremdheit jedoch in sehr unterschiedlichen Formen auftauchen können, wie u.a. Aspekte der Diplomarbeit (vgl. Hyna 2000) bereits gezeigt haben, sollte es den GesprächspartnerInnen dieser Studie selbst überlassen werden, welche Schwerpunkte sie in der Erzählung über ihre Auslandserfahrungen setzten. Ein biographisches Interview, welches ebenfalls ohne zuvor festgelegte Fragen durchgeführt wird, würde dagegen einen deutlich größeren Ausschnitt liefern, als es für meine Fragestellung notwendig ist. Das **themenzentrierte Interview** (Lamnek 1995: 74ff.), das sich nur auf einen Themenkomplex oder einen bestimmten Lebensabschnitt bezieht und im Erzählstil wie ein narratives Interview verläuft, ist daher für mein Vorhaben optimal geeignet. Die Bedeutungsstrukturierung der sozialen Wirklichkeit bleibt somit dem Befragten selbst überlassen, offene Fragen dienen lediglich der Eingrenzung des Problembereiches. Während des Gespräches können vom Interviewer die Erzählsequenzen immer wieder durch Rückspiegelung, Verständnisfragen oder Konfrontationen mit Widersprüchen verständniserzeugend nachvollzogen werden (ebd. 75f.).

Nach der Entscheidung für die Interviewmethode stellte sich als nächstes die Aufgabe, eine gute **Eingangsfrage** zu formulieren, die erzählgenerierend stimulieren soll (Lamnek 1995: 75). Es zeigte sich jedoch nach den ersten zwei Interviews, dass eine pauschale, für alle InterviewpartnerInnen geeignete, Eingangsfrage nicht sinnvoll ist. Daher ging ich dazu über, diese entweder aufgrund erster Informationen über meine GesprächspartnerInnen individuell vor dem Interview zu erarbeiten oder sie spontan zu Beginn des Gespräches zu formulieren. Dies verlief wesentlich erfolgreicher als zuvor mit einer vorformulierten Frage, die durch ihre Pauschalisierung in einem Falle sogar – anstelle eines Stimulus – kurzzeitig Verwirrung stiftete.

Des Weiteren wurden Inhaltspunkte für den **Nachfrageteil** notiert. Hierzu zählen bestimmte Themen und biographische Daten (Alter, Berufsbezeichnung, Schulbildung, Grund für Auslandsaufenthalt etc.), die unbedingt angesprochen

werden sollten, aber im Gesprächsfluss eventuell nicht auftreten. Diese Punkte werden im Anschluss thematisiert und geklärt. In der Praxis zeigte sich immer wieder, dass dieser Nachfrageteil oft ein Anstoß für einen weiteren – zum Teil ausführlichen – Gesprächsfluss sein kann.

3.2 Interviewpersonen

3.2.1 Auswahl

TransmigrantInnen könnten als Halbnomaden bezeichnet werden,⁸ denn sie sind viel unterwegs, kehren aber immer wieder – auch nach Jahren – zu ihrem Ausgangsort zurück. Ein Vollnomade dagegen wäre per Definition eine Person oder ein Stamm, der keinen festen Wohnsitz mehr besitzt, sondern ständig von Ort zu Ort (also auf die Untersuchung bezogen von Land zu Land) unterwegs ist. Ein Vollnomade schlägt nirgendwo starke Wurzeln und verfügt über eher lockere lokale Bezüge (vgl. ebd.). Im Gegensatz dazu unterhalten und pflegen TransmigrantInnen mehrsträngige Sozialbeziehungen, die die Herkunfts- und Ankunftsgesellschaft mit einander verbinden (Glick-Schiller 1997, 121). Hierzu bedarf es der grundlegenden Voraussetzung wie bei einem Halbnomaden, nämlich die Beibehaltung des festen Wohnsitzes im Heimatland, denn sobald dieser aufgelöst wird, handelt es sich nicht mehr um eine Transmigration, sondern um eine einmalige Übersiedlung, also eine eindimensionale Migration. Diese Bedingung des Wohnsitzes wurde als ein Hauptkriterium bei der Auswahl der MigrantInnen aufgenommen.

Die ausgewählten Grenzgänger bzw. TransmigrantInnen haben zudem gemein, dass sie über Auslandserfahrung in der Form verfügen, dass sie über einen gewissen Zeitraum ihren Alltag jenseits ihres Heimatlandes verbracht haben. Urlaubsaufenthalte werden somit ausgeschlossen. Um von einer möglichst großen Relevanz der Aufenthalte für die eigene Biographie ausgehen zu können, sollten potentielle InterviewpartnerInnen mindestens sechs Monate ohne Unterbrechung oder über einen Zeitraum von etwa zwei Jahren in regelmäßigen Intervallen im Ausland gewesen sein. Zudem sollte die Migration beruflich (Schule, Studium, Verdienst) motiviert sein.

⁸ Vgl. www.geocities.com/RainForest/2174/nomadism.htm v. 02.07.2002

Der Studie liegt u.a. die Frage nach den Unterschieden zwischen hoch und niedrig qualifizierten MigrantInnen im Umgang mit Fremdheit zugrunde. Entsprechend wurde bei der Auswahl der möglichen GesprächspartnerInnen auch das Kriterium der Bildung bzw. der ausgeübten Tätigkeit im Gastland mit berücksichtigt. So war zunächst geplant, insgesamt acht Interviews zu führen: vier mit hochqualifizierten und vier mit MigrantInnen, die im Niedriglohnsektor tätig sind. Weder Herkunftsland bzw. -kultur, noch Zielland sollte dabei eine Rolle spielen. Forschungspraktischer Weise war die Suche der InterviewpartnerInnen hauptsächlich im Rhein-Main-Gebiet vorgesehen, das sowohl ein Zielgebiet für die aktuellen Migrationsbewegungen aus Osteuropa darstellt, aber auch ein Ausgangs- oder Zielgebiet für hochqualifizierte Fach- und Führungskräfte ist.

Da die komparative Analyse die wesentliche Strategie der Grounded Theory, an der die Studie weitgehend ausgerichtet ist, darstellt, wurden auch schon die InterviewpartnerInnen soweit wie möglich nacheinander theoretisch ausgewählt, um eine maximale Kontrastierung zu erreichen:

3.2.2 Kontakt- und Erhebungsphase

Die Kontakt- und Erhebungsphase dauerte deutlich länger als ursprünglich angenommen. Während sich erste InterviewpartnerInnen recht schnell fanden, gestaltete sich die weitere Suche, vor allem die Suche nach MigrantInnen im Niedriglohnsektor, sehr schwierig:

Den Beginn der Interviewphase stellte das Gespräch mit dem polnischen Staatsbürger **Marek**⁹ dar, der an der deutsch-polnischen Europa-Universität studierte. Kurze Zeit später ergab sich die Möglichkeit, mit einem weiteren hochqualifizierten, viel beruflich und privat gereisten französischen Geschäftsmann (**Pierre**), zu sprechen.

Diesen beiden Interviews schloss sich eine ausgiebige Analyse- und Vergleichsphase an. Begriffe wie Identität, Stereotypen, Kulturrelativismus, interkulturelle Identität, Ethnizität, Distanzierung und „The Generalized Other“ (Hahn 2002;

⁹ Alle Namen und z.T. Wohnorte und nähere Angaben, die zur Erkennung der InterviewpartnerInnen beitragen könnten, wurden anonymisiert.

Hillmann 1994; Mead 2000; Pleitner 2002; Stojanov 1999) emergierten aus diesem Prozess.

Kontrastiv zu den ersten beiden Interviews, wurde ein Gespräch mit einer Polin (**Ewa**) durchgeführt, die in Deutschland abschnittsweise Reinigungstätigkeiten übernimmt und sich damit von den Tätigkeiten der beiden zuvor befragten Herren (Verkaufsaußendienstmitarbeiter und Jurastudent) abhebt. Im Gespräch stellte sich jedoch heraus, dass sie zwar Reinigungstätigkeiten wahrnimmt, wofür sie als kontrastiver Gegenpart zu den bisherigen Interviewpartnern geeignet war, aber ebenfalls eine überqualifizierend hohe Schul- und Berufsausbildung besitzt. Die Analyse des neuen Gesprächs wurde mit den Ergebnissen der vorherigen Interviews verglichen.

Ein weiteres Interview sollte nochmals mit einer weiblichen Person, möglichst jungem Alters, durchgeführt werden, die sich jedoch, sowohl von ihrer Bildung als auch von ihrer tatsächlich im Ausland durchgeführten Tätigkeit, von den bisher befragten hochqualifizierten MigrantInnen unterscheidet. Die Suche nach einer geeigneten Gesprächspartnerin gestaltete sich schwierig. Mit Hilfe einer Mittelsperson aus dem näheren Bekanntenkreis wurden junge Türkinnen angesprochen, die noch nicht lange in Deutschland lebten. Jedoch gab es keine Einwilligungen für ein Gespräch aufgrund der Angst, ihre Eltern könnten etwas aus dem Interview erfahren.

Zwischenzeitlich führte das private und über viele zusätzliche Personen erweiterte Kontaktnetz zu einem Gespräch mit einem Transmigranten, der den theoretischen Anforderungen der niedrigen Qualifikation entsprach. Als zusätzlich interessantes Merkmal wies dieser in Brasilien gebürtige Mann (**Pédro**) eine rege Reisetätigkeit in den unterschiedlichsten Ländern der Welt auf, welches bei den drei zuvor befragten Personen nur ein Mal vorkam. Die anderen beiden hatten nur in *einem* ihnen zuvor unbekanntem Land Erfahrungen gesammelt. Hieran schloss sich eine umfangreiche Analyse aller vier bisher geführten und transkribierten Interviews an.

Die weiteren Gespräche sollten mit den vorherigen Transkripten verglichen werden und gleichzeitig eine Überprüfung der bisher gefundenen Merkmale und Schwerpunktthemen in den Interviews ermöglichen.

Eine deutsche Bankangestellte (**Beate**), die sich während ihres Studiums und im Rahmen ihres Arbeitsvertrages längere Zeit in China aufhielt, kontrastiert die bis dahin interviewten beiden männlichen Arbeitnehmer in hochqualifizierten Beschäftigungsverhältnissen.

Während sich die ersten fünf InterviewpartnerInnen noch recht problemlos über Freunde, Verwandte und Bekannte ausfindig machen ließen, begann danach jedoch eine lange, recht mühsame und mit vielen frustrierenden Erlebnissen flankierte Suche. Vor allem Personen mit geringer Berufsqualifikation waren aufgrund ihrer Ängste, die sich auf ihre meist prekäre rechtliche Aufenthaltssituation begründeten, besonders schwer zu finden. Gerade aus Polen und den daran angrenzenden osteuropäischen Ländern kommt eine Vielzahl PendelmigrantInnen auch in das Rhein-Main-Gebiet. Zu ihnen einen persönlichen Kontakt herzustellen, erwies sich jedoch – selbst über polnische StudentInnen – als sehr schwierig.

Kontaktierte internationale Hotels oder Firmen beriefen sich auf den Datenschutz und konnten mir daher nicht weiter helfen, obwohl sie das Thema der Studie sehr interessant fanden. Ein polnischer Lebensmittelladen in Frankfurt nährte leider auch nur vorübergehend die Hoffnung auf weitere InterviewpartnerInnen. Der Geschäftsinhaber erklärte sich zwar bereit, einige ihm bekannte Polen für ein Interview zu gewinnen. Die betreffenden Personen waren aber entweder in der Erhebungszeit (laut Aussagen des polnischen Geschäftsinhabers) nicht erreichbar oder lebten bereits dauerhaft in Deutschland, so dass letztere nicht den Auswahlkriterien entsprachen.

Um die schwierige Situation ein wenig abzumildern und mit mehr Vertrauen an die möglichen Personen heranzukommen, kontaktierte ich ein polnisches Pfarrbüro in Frankfurt. Freundlich, aber sehr bestimmt gab mir der Pfarrer nach der Erklärung meines Anliegens zu verstehen, dass ich nicht die erste Wissenschaftlerin sei, die den Kontakt zu den Polen in seiner Gemeinde suchen würde. Die bisherigen Versuche hätten keinen Erfolg gebracht: Sobald eine deutsch sprechende, fremde Person in der Gemeinde auftauchte, seien alle Gespräche sofort verstummt. Keiner hätte sich für ein Gespräch bereit erklärt, die Angst sei einfach zu groß. Denn schließlich würde die Gemeinde zum größten Teil von der Zielgruppe meiner Forschung, nämlich denjenigen, die lediglich abschnittsweise

nach Deutschland zum Arbeiten kommen, organisiert und nicht von dauerhaft in der Bundesrepublik lebenden Polen, wie man annehmen könnte.

Vor Weihnachten 2004 war ein Interview mit einem polnischen Staatsbürger in greifbarer Nähe. Freunde verhalfen mir zu einem Termin inklusive Übersetzer. Durch eine ungeplante, verfrühte Abreise des Polens in seine Heimat konnte das Interview jedoch nicht statt finden und musste mindestens um drei Monate verschoben werden, da mein potentieller Interviewpartner erst dann wieder nach Deutschland zurück zu kehren plante.

Eine ähnliche, noch wesentlich länger dauernde und kompliziertere Geschichte rankte sich um die Bemühungen um eine KroatIn: Eine KollegIn bot mir an, den Kontakt zu einer in einem privaten deutschen Haushalt tätigen KroatIn herzustellen. Auch kannte sie eine kroatische StudentIn, die zum einen der potentiellen InterviewpartnerIn flüchtig bekannt war und zum anderen den Kontakt konkretisieren und beim Interview übersetzen könnte. Auf die Anfrage für ein Interview gab die KroatIn der StudentIn in freundlichem, aber sehr entschiedenen Ton zu verstehen, dass sie keine Arbeitserlaubnis besitzt und daher einem Gespräch nicht einwilligt. Auch Hinweise auf absolute Anonymität konnten sie nicht umstimmen.

Mit ähnlichem Phänomen konfrontiert sahen sich ForscherInnen in der Schweiz: Eine repräsentativ angelegte Umfrage der „Anlaufstelle für Sans-Papiers“ (2004) in Basel erhob 2003/2004 Daten von 102 „Sans-Papiers“ (Personen ohne rechtlichen Aufenthaltsstatus) mit dem Schwerpunkt Lohn- und Arbeitsbedingungen von MigrantInnen ohne Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung. In der Anlaufstelle für Sans-Papiers in Basel wurden die beratungssuchenden MigrantInnen gebeten, einen Fragebogen auszufüllen. Es zeigte sich jedoch, dass sich eher die Personen hierfür bereit erklärten, für die diese Institution nicht mehr absolut fremd war. Das spiegelte sich auch in der durchschnittlichen Aufenthaltsdauer dieser Befragten in der Schweiz wider, die bei über fünf Jahren lag (Anlaufstelle für Sans-Papiers/GBI 2004).

Während meiner Suche nach niedrig qualifizierten MigrantInnen bekam ich viele Hinweise und Angebote für Interviews hochqualifizierter Personen: Hierunter war zunächst die deutsche StudentIn **Melanie**, die aufgrund der Auslandstätigkeiten

ihres Vaters in Kenia geboren und aufgewachsen war. Auch mit ihrem Vater (**Paul**), der sich gerade in Deutschland aufhielt und seinen nächsten Aufenthalt in Afrika organisierte, führte ich wenige Tage später ein Gespräch. Dem schloss sich das Interview mit der Japanerin **Misaki** an, die in Japan, England, USA und Deutschland studiert und promoviert hat. Sie ist mit einem deutschen Staatsbürger verheiratet und möchte gerne weiterhin wissenschaftlich – sowohl in Deutschland als auch für einige Wochen im Jahr in Japan – arbeiten.

Mit der Erkenntnis, dass potentielle, niedrig qualifizierte InterviewpartnerInnen nur durch große Vertrauensbildung gewonnen werden können, wandte ich mich an eine dauerhaft in Deutschland lebende Polin, die mir über familiäre Kontakte bereits das Interview mit Ewa vermittelt hatte. In ihr erhoffte ich einen sogenannten Knotenpunkt im Netzwerk der polnischen Frauen im Reinigungs- und Pflegebereich im Rhein-Main-Gebiet zu finden. Doch die wenigen Polinnen, die für meine Fragestellung in Frage kamen, hatten sehr große Angst, da gerade wenige Wochen zuvor das Ordnungsamt mit Razzien in ihrer näheren Umgebung organisierte, illegale Arbeitskräfteanwerber gesucht und zum Teil auch gefunden hatte. Eine Polin, die ins Forschungssetting gepasst hätte, schied leider aus Zeitmangel aus. Sie betreute eine schwer pflegebedürftige Person, hatte somit selbst kaum Freizeit und besuchte zudem einen Deutschkurs.

Schlussendlich fanden sich dann doch noch drei PolInnen, die in das Untersuchungsdesign passten und sich für ein Interview bereit erklärten. So kehrte zunächst der vor Weihnachten bereits kontaktierte polnische Automechaniker (**Karol**) wieder nach Deutschland zurück und stellte zudem den Kontakt zu einer polnischen Bekannten im Rhein-Main-Gebiet (**Anna**) her, die sich auch zu einem Interview bereit erklärte.

Zu **Maria**, eine Polin, die im Wechsel mit ihrer Mutter eine ältere deutsche Frau pflegt, bekam ich durch die Vermittlung einer Freundin Kontakt. Sie war zwar grundsätzlich zu einem Interview bereit, jedoch eröffnete sich hier ein neues Problem: Sie lebte im Haushalt der pflegebedürftigen Frau und durfte das Haus nur zu unbedingt notwendigen Einkäufen verlassen, Besuch duldet die ältere Frau auch nicht. Als einzigen Ausweg, nicht schon wieder auf ein interessantes Interview verzichten zu müssen, sah ich eine schriftliche Befragung.

Den Abschluss der Interviewphase bildete **Jan**. Er war zwar zum Interviewzeitpunkt schon lange Jahre in Deutschland ansässig, somit eigentlich nicht Zielgruppe meiner Forschung. Da aber, wie gezeigt, potentielle InterviewpartnerInnen sehr schwierig zu gewinnen waren, und er zumindest eine Zeit lang ein transnationales Leben geführt hatte, wurde er ins Setting aufgenommen. Denn anhand seiner Erzählungen kann gezeigt werden, wie sich eine Pendelmigration in eine dauerhafte Integration verwandeln kann.

Es wurden schlussendlich nicht nur acht, sondern zwölf Interviewpersonen in die Studie aufgenommen, die nachfolgend mit den wichtigsten Angaben zur Person und einem für das mit ihnen geführte Gespräch charakteristische Zitat kurz dargestellt werden.

3.2.3 Übersicht InterviewpartnerInnen

MigrantInnen im Niedriglohnsektor:

ANNA	<p>28 jährige Polin, kam nach Deutschland, um Abstand vom Ex-Freund zu bekommen, übernimmt Aushilfstätigkeiten, später feste Haushalte, trennt sich von deutschem Freund, mit dem aktuellen polnischen Freund möchte sie gern nach Polen zurück, heiraten und eine Familie gründen.</p> <p><i>„Ich bin eher schon hier zu Hause, aber auf der anderen Seite ist das Heimweh.“</i></p>
EWA	<p>polnische Textildesignerin, 45 Jahre, kam 1988 mit Familie für sechs Jahre nach Deutschland, Ende der 1990er Jahren übernimmt sie aufgrund Arbeitslosigkeit und Verschuldung im Rhythmus von drei Monaten Putztätigkeiten bei deutschen Familien.</p> <p><i>„Augen zu und durch!“</i></p>
MARIA (schriftliche Befragung)	<p>29 jährige polnische Buchhalterin/Betriebswirtin, Mutter von einem 5 jährigen Kind, pflegt im Wechsel mit ihrer Mutter eine deutsche Frau, sieht ihren Aufenthalt als Erfahrung/Karriereschritt, möchte zurück in Polen als Betriebswirtin arbeiten.</p> <p><i>„Der einzige negative Faktor ist die Sehnsucht nach meiner Fa- milie.“</i></p>
JAN	<p>polnischer Handwerker, 39 Jahre, zieht im Alter von 27 Jahren mit seiner Frau zunächst für 3 Monate nach Deutschland und bleibt, Festnahme wg. Schwarzarbeit, Studium, Selbstständigkeit, formale Scheidung u. geplante (Wieder-)Heirat.</p> <p><i>„Die Deutschen sind eigentlich gar nicht so böse.“</i></p>
KAROL	<p>polnischer Automechaniker, 47 Jahre, kommt seit 10 Jahren wochenweise nach Deutschland, seine Frau und zwei Töchter leben in Polen.</p> <p><i>„Hier arbeiten, in Polen leben.“</i></p>
PÉDRO	<p>gelernter Laborant, 46 Jahre, verlässt mit 20 Jahren sein Heimatland Brasilien, erlernt von anderen Straßenkünstlern das Handwerk, verkauft in div. Ländern Asiens und Europa seine Produkte, Hochzeit mit deutscher Frau, Trennung nach zwei Jahren.</p> <p><i>„Ich gehöre nicht zu dem System!“</i></p>

Hochqualifizierte Fach- und Führungskräfte

BEATE	deutsche Sinologin und Bankangestellte, 35 Jahre, Studium und Auslandstätigkeit in China, möchte auf Dauer in China leben. <i>„Du kannst der beste Mensch der Welt sein, aber wenn du keine Gartenzwerge magst ... vergiß es!“</i>
MELANIE	Tochter von PAUL, 20 Jahre, besuchte in Afrika deutsche und internationale Schulen, studiert in Frankfurt Sozialwissenschaften. <i>„Wenn man wieder zurück kommt, dann ist man erst mal schön der Außenseiter.“</i>
MISAKI	japanische Juristin/Soziologin, 32 Jahre, studierte u. promovierte wechselweise in Deutschland und Japan, möchte sich nicht dauerhaft für ein Land entscheiden. <i>„In Japan kann man als Gast wunderbar leben.“</i>
MAREK	polnischer Student, 26 Jahre, absolviert deutsch-polnischen Studiengang in Frankfurt/Oder, als Kind bereits einige Jahre mit Eltern in Berlin. <i>„Du bist nicht so wie die anderen.“</i>
PAUL	54 jähriger Logistikexperte für Afrika, mit Ehefrau zunächst für zwei Jahre nach Afrika, Heirat und Geburt der Tochter in Afrika, sie blieben 13 Jahre in verschiedenen Ländern Afrikas, zurück in Deutschland kommt es zur Scheidung, nach einem Jahr wieder Projektaufträge in Afrika, Tochter bleibt in Deutschland. <i>„Wir hatten eigentlich wahnsinnig viel Glück gehabt, meine Frau, meine Tochter und ich waren nie golfen.“</i>
PIERRE	französischer Geschäftsmann, 61 Jahre, bereiste als Jugendlicher mehrere Wochen lang die USA, Aufgrund von Privat- und Geschäftsreisen häufig im Ausland. <i>„Jede Kultur stuft sich ein.“</i>

3.3 Auswertung

Nach Erhebung des „verbalen Datenmaterials“ mittels Tonbandmitschnitt, folgt die wörtliche Transkription der Interviews. Eine anschließende, erste paraphrasierte Zusammenfassung der jeweiligen Gespräche fördert den Einstieg in die Analyse und bietet während der späteren umfangreichen Analyse eine schnelle Rückgriffmöglichkeit auf die wichtigsten Inhalte. Aus dem Material werden im Folgenden Schritt für Schritt jene Sinnstrukturen rekonstruiert, die die untersuchte soziale Lebenswelt konstituieren (Kluge/Kelle 1999, 14).

3.3.1 Kodierung

Um den subjektiven Sinn jedes Interviews herauszuarbeiten, werden zunächst Einzelfallanalysen durchgeführt (Kluge/Kelle 1999, 76). Hierzu wird jedes Interview offen kodiert. Beim offenen Kodieren handelt es sich um die zeilenweise Analyse, bei dem jedes Thema, bzw. jeder einzelne Kodierpunkt, eine Überschrift erhält (Strauss 1998, 105). Diese kodierten Daten werden fortwährend miteinander verglichen. Enthalten einige dieser Codes Gemeinsamkeiten, so stellen sie Indikatoren für eine Klasse von Ereignissen dar, die zu einer Kategorie zusammengefasst werden (ebd. 54). Auf diese Weise entstehen **Kategorien und Subkategorien** (Dimensionalisierung), anhand deren die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der später zu ermittelnden Gruppen und Typen charakterisiert werden können (Kluge/Kelle 1999, 81ff.).

Weitere Indikatoren werden auf ihre Zugehörigkeit zu den vorgefundenen Kategorien überprüft und somit zusätzliche Eigenschaften der Kategorien herausgearbeitet (Strauss 1998, 55). Der ständige Vergleich von Indikatoren in Hinblick auf das Konzept und das damit einhergehende Generieren neuer Eigenschaften der Kategorien wird idealer Weise so lange fortgeführt, bis nur noch Variationen im Detail vorkommen oder nur noch Wiederholungen auftauchen. Die Sättigung der jeweiligen Kategorie ist damit erreicht (ebd.).

Der Prozess des Kodierens wird immer wieder durch das Schreiben von sogenannten „**Theorie-Memos**“ unterbrochen, wobei Gedanken, Ideen oder Kommentare zu den Codes separat notiert werden, um den Forscher immer wieder weg von den Daten auf einen eher analytischen Bereich zu lotsen (Strauss 1998, 62). Der

gesamte Forschungsprozess befindet sich dementsprechend in ständigem Wechsel zwischen den Phasen der Datenerhebung, des Kodierens und des Schreibens von Memos, welches sich klar von der positivistischen Forschungstradition unterscheidet, demzufolge ein Zurückgehen zu bereits analysierten Daten absolut nicht vorgesehen ist (ebd. 46).

Wurde eine Kategorie wiederholt auffällig in den Interviewdaten vorgefunden und daher für die Analyse als wichtig erachtet, wird axial kodiert. Das bedeutet, dass die Eigenschaften dieser Kategorie intensiv ausgearbeitet werden. Hierzu werden die Daten nach Bedingungen, Interaktionen, Strategien und Konsequenzen der betreffenden Kategorie untersucht und ihre Verbindungen zu anderen Kategorien geprüft (ebd. 101ff.). Beim Kodieren hält der Forscher ständig Ausschau nach einer möglichen Schlüsselkategorie, stets mit der Frage „Welches ist die eigentliche Geschichte? Welches ist das Hauptthema?“ Kristallisierte sich auf diese Weise eine **Schlüsselkategorie** heraus, wird selektiv kodiert, indem die anderen Codes systematisch nach dieser Kategorie kodiert und ihr entsprechend zu- bzw. untergeordnet werden. Mit diesen Auswertungsschritten werden die Interviews zunächst einzeln und anschließend vergleichend ausgewertet (Strauss 1998, 65ff.).

Sind alle Daten kodiert, dimensionalisiert und die Kernkategorie ausgearbeitet, so kann der Prozess der Typenbildung vorgenommen werden:

3.3.2 Typenbildung

Durch Vergleiche der Interviews und vor allem durch Gegenüberstellungen von Interviews, die sehr stark kontrastieren, werden Unterschiede und Ähnlichkeiten der Fälle herausgearbeitet. Übergreifende Strukturen können somit auch erkannt werden. Mittels der erarbeiteten Gemeinsamkeiten und Differenzen, bzw. mit Hilfe der Vergleichskategorien, können die einzelnen Fälle verschiedenen **Gruppen** zugeordnet werden und hieraus Typen gebildet werden (Kluge/Kelle 1999, 75f.).

Zur Einteilung der Gruppen kann es hilfreich sein, die zuvor ermittelten Kategorien und ihre Ausprägungen in einer mehrdimensionalen Kreuztabelle aufzuführen, in der die Merkmalskombinationen abzulesen und somit weitere Fälle zugeordnet werden können. Auf dieser Analysestufe werden sowohl innerhalb der

Gruppe die jeweiligen Fälle kontrastiert, um die für einen Typus notwendige Homogenität zu überprüfen, als auch zwischen den gebildeten Gruppen um auf der Ebene des Typus zu prüfen, ob eine ausreichend hohe externe Heterogenität bzw. Varianz vorherrscht. Gegebenenfalls müssen neue Gruppen gebildet werden. Die Fallkontrastierung wird beendet, wenn durch Hinzunahme neuer Fälle keine wesentlichen Veränderungen der bis dahin gewonnen Erkenntnisse erreicht werden (ebd.).

Die Charakterisierung der gebildeten Typen schließt den Prozess der Typenbildung ab. Hierbei besteht oft die Schwierigkeit, dass sich die Fälle eines Typus nicht in allen Merkmalen gleichen, sondern nur ähneln. In diesem Fall kann ein sogenannter Prototyp bzw. ein **Idealtypus** in den Vordergrund gestellt werden. Anhand dieses Falles ist es möglich, das Typische aufzuzeigen und durch Hinzunahme einzelner weiterer Fälle die individuellen Besonderheiten davon abzugrenzen. Mit einer gebildeten Typologie wird ein Verweis auf inhaltliche Sinnzusammenhänge möglich. Sie trägt somit zur Hypothesengenerierung bei, die wiederum als Grundlage zu einer Theoriebildung dienen kann (Kluge/Kelle 1999, 81ff.).

4. Selbstverortung im Transnationalen Raum

4.1 Analyse und Typenbildung

Die Analyse der Interviews erfolgte weitgehend dem theoretischen Vorhaben wie unter Kapitel „3.3 Auswertung“ beschrieben. So wurde nach jedem geführten Interview ein Memo über die ersten Eindrücke und Besonderheiten wie z.B. Gestik, Mimik, Emotionen der GesprächspartnerInnen und besondere Stimmungen, persönliche Eindrücke, zentrale Themen des Gesprächs, Wirkung und Nachwirkung etc. angefertigt. Dem folgte stets die komplette Transkription der Tonbandaufzeichnungen.

Die sich daran anschließenden Analyseschritte des intensiven Auswertens und der Kodierung, die abschnittsweise und zum Teil auch zeilenweise – je nach Inhalt und Themenschwerpunkt im Interview – vorgenommen wurde, brachte für jedes Interview eine Vielzahl erster Kategorien hervor. Zudem wurden zu besonders auffälligen Textpassagen oder Themen – wie im gesamten Analyseprozess – Memos verfasst, auf die im weiteren Verlauf der Datenaufbearbeitung leichter zurück zu greifen war als auf den Gesamtumfang der Interviews. Die erarbeiteten Kategorien des jeweiligen Interviews wurden anschließend nach unter- und übergeordneten Kategorien neu sortiert. Dies führte zu dem Ergebnis von zwischen 10 bis 20 Hauptkategorien mit ihren jeweiligen Unterkategorien.

Nachdem alle Interviews einzeln auf die beschriebene Weise bearbeitet und analysiert wurden, folgte die gemeinsame und Interviewübergreifende vergleichende Analyse der gewonnenen Daten. Ziel war, aus der Fülle der individuellen Kategorien übergeordnete Themen zu finden, die für alle GesprächspartnerInnen relevant waren. Dieser umfangreiche Vergleich erbrachte jedoch nur wenige Kategorien, für die dies zutraf, denn viele der gebildeten Kategorien fanden sich nur bei einzelnen, aber nicht bei allen Interviewtranskripten. Für alle relevant waren:

- Soziales Umfeld (im Herkunfts- und Gastland)
- Fremdsprachenkenntnisse
- Erfahrungen im Ausland (generell und speziell mit Vorurteilen)
- Motivation

Obwohl ein bedeutender Analyseschritt vollbracht war, führten diese Kategorien jedoch nicht zu einer zentralen Kategorie, die alle Interviews miteinander verbinden könnte. Daher ging ich erneut zurück in die empirischen Daten und hielt dabei Ausschau, was jeweils für die InterviewpartnerInnen selbst die wichtigsten Inhalte bzw. die wichtigsten Kategorien im Gespräch waren. Daraus ergaben sich Themen wie:

- Angst und Unsicherheit
- Freiheit
- Gast versus „mitten drin“ sein
- Wir-Bezüge und Zugehörigkeit
- Abgrenzung und bewusste Nichtintegration
- Zwischenposition
- Wertungen (Vorzug/Abkehr von Werten und Normen)
- Umgang mit Vorurteilen

Diese neu zusammengetragenen Kategorien wurden zwar nicht von allen geteilt, sie wiesen jedoch gemeinsame Themen auf, die in weiteren Überlegungen und Rückversicherungen in den Daten immer klarer wurden: Es ging um die Beschreibung der eigenen Position, der Identität der InterviewpartnerInnen, die sich zumeist durch die neuen Erfahrungen im Ausland – im Gegensatz zur vorherigen sozialen Position im Herkunftsland – verändert hat oder zumindest aus Sicht der Befragten einer ausführlichen Erklärung bedurfte. Bewusste Abgrenzung, Wunsch nach Freiheit und Unabhängigkeit, innere Zerrissenheit durch unsichere Zugehörigkeit, souveränes Wechseln zwischen zwei oder mehreren Kulturen waren unterschiedliche Ausprägungen der **zentralen Kategorie der Selbstpositionierung**. Es zeigte sich, dass ein Auslandsaufenthalt und die damit verbundenen Erfahrungen der Fremdheit und Marginalität zu einer Neuorientierung und Verschiebung der zuvor gefühlten Zugehörigkeit, bzw. der sozialen Positionierung führen können. Die meisten interviewten Personen *verorten* sich im transnationalen Gefüge grundsätzlich neu, einige wenige sehen sich nach wie vor nur den bisherigen Herkunftskreisen zugehörig und bewerten ihren Auslandsaufenthalt lediglich als erweiterten Arbeitsweg.

Die Bezeichnung „Verortung“ (bzw. genauer: „**Selbstverortung**“) wurde hier gewählt um mit einem Begriff nicht nur auf die soziale Position im Sinne eines Schnittpunktes verschiedener sozialer Beziehungen und den Platz in einem Gefüge sozialer Beziehungen (Hillmann 1994, 680) aufmerksam zu machen,

sondern auch auf die Bedeutung der transnationalen und globalen Beziehungsmuster und der gefühlten Zugehörigkeit im globalen Raum. Transnationale MigrantInnen verorten sich nicht nur in, zwischen oder entlang unterschiedlicher sozialer Kreise (Simmel 1890), sondern auch betont quer zu den eigenen nationalstaatlichen Grenzen, welches mit der Bezeichnung „Verortung“ verdeutlicht werden soll. Der Begriff steht zudem in Beziehung zur von Stuart Hall geprägten „Positionalität“, mit dem er auf kulturelle Identitäten hinweist, die eben nicht statisch sind, sondern sich in einem fortwährenden Prozess befinden. Kulturelle Identitäten werden von Hall als „instabile Identifikationspunkte oder Nahtstellen“ gesehen, die innerhalb der Diskurse über Geschichte und Kultur gebildet werden und eben keine Wesen, sondern „Positionierungen“ darstellen (Hall 1994, 30). Die durch die vorliegende Forschung analysierten Selbstverortungen sind daher auch eher als Momentaufnahmen zu sehen, die die Facetten und die Bandbreite der Neuorientierung im Transnationalen Raum zum Zeitpunkt des Interviews darstellen.

Die für die Hauptkategorie der Selbstpositionierung relevanten Kategorien, Subkategorien und die dazugehörigen Textteile wurden einer erneuten Bearbeitung unterzogen mit dem Ziel, verschiedene, markante Ausprägungen zu erarbeiten, die zur Typenbildung führen.

Es konnte somit eine erste Basis zur Bildung der Typen erarbeitet werden, die wie folgt aussah:

- I. Positionierung entlang nationalkultureller Grenzen
- II. Positionierung quer zu nationalkulturellen Grenzen
- III. Mischformen von I. und II.
- IV. Unveränderte Positionierung

Nicht nur eigene Zugehörigkeitsgefühle wurden artikuliert, sondern auch zugeschriebene Zugehörigkeiten, die nicht mit der Sicht der InterviewpartnerInnen übereinstimmten. Sie distanzieren sich energisch von diesen Zuschreibungen und entwickeln im Gespräch ein starkes Bedürfnis, ihre Abgrenzung und Nicht-Zugehörigkeit darzulegen. Das Material zeigte eine Dreiteilung dieser Überlegung:

1. Abgrenzung
2. neue Zugehörigkeit
3. unveränderte Zugehörigkeit

Zwei Elemente (Abgrenzung und Zugehörigkeit) dieser Dreiteilung ließen sich bald noch weiter unterteilen:

1. Abgrenzung
 - a) entlang nationalkulturellen Grenzen
 - b) quer zu nationalkulturellen Grenzen
2. neue Zugehörigkeit
 - a) zu nur einem nationalkulturellen Kontext
 - b) zu zwei und mehr nationalkulturellen Kontexten
 - c) zu keinem nationalkulturellen Kontext
3. unveränderte Zugehörigkeit

Die Berichte über gefühlte Rand- bzw. Zwischenpositionierungen und die damit verknüpfte leidvolle Erfahrung auf der einen oder der bewusste und positive Umgang hiermit auf der anderen Seite erinnerten mich an das Konzept des Marginal Man von Park (1961), das ich darauf hin intensiv aufarbeitete (vgl. Kapitel „2.2.3 Der Marginal Man“ und Kapitel „4.3 Typen der transnationalen Selbstverortung“). Es zeigte sich, dass dieses Konzept eine Basis zur weiteren Typenbildung darstellen kann.

Da Fremdheit und die Erfahrung von Marginalität bzw. Nicht-Zugehörigkeit die zentralen, gemeinsamen Erfahrungen der InterviewpartnerInnen im Ausland darstellen, die durch persönliche Umgangsweisen und Strategien zu neuen sozialen und kulturellen Selbstverortungen führen, können die betroffenen Personen in eine gefühlte **Marginal Man Position** geraten. Einige überwinden diese Randposition nach recht kurzer Zeit, andere nutzen sie als willkommene Zwischenposition, wiederum andere leiden unter einer (ungewollten) Verfestigung dieser sozialen Position. Das heißt, der Fremde ist nicht zwangsläufig, sondern nur potentiell ein Marginal Man – im Sinne einer leidvollen Position (Billson 1988, 187).

Eine marginalisierte Persönlichkeit ist ein Ergebnis sozialer Bedingungen und stellt für Stonequist zugleich die Schlüsselpersönlichkeit im Kontakt mit fremden Kulturen dar. Die Erlebnisse von marginalisierten Persönlichkeiten würden daher gutes Material zur Analyse des kulturellen Prozesses bieten, da dieser mit dem Kontakt sozialer Gruppen beginnt (Stonequist 1961, 211+221f.). Anhand des Marginal Man mit seinem „geistigen Durcheinander“ (Park 1950, S. 356) und den Veränderungen und Fusionen der Kultur könne man sogar, so konstatiert Park,

idealer Weise den Prozess der Zivilisation und ihren Veränderungen untersuchen. Primäres Ziel dieser Untersuchung ist es hingegen, die unterschiedlichen Umgangsweisen mit Fremdheits- und Marginalitätserfahrungen herauszustellen und aus den daraufhin erfolgten Selbstpositionierungen unterschiedliche Typen zu bilden. Der Marginal Man bildete den ersten zentralen und auffälligen Typus bei der Analyse der Interviews, anhand dessen die weiteren Typen durch Gruppenbildungen und Quervergleiche (vgl. Kap. „3.3 Auswertung“) gebildet wurden. Weitere Einzelheiten zur Typenbildung finden sich in der Kurzbeschreibung der Typen im Kapitel „4.2 Typologie-Übersicht“.

Die Analyse der Interviews führte zu fünf grundlegenden Typen. Da sich die Fälle nicht in allen Merkmalen gleichen, sondern nur ähneln, wurden Prototypen ausgewählt, die die Charakteristika eines Typus am besten repräsentieren. In Anlehnung an Max Webers „Idealtypus“ wurde jeder Typus in seiner idealen Ausprägung dargestellt, stets auf Basis des erhobenen Materials (vgl. Kluge/Kelle 1999, 94f.). So wird jeder Typus von mindestens einem Interviewpartner repräsentiert und verkörpert somit das charakteristische dieses Typus. Bei einigen Typen werden weitere Fälle hinzugezogen, um Variationen und die individuellen Besonderheiten aufzuzeigen.

Die Typologie wurde entlang der auffallend stark differierenden gesellschaftlichen bzw. kulturellen Selbstverortungen der Interviewpartner konstruiert. Die nachfolgend beschriebenen sozialen Positionen sind daher keine objektiven gesellschaftlichen Positionen, denn sie sind größtenteils von Außenstehenden nicht als solche erkennbar, sondern nur von den betreffenden Personen als solche empfunden.

4.2 Typologie-Übersicht

Im Folgenden wird zunächst die gesamte Typologie in einem ersten Überblick dargestellt und ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede erklärt, die auch den Vorgang der vorgenommenen Typenbildung genauer erklären. Daran schließt sich die ausführliche Darstellung der jeweiligen Typen an (Kap. „4.3 Typen der transnationalen Selbstverortung“), die anhand des vorliegenden empirischen Materials phänomenologisch beschrieben und auf die wichtigsten Merkmale des jeweiligen Typus zugespitzt werden.

Typ 1 und 2: Kultureller Marginal Man

Der Kulturelle Marginal Man ist einer der am deutlichsten aus dem empirischen Material hervorgegangene und zuerst entwickelte (Basis-)Typus. Er wurde entlang des von Park (1950) und Stonequist (1961) nachhaltig geprägten Konzepts des Marginal Man gebildet und anschließend erweitert. Um diesen Typus von anderen Interviews und den daraus hervorgegangen Typenbildungen zu unterscheiden und um ihn von der in den letzten Jahrzehnten nahezu inflationären Benutzung des ursprünglichen Konzeptes abzugrenzen, wird hier bewusst vom *Kulturellen* Marginal Man gesprochen. Er stellt eine Fokussierung des Konzepts des Marginal Man lediglich auf fremdkulturelle Zusammenhänge dar, in dessen Zentrum die vom Individuum vorgenommene Wertung zweier Kulturen und ihre soziologischen Auswirkungen steht (Billson 1988, 184).

Ein Marginal Man ist Park und Stonequist zufolge eine Person, die die bisherige soziale Gruppe verlassen hat, aber der neuen aufgrund von unzureichender Anpassung nicht angehört und sich daher am Rande beider Gruppen wieder findet (Stonequist 1961, 2f.). Diese einerseits gefühlte Zugehörigkeit und die Gefühle des Ausgegrenztseins andererseits sind grundlegende Besonderheiten dieses Typus: Der aus dem Material entwickelte *Kulturelle* Marginal Man fühlt sich weder der Herkunfts- noch der Gastkultur zugehörig, er sieht sich stattdessen am Rand oder zwischen diesen kulturellen und übergeordneten internationalen Zusammenhängen. Dies unterscheidet ihn grundlegend von den später gebildeten Typen des Distanzierten Marginal Man, des Kosmopoliten, des Transnational Local und vom Typ des Integrierten, die sich alle *in* mindestens einer Kultur bzw.

in einem nationalkulturellen Zusammenhang zu Hause fühlen, beim Typus des Kosmopoliten sind es sogar zwei oder mehrere Kulturen.

Dass sich die diesem Typus zugeordneten Personen nicht zugehörig fühlen oder nicht anpassen wollen bzw. können liegt zumeist daran, dass sie durch ihre große Offenheit für die fremde Kultur vielfältige Unterschiede zwischen den ihnen bisher bekannten kulturellen Werten, Normen, Verhaltensweisen und den Elementen der Gastkultur aufgedeckt haben. Diese Unterschiede werden jedoch nicht wertneutral wie beim Typus des Kosmopoliten, sondern entweder negativ oder positiv bewertet. Dies kann zu dem Ergebnis führen, dass ein/e TransmigrantIn, der/die sich durch die fremdkulturellen Elemente irritiert fühlt, die bisher gekannten Werte und Normen den fremden vorzieht oder – auch dieser Fall ist dem empirischen Material zu entnehmen – InterviewpartnerInnen die fremden Elemente höher bewerten als die ihrer Herkunftskultur und sich somit ein bedeutendes Stück weit von ihren eigenen nationalkulturellen Zusammenhängen entfernen. Die auf diese Weise marginalisierten Personen bewegen sich zwar problemlos in beiden Kulturen wie die VertreterInnen des Kosmopoliten-Typus, fühlen sich aber weder der einen noch der anderen Kultur zugehörig. Es gibt GesprächspartnerInnen, die sich in dieser Zwischenposition sehr wohl fühlen, andere leiden unter der inneren Zerrissenheit. Diese Feststellung führte zu einer Aufteilung dieses Basistypus in zwei empirische Typen: der Problematisierende Marginal Man (Typ 1), dem Personen zugeordnet wurden, die unter der Zwischenposition leiden, und der Idealisierende Marginal Man (Typ 2), der diejenigen repräsentiert, die ihre Randposition als angenehm und sehr hilfreich empfinden.

Typ 3: Der Distanzierte Marginal Man

Die beiden vorangegangenen Typen wurden entlang des von Park (1950) und Stonequist (1961) nachhaltig geprägten Konzepts des Marginal Man konstruiert. Gleiches gilt für die Konstruktion des dritten Typus des Distanzierten Marginal Man. Die Interviews, die hierzu gruppiert wurden, wiesen dementsprechend viele Gemeinsamkeiten mit den beiden ersten Typen auf, zeigten aber zugleich so grundlegende Unterschiede, dass hieraus ein eigenständiger Typus entwickelt werden musste.

Alle Typen mit Ausnahme dieses Typus wurden entlang gefühlter *kultureller* Zugehörigkeit oder Abgrenzung gebildet. Im Mittelpunkt stand dabei die Annäherung und Abgrenzung in Bezug auf die jeweiligen kulturellen Gegebenheiten. Hauptmerkmal des Distanzierten Marginal Man ist hingegen eine bewusste Abgrenzung von sozialen Elementen und Gruppierungen, die nicht entlang, sondern *quer* zu ihren jeweiligen kulturellen Bezügen stehen. Während die individuellen Selbstpositionierungen der anderen Typen zwischen den Polaritäten der Herkunfts- und Gastkultur vorgenommen werden, so geschieht die Selbstverortung bei diesem Typus mehrdimensional und quer zu national-kulturellen Bezügen.

Typ 4: Kosmopolit

Personen dieses Typus vermögen es problemlos zwischen den jeweiligen kulturellen Zusammenhängen des Herkunfts- und des Gastlandes zu wechseln. Sie haben sich im Gastland weitgehend integriert und übernehmen zeitweise auch die Perspektiven und Denkweisen der Gastkultur (Stonequist 1961, 179). Zudem ist das eigene Verhältnis zum Herkunftsland nahezu unverändert geblieben, bzw. mögliche Veränderungen werden von den Individuen nicht weiter bewertet. Diese Positionierung wird durchweg als angenehm empfunden und wirft keine innere Zerrissenheit auf.

Typ 5: Der Transnational Local + Typ 6: Der Integrierte

Die folgenden Typen 5 und 6 bilden mit ihren stark kontrastierenden Bezügen die Extrempunkte der Typologie: Es sind die deutlich herkunftsbezogenen InterviewpartnerInnen (Der Transnational Local) auf der einen, und die weit in die Gastgesellschaft integrierten auf der anderen Seite.

Der Fall, der den Typus des „Transnational Local“ idealtypisch charakterisiert, zeigt eine selbst nach Jahren des transnationalen Arbeitslebens nahezu unveränderte starke Bindung zum Herkunftsland. Die gefühlte Zugehörigkeit ist eindeutig. Gleiches gilt für den Typ des Integrierten, auch hier fühlt sich die betroffene Person genau in *einem* Land wohl und zu Hause, nur ist es im Unterschied zu Typ 5 nicht mehr das Herkunftsland, sondern das Gastland. Es hat innerhalb von Jahren transnationaler Lebens- und Arbeitsweise einen Wechsel der

gefühlten Zugehörigkeit zugunsten der neuen nationalkulturellen Zusammenhänge gegeben.

Die Existenz dieser beiden Typen zeigt, dass sich nach Jahren der transnationalen Arbeits- und Lebensweise nicht zwangsläufig „neue soziale Wirklichkeiten“ bilden, die sich als „neue Sozialräume zwischen und oberhalb dieser aufspannen“ (Pries 1998, 63), wie es von Transnationalen MigrantInnen zumeist angenommen wird. Ein transnationales Leben kann hingegen durchaus bedeuten, dass das für die Person wichtige soziale Leben weiterhin im Herkunftsland stattfindet und im Gastland lediglich die jobrelevanten Aufgaben ausgeführt und entsprechend nur absolut minimale und notwendige Sozialbeziehungen gepflegt werden (Typ Transnational Local). Zudem konnte an einem Fall nachgezeichnet werden, dass ein transnationales Leben, nach vielen Jahren der wechselseitigen Aufenthalte in zwei Ländern, in der endgültigen Integration in das Gastland münden kann (Typ Integrierter).

Die folgende Abbildung zeigt die gebildeten Typen mit den entsprechenden Fällen, aus denen sie konstruiert wurden. Der Name des zuerst genannten Falles repräsentiert den Idealtypus, die Namen in Klammern verweisen auf Fälle, die Facetten und Variationen dieses Typus erklären:

Typ 1: Der Problematisierende Marginal Man	Anna (N) Ewa (N) Melanie (H)
Typ 2: Der Idealisierende Marginal Man	Beate (H), Misaki (H)
Typ 3: Der Distanzierte Marginal Man	Pédro (N), Paul (H), Marek (H)
Typ 4: Der Kosmopolit	Marek (H), Pierre (H), Paul (H)
Typ 5: Der Transnational Local	Karol (N), Maria (N)
Typ 6: Der Integrierte	Jan (N)

Abbildung 1: Typologie mit Fallzuordnung

4.3 Typen der transnationalen Selbstverortung

Nachfolgend werden die zum Interviewzeitpunkt vorgefundenen Typen ausführlich mit Hilfe des empirischen Materials beschrieben und auf ihre Charakteristika zugespitzt.

4.3.1 Der Problematisierende Marginal Man

Diese Variante des Kulturellen Marginal Man entspricht dem ursprünglichen und somit klassisch gewordenen Konzept von Park und Stonequist, in dem davon ausgegangen wird, dass eine gesellschaftliche Position am Rande von zwei sozialen Kreisen für das Individuum als innerer Konflikt wahrgenommen wird (Park 1961, XV). Anna verkörpert diesen Typus in idealtypischer Form. Die beiden weiteren Fälle, Ewa und Melanie, zeigen Varianten dieses Typus auf.

Anna

Anna, 28 Jahre alt, polnische Staatsbürgerin, arbeitet seit acht Jahren in Deutschland. Ihren Aufenthalt unterbricht sie regelmäßig für Heimataufenthalte von jeweils einem Monat. Dort sucht sie Ärzte auf und führt weitere Erledigungen durch, denn in Polen ist sie krankenversichert, in Deutschland nicht. Ihre Erzählungen sind stark vom Wunsch geprägt, sich auf Dauer für eines der beiden Länder zu entscheiden und nicht mehr hin und her zu fahren. Sie empfindet die doppelt gefühlte Zugehörigkeit zu Polen und Deutschland als Last. Diese Zwischenposition stellt sich für sie als problematisch dar und veranschaulicht das Hauptmerkmal des Typus des Problematisierende Marginal Man: Wie ein roter Faden blitzt der Wunsch, nach Polen zurück zu gehen, in vielen Interviewpassagen auf, wird dann jedoch wieder von entgegen gesetzten Überlegungen überlagert. Denn sobald ihre Beziehungen Thema des Gesprächs werden, scheint der Wunsch der Rückkehr nicht mehr im Vordergrund zu stehen. Aber auch diese Gedanken sind von einer Unentschlossenheit gekennzeichnet.

Nachdem sie zu Beginn ihres Deutschlandaufenthaltes mit einem deutschen Mann befreundet war, durch den sie auch große Fortschritte beim Erlernen der deutschen Sprache erzielte, lebt sie zum Zeitpunkt des Interviews in einer Beziehung mit einem polnischen Staatsangehörigen. Dem Ende der vorherigen Partnerschaft trauert sie immer noch hinterher. Ihrem deutschen Freund zuliebe

wäre sie dauerhaft in Deutschland geblieben, denn sie habe eingesehen, dass er aufgrund von Sprachbarrieren und schlechten Jobaussichten in Polen keine Zukunft gehabt hätte. Mit ihrem aktuellen polnischen Freund stellt sich die Lage zunächst anders da. Sie hat große Hoffnungen, ihn für eine Übersiedlung nach Polen zu gewinnen, doch sie hat ihm diesen Wunsch noch nicht mitgeteilt, „weil der hat auch schon seine Firma seit einem Jahr und ihm geht es gut, und deswegen sag ich haben wir noch nicht darüber geredet“ (An 12, 1f.). Vermutlich würde sie bei ihm – wie auch bei ihren vormaligen deutschen Freund – seiner möglichen Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, nachgeben, denn sie sei erzogen worden, sich nach der Entscheidung des Ehemannes zu richten: „Ja, ich habe immer schon Heimweh gehabt, ne, immer schon, aber (...) das kommt glaube ich von wie man erzogen ist (...). Dann bleibt man bei dem Mann (...) wenn man schon eine Beziehung hat“ (An 5, 41ff.).

Sie kann sich durchaus vorstellen, weiter in Deutschland zu bleiben. Sie spricht mittlerweile gut Deutsch, hat ein Kontaktnetz aufgebaut, durch welches sie immer wieder neue Nebenjobs erhält, und führt ihre zwei Haushaltsstellen seit nun mehr acht Jahren in Deutschland weiter fort. Was ihr noch zu ihrem Glück in Deutschland fehlt, ist die soziale Absicherung. Dies versucht sie durch die Anmeldung ihrer Tätigkeiten als selbstständiges Gewerbe zu erreichen (vgl. neue rechtliche Regelungen im Kap. „2.1.3 Transnationale Migration“). Auf diesem Wege könnte sie sich in Deutschland auch krankenversichern und müsste nicht nach Polen um sich dort deutlich günstiger behandeln zu lassen. Hierdurch würden auch die letzten tatsächlich notwendigen Fahrten nach Polen weg fallen.

Aber selbst dann blitzt ein weiterer Zweifel in ihr auf, der ihre innere Zerrissenheit erneut zu Tage bringt: für sie ist es nur mit großen Problemen vorstellbar, in der Großstadt in Deutschland, in der sie derzeit lebt, Kinder aufzuziehen. Der Wunsch, eigene Kinder zu haben, ist offensichtlich sehr groß und wird ihr im Alter von 28 Jahren zusehends bewusster.

Nächstes Jahr wollen wir vielleicht heiraten (atmet tief aus), und es wird langsam Zeit, (...) Ja, um ehrlich zu sein, habe ich auch eh, ehm, ... ein Kinderwunsch (...) ich glaube es ist bei jeder Frau so, wenn es so weit ist (...). Es ist schon lange Zeit“ (An 5, 6f.; 6, 18f.).

Hinter dem Wunsch, ihre eigenen Kinder in Polen aufzuziehen, steht der Verlust der sozialen Wärme, die sie in Deutschland vermisst. So sehnt sie sich in die

Geborgenheit ihrer dörflichen Heimat, in die soziale Nähe, die sie vor allem auch durch ihre eigene Großfamilie kennen gelernt hat, zurück. Zu ihren zwölf Geschwistern hat sie nach wie vor engen Kontakt. Anna verbindet mit Polen ihre erlebte Vergangenheit, die in sehr engen sozialen Kreisen stattgefunden hat. Die Großfamilie und die Offenheit von Nachbarn vermisst sie in Deutschland sehr, daher fühlt sie sich immer wieder nach Polen zurück gezogen. Sie hängt der Vorstellung nach, dass sich bei einer Rückkehr in ihr Heimatdorf alles wieder in großer sozialer Nähe abspielt, obwohl sie aktuell von deutlichen Abwendungen ihrer früheren guten Freundinnen berichtet. Diese haben in den Jahren, die sie in Deutschland verbracht hat, geheiratet und eigene Familien gegründet. Wenn sie während ihrer Heimataufenthalte ihre Freundinnen besuchen möchte, würden diese vorgeben, keine Zeit zu haben. Diese Gründe seien zum Teil berechtigt, berichtet sie, zum Teil seien es aber auch neidische Vorgaben und eine deutliche Abkehr, denn sie würden nicht verstehen, warum sie nicht endlich wieder zurück nach Polen kommt. Entrüstet erklärt sie, dass sie ihren Freundinnen schon oft geraten habe, es ihr gleich zu tun. Möglicherweise sind die Reaktionen dieser ihr nahe stehenden Frauen ein weiterer Grund, doch wieder nach Polen kommen zu wollen.

Sie fühlt sich hin und her gezogen, kann sich derzeit aber noch nicht für ein Land entscheiden, da sie dies gern mit ihrem zukünftigen Mann klären möchte. Sollten sie sich dann doch für ein Bleiben in Deutschland entscheiden, tröstet sie sich damit, dass sie ja schließlich immer noch im Urlaub und auf Besuchsreisen nach Polen fahren können. So müsste sie zwar ihre Kinder in Deutschland ohne die gewünschte soziale Nähe aufziehen, aber eines hätte sie hierdurch dennoch erreicht: eine endgültige Entscheidung für nur ein Land. Dies ist für sie noch wichtiger als die Wahl des Landes, in dem sie auf Dauer leben möchte. Sie wünscht sich, ihre derzeitige für sie problematische Gespaltenheit hinter sich zu lassen, aber eine Entscheidung scheint aufgrund der vielfältigen Argumente, die für beide Länder sowohl positive als auch negative Gründe liefern, bisher noch nicht greifbar. Diese Unentschlossenheit und das Nichtwissen über ihren zukünftigen, möglichst dauerhaften Wohnort, macht ihr schwer zu schaffen. Seit acht Jahren fühlt sie sich ständig in und zwischen zwei Welten:

Und das hin und her ... das ist wirklich nichts für mich, ich hab das schon so lange gemacht. Und man (...) weiß nicht, wo das Zuhause ist! Ne, klar, bei Mama vielleicht, manchmal, dann denkt man O.K., auch hier fühle ich mich wohl, vielleicht ist hier Zuhause, ne (An 6, 43ff.).

Gegen das plagende Heimweh hilft ihr vorübergehend ein eingeschobener Aufenthalt in Polen: „Dann fahre ich wieder rüber, dann habe ich wieder meine Ruhe“ (An 14, 24f.). Sind in Polen alle Erledigungen abgeschlossen, wird der Wunsch nach beruflicher Beschäftigung wieder groß:

Ein Monat ist lange Zeit auch, ne, und dann erledige ich alles, hin und her und dann wird es auch langsam langweilig, die Arbeit ist nicht da, was kann ich da anfangen für einen Monat (...) Und dann (...) stehe ich morgens auf und du hast keine Aufgabe, hast alles schon erledigt, alles gemacht und du weißt, wenn du hier her kommst, dann gehst du da hin, gehst du da hin, ja, und dann ist es schon was anderes (An 14, 34ff.).

Eine zufrieden stellende Auslastung findet sie derzeit aber nur in Deutschland, und der Zwiespalt des hin und her gerissen seins zwischen Deutschland und Polen setzt sich fort, und sie leidet wieder: „Deswegen ist es immer so hin und her, das ist nicht gut, also ... das auf Dauer, nicht auf Dauer, glaube ich, ich weiß es net, vielleicht mache ich das weiter und dann mache ich immer so weiter, aber das kann ich nicht sagen, ich weiß es net“ (An 14, 27ff.).

Sie ist hin und her gerissen, fühlt sich beiden Ländern verbunden und möchte diese Zwischenposition dennoch beenden. Diese innere Zerrissenheit charakterisiert diesen Typus des Problematisierenden Marginal Man in idealtypischer Weise. Sie ist sich ihrer Zwischenposition bewusst, kann oder möchte in dieser Lebenslage jedoch nicht länger verharren, sie strebt eine eindeutige Zugehörigkeit zu nur einem Land an. Im Interview nennt sie Argumente für und gegen eine Rückkehr nach Polen, wobei die Rückkehr ihr offenbar mehr am Herzen liegt, und ein Bleiben in Deutschland eher ein verstandesmäßiger Kompromiss sein würde. Die Zerrissenheit und die ungewisse Zukunft belasten sie, ganz im Gegensatz zu Beate und vor allem Misaki, die den Typus des Idealisierenden Marginal Man repräsentieren und sich beide – wie später noch ausführlich gezeigt wird – bewusst alle Optionen offen halten, die der ständige Wechsel zwischen zwei Ländern und die damit verbundene Zwischenposition ihnen bieten. Beate und Misaki bewerten diese Situation sehr positiv, Anna hingegen empfindet sie als große Last.

Ein weiterer Punkt beschreibt den Unterschied zwischen einer Positionierung des Problematisierenden Marginal Man zum Typus des Idealisierenden Marginal Man, zu dem Beate und Misaki gehören: Beate unterhält Beziehungen zu internationalen Kreisen im Ausland, also zu Personen, die sich wie sie in dieser Zwischenposition befinden. Dies stärkt auf gewisse Weise auch die positive Wertung, denn die Einsicht, dass es noch weitere „Exoten“ wie sie gibt, beruhigt und ermutigt sie weiter diesen Weg zu gehen. Annas Kontakte in Deutschland sind hingegen eher beruflicher Natur oder Verbindungen zu den Freunden ihres früheren deutschen Freundes und zu Polen, die schon in Deutschland geboren sind. Vielleicht würde es Anna helfen mit ihrer Zwischenposition besser klar zu kommen, wenn sie sich intensiv mit weiteren (polnischen) TransmigrantInnen austauschen würde und auf diese Weise wie Beate feststellen könnte, dass sich nicht nur sie in dieser besonderen Lage befindet.

Ansätze dieser als negativ empfundenen Zwischenposition lassen sich auch bei Ewa und Melanie erkennen.

Ewa

Ewa, 45 Jahre alt, ebenfalls polnische Staatsbürgerin, ist zum Interviewzeitpunkt zum zweiten Mal für längere Zeit in Deutschland um durch Reinigungstätigkeiten in deutschen Haushalten die sehr angespannte finanzielle Situation ihrer Familie aufzubessern. In den 1980er Jahren war sie gemeinsam mit ihrem Ehemann und ihren Kindern in Deutschland. Sie hat somit beide „Putzfrauengenerationen“ (Irek 1998) in Deutschland erlebt, denn ihre Auslandsaufenthalte waren (entsprechend den Forschungen von Irek) unterschiedlich motiviert: Ihre erste Zeit in Deutschland sollte eine einmalige und dauerhafte Auswanderung sein. Der Wunsch nach mehr Wohlstand war in diesem Fall Ausschlag gebend. Als sie jedoch zum zweiten Mal Ende der 1990er Jahre regelmäßig für die erlaubte Frist für polnische Touristen (drei Monate) nach Deutschland kommt, handelte es sich nicht mehr um Wohlstand, der verbessert werden sollte. Die Gründe sind nun essentieller: Die finanzielle Not, die zwischenzeitlich durch die hohe Verschuldung aufgrund eines Hauskaufes und die sich anschließende Arbeitslosigkeit ihres Mannes entstanden ist, gilt es zu mildern.

Während Ewa in den 1980er Jahren mit ihrer Familie gerne in Deutschland war und – hätte es nicht nach einigen Jahren Probleme mit der Verlängerung des rechtlichen Aufenthaltes gegeben – gern auch dauerhaft geblieben wäre, so kann bei ihr zum Interviewzeitpunkt eine ähnliche innere Zerrissenheit festgestellt werden wie bei Anna:

Ewa kommt einerseits gern nach Deutschland, denn hier hat sie noch gute Kontakte zu einer befreundeten Familie aus der Zeit des ersten Aufenthaltes und vor allem entkommt sie in Deutschland kurzfristig den ständigen bedrückenden finanziellen Sorgen. Diese Flucht in die „Gedankenfreiheit“ währt jedoch nicht lange. Denn bereits nach wenigen Tagen in Deutschland wird diese Freiheit von starkem Heimweh und quälenden Gedanken an ihre vernachlässigte Fürsorgepflicht ihrer Familie gegenüber abgelöst. Die Sorge um die Familie heißt aber gleichzeitig, sich auch um das Wohl, und hier besonders um das finanzielle Wohl, der Familie zu kümmern. Da ihr Mann keine Arbeit mehr als Fliesenleger in Polen findet, arbeitet sie in Deutschland. Dies empfindet sie aber als große Last: „Ich muss mich hier opfern“ (Ew 3, 2). Egal in welchem Land sie sich aufhält, ist sie nicht zufrieden und wünscht sich wieder an den anderen Ort zurück. Ähnlich wie bei Anna entsteht auf diese Weise ein Teufelskreis bezüglich des Wunschaufenthalts zwischen Deutschland und Polen. Ihre dauerhafte Lebensweise zwischen beiden Ländern empfindet sie als belastende Zwischenposition.

Im Gegensatz zur zuvor beschriebenen Problematischen Marginal Man-Positionierung von Anna hat die kulturelle Komponente bei Ewa jedoch weniger Zugkraft. Ewas Leben spannt sich zwar zwischen beiden Nationalstaaten auf, aber die gefühlte Zerrissenheit wäre bei ihr vermutlich die gleiche, wenn sie einfach nur in sehr weiter Entfernung von ihrer Familie arbeiten würde und beispielsweise in Warschau arbeiten und in Wochen- oder Monatsrhythmen wieder nach Hause zu ihrer Familie kommen würde. Deutschland ist für sie derzeit negativ besetzt, denn eigentlich möchte sie sich viel lieber um ihre Familie in Polen kümmern. Die Zeit des gemeinsamen Aufenthaltes mit Mann und Kindern beschreibt sie als harmonisch; der Aufenthalt war ursprünglich sogar auf Dauer ausgerichtet. Die Problematisierung beschränkt sich nur auf ihren alleinigen, aktuellen Aufenthalt. In ihrem Fall kann lediglich von einer problematischen Zwischenposition gesprochen werden und nicht von einem generell kulturell-problematisierenden

Marginal Man, da die Gründe für eine gefühlte Zugehörigkeit zu ihrem Herkunftsland nicht mit Elementen der Herkunftskultur, beispielsweise mit den angenehmeren Bedingungen der größeren sozialen Nähe in Polen wie bei Anna an die nationalkulturellen Gegebenheiten verknüpft werden, sondern bei Ewa eher einen Rollenkonflikt darstellen:

Durch ihre Arbeit in Deutschland, die durch die stark angespannte finanzielle Situation notwendig wurde, kann sie sich nicht um ihre Kinder kümmern, dies übernimmt ihr Mann. Zugleich ist sie diejenige, die für die finanzielle Versorgung der Familie aufkommt, obwohl ihre Eltern, die nach wie vor starken Einfluss auf sie zu haben scheinen, ihr immer wieder vorwerfen, dass es doch die Rolle ihres Ehemannes sei, Geld zu verdienen und ihre Aufgabe hingegen die Kinderbetreuung darstellt. Zudem möchte sie gern ihren Eltern Unterstützung zu kommen lassen, aber stattdessen ist sie immer noch auf deren – vor allem finanzielle – Hilfe angewiesen (Ew 11, 47f.).

Für Ewa ist die aktuelle Arbeit in Deutschland eine aus der Not geborene Situation, die sie nur so lange wie absolut notwendig ertragen möchte. Daher kommt auch sie mit dieser wechselweisen Arbeits- und Lebensweise nicht klar und sieht sich in einer nicht akzeptablen, problematischen Zwischenpositionierung.

Melanie

Die 20 jährige deutsche Studentin Melanie unterscheidet sich sehr stark von den beiden polnischen Frauen, und dennoch verspürte sie eine Zeitlang ebenfalls ein Gefühl der Fremdheit und der Nichtzugehörigkeit, das sich bei ihr zu einer marginalisierten Positionierung verfestigte und lange Zeit anhielt: Obwohl Melanie in Kenia geboren und aufgewachsen und erst im Alter von 13 Jahren mit ihren Eltern endgültig nach Deutschland zurück gekommen ist, war Deutschland für sie immer ihr Herkunftsland. Entsprechend verwirrend gestalteten sich die ersten Schuljahre in Deutschland. Keiner schien sie zu verstehen. Lediglich bei Nachtreffen mit Heranwachsenden, die auch wie sie eine bedeutende Zeit mit ihren Eltern in Afrika verbracht hatten, fühlte sie sich verstanden und aufgehoben.

Melanie pendelt nicht wie die beiden Polinnen zwischen zwei Nationalstaaten, dennoch muss Melanie erkennen, dass sie sich zwar Deutschland absolut

zugehörig fühlt, aber von ihren MitschülerInnen aufgrund ihrer Erfahrungen in Afrika, von denen sie anfänglich noch viel erzählt, nicht als eine von ihnen gesehen wird. Sie wünscht sich, ihnen nahe zu sein, zu ihnen zu gehören, schafft es aber erst einige Jahre später.

Während sich die beiden Polinnen in beiden Ländern wohl fühlen, aber unter dem ständigen Wechsel und der doppelten Zugehörigkeit leiden, hat Melanie für sich ihre Zugehörigkeit geklärt: Sie fühlt sich als Deutsche, will in Deutschland bleiben, kämpft jedoch mit den Vorurteilen und den Ablehnungen ihrer Mitschüler und Lehrer. Sie wird durch Außenstehende in diese für sie problematische Randposition gedrängt, während es bei Anna und Ewa eher durch die innere Unvereinbarkeit geschieht, ständig zwischen zwei Ländern zu wechseln und nirgendwo eindeutig zu Hause zu sein.

Durch alle drei Interviews zieht sich die Unzufriedenheit mit der eigenen Situation. Der nicht erfüllte Wunsch nach (eindeutiger) Zugehörigkeit ist dabei kennzeichnend. Wahrgenommene kulturelle Unterschiede (soziale Nähe in Polen, Kälte in Deutschland), bzw. Vorurteile anderer (wildes unbekanntes Afrika, geringe Qualität der Schulbildung in Afrika etc.) verstärken diese Gefühle.

4.3.2 Der Idealisierende Marginal Man

Der zuvor beschriebene Problematisierende Marginal Man steht im großen Gegensatz zum Typus des Idealisierenden Marginal Man. Kennzeichnend hierfür ist die Möglichkeit, nicht zwangsläufig unter der sozialen Zwischenposition zu leiden, sondern die Position, am Rand der Gesellschaft (bzw. am Rand von mindestens zwei nationalkulturellen Bezügen) zu stehen, durchaus auch als angenehm oder sogar als erstrebenswert zu empfinden. Dies wird anhand von zwei Interviews nachfolgend verdeutlicht.

In der wissenschaftlichen Literatur war es bisher ein nahezu vernachlässigtes Phänomen. Nur wenige AutorInnen sehen in der Randposition auch eine Chance für das Individuum. Billson (1988) nennt in seiner Aufarbeitung der verschiedenen soziologischen Auffassungs- und Verwendungsweisen des Marginal Man Konzeptes 60 Jahre nach Einführung des selben, lediglich einen Autor in diesem Zusammenhang. Dieser bezeichnet eine Randpersönlichkeit als

„150% Man“ (vgl. Mc Fee 1968). Zudem verweist Lindner (2007) auf das große Potential eines intensiven Reflexionsprozesses in dieser Zwischenposition, der den Weg für Innovationen ebnet (203ff.).

In ähnliche Richtung geht der pädagogische Psychologe Bennet (1993), der den Typus des Marginal Man klar in zwei Gruppen einteilt: Er betont auch die positive Variante, bezeichnet ihn als den „konstruktiven Marginal Man“ und grenzt ihn dadurch vom „eingekapselten Marginal Man“, wie er ihn nennt, ab. (Weiteres zum Thema positive Randposition vgl. Kapitel 2.2.3 Der Marginal Man).

Stuart Hall nennt eine bejahende Selbstpositionierung im Zwischenstadium zwischen Herkunfts- und Ankunfts-kultur „Hybridität“ und weist darauf hin, dass kulturelle Identität nicht fixiert, sondern immer hybrid ist (Hall 2000, 32; Supik 2005, 58). Da die Bezugsgruppe, auf die Hall das Konzept der Hybridität anwendet, keine TransmigrantInnen, sondern Personen sind, die dauerhaft im Ausland leben, und das Konzept der Hybridität an dieser Stelle zur Verwirrung führen könnte, wird hier weiterhin die Bezeichnung Marginal Man für die gefühlte, kulturelle Selbstpositionierung im Transnationalen Raum verwendet.

Beate und Misaki stellen den Idealtypus dieser Marginal Man Ausprägung als Idealisierenden Marginal Man dar, für die kennzeichnend ist, dass sich die TransmigrantInnen ihrer Zwischenposition sehr bewusst sind, diese Positionierung positiv bewerten und sie zudem für sich nutzbar machen.

Beate

In der Erzählung der 35-jährigen Bankangestellten Beate fällt besonders auf, dass sie ihr Leben im Ausland trotz einiger Unwägbarkeiten sehr genießt und alle Hebel in Bewegung setzt um ein weiteres Mal beruflich nach China reisen zu können. Diese positive Umgangsweise mit Erlebnissen im Ausland ist ein Hauptmerkmal des Typus des Idealisierenden Marginal Man. Ein Schlüsselerlebnis für ihre Auslandsbegeisterung vollzog sich bereits während ihres ersten Aufenthaltes als Au-Pair in London:

Und auf einmal (...) landete das Flugzeug und ich stand in diesem Flughafen, (...) suchte mein Gepäck und dachte 'Mein Gott, du bist ganz alleine hier!' (lacht) (...) Dann ging ich so durch diese Gepäckschleuse und (...) in DEM MOMENT hat es

mich plötzlich gepackt! Als ich suchen musste wo ich hin musste, (...) habe ich gemerkt, dass mir das super SPASS macht, dass ich das TOLL FINDE (Be 8, 1ff.).

Für andere junge Frauen mag solch eine Situation in einer Großstadt, völlig auf sich allein gestellt, beängstigend wirken. Doch Beate nahm dies als eine große Herausforderung an, aus der sich eine Begeisterung für weitere Auslandsaufenthalte entwickelte. Sie genoss in England erstmalig die Freiheit, von den zuvor in ihrer Kindheit und Jugend im Schleswig-Holsteinischen Dorf erlebten Zwängen weitgehend entbunden zu sein:

Zu Hause (...) und gerade auf dem Dorf war die Gesellschaft sehr geschlossen und es gab sehr viele Zwänge und man musste sich so und so und so verhalten und das und das und das Auto fahren und so und so viele Gartenzwerge im Vorgarten rum stehen haben, ja, (lacht) um akzeptiert zu werden, nicht. Und hier auf einmal, du hattest so ein bisschen das Gefühl, das habe ich jetzt auch wieder, übrigens! In Deutschland, du kannst so gut dein Ding machen, wie du willst, du kannst dir so viel Mühe geben wie du willst, aber es wird NIE richtig anerkannt, wenn du nicht genau in die Konvention rein passt, ja. Du kannst der beste Mensch der Welt sein, aber wenn du keine Gartenzwerge magst (...) – vergiss es! (Be 8, 11ff.).

Losgelöst von diesen einengenden gesellschaftlichen Regeln kann Beate in England und später bei ihrem zweiten Aufenthalt in China endlich ihre Interessen ausleben, die zuvor auf dem Lande als exotisch galten und daher nicht akzeptiert wurden. Durch den Beruf ihrer Mutter (Künstlerin) ist auch Beate sehr kunst- und kulturinteressiert und genießt es in London, Kunstgalerien zu besuchen und sich Theater- und Operaufführungen anzusehen.

Nicht nur, dass sie im Ausland die Freiheit erfuhr, endlich ihren eigenen Interessen ohne „wenn und aber“ nachgehen zu können, erfuhr sie nun Anerkennung und Interesse an ihrer eigenen Person. Anhörige der englischen Gesellschaft interessierten sich für sie, gerade *weil* sie anders ist als die Mitglieder der Gastgesellschaft. Das war etwas Neues und zudem höchst Erfreuliches für sie: „Während ich in London natürlich als Ausländerin immer jemand Interessantes gewesen bin für alle Engländer, ich hab von Deutschland erzählt, ich war eine Fremde“ (Be 2, 28ff.). Während sie in ihrem heimatlichen Dorf durch außergewöhnliche (Kunst-)Interessen auf Restriktionen stieß, geschieht im Ausland genau das Gegenteil: Gerade *weil* sie sich von den Personen im Gastland unterscheidet, erscheint sie für Engländer interessant.

Diese freundliche Aufnahme seitens der Gastgesellschaft setzte sich bei ihrem nächsten Auslandsaufenthalt in China allerdings nicht fort. Beate verbrachte ihr

Studienjahr in China zur Zeit der Unruhen und des Massakers auf dem Platz des Himmlischen Friedens im Jahr 1989. Ausländische StudentInnen wurden Beates Aussagen zufolge in dieser Zeit für den Protest, der maßgeblich von den StudentInnen der Pekinger Universitäten initiiert wurde, mitverantwortlich gemacht:

Das ist vielleicht auch das einzige Mal in der (leichtes ironisches Lachen) Weltgeschichte, dass ein Land seine eigenen Kinder sozusagen abschachtet, mit Panzern gegen sie vorgeht und sie (...) waren in Erklärungsnot – und wussten sich nicht anders zu helfen - IM LAND - als uns praktisch als ausländischen Studenten die Schuld zu geben. Sie haben gesagt, wenn wir nicht im Land wären und mit unseren revolutionären Ideen sie beeinflusst hätten, dann wäre das vielleicht nicht passiert (2, 36ff.).

Entsprechend wirkte sich diese Beschuldigung auf alle Lebensbereiche außerhalb der Universität aus:

Das heißt, man konnte in keine - das haben sie auch der Bevölkerung so erzählt - man konnte in Peking in kein Taxi steigen und auf chinesisch sagen wo man hin will ohne dass der Taxifahrer gesagt hat: `Ihr wollt ja nur unsere Sprache lernen um hier zu spionieren! (leiser) und später dann als Spion zu arbeiten.` So, das war also die Atmosphäre grundsätzlich und das zog sich natürlich durch alle (leise) Situationen (2, 42ff.).

Entgegen den Ratschlägen von ihren Eltern und ihrem Freund verließ sie zwar nicht vorzeitig das Land, dennoch war sie sehr erleichtert, nach Ablauf ihres Aufenthaltes wieder zurück in Deutschland zu sein. Erst als sich China in den darauf folgenden Jahren der Welt öffnete und sie im Auftrag ihres Arbeitgebers für zwei Jahre nach China reiste, konnte sie sich wieder für dieses Land begeistern:

Ich schloss dann auch meine Freundschaft mit dem Land, und die Chinesen schlossen ihre Freundschaft mit den Ausländern. Das heißt, (...) man war an diesem einmaligen Prozess beteiligt, dass eben ein Volk, das wirklich 2000 Jahre sich relativ abgekapselt hat, (...) auf einmal anfing, sich dem Westen anzunähern (Be 4, 15ff.).

Wieder in China fühlt sie sich bestätigt, den richtigen Lebensweg mit ihrem Sinologiestudium eingeschlagen zu haben, denn schon als Kind hatte sie dieses Interesse verfolgt, welches aber seitens ihrer Eltern und Freunde stets als Spinnerei abgetan wurde. Sie unterhielt dort sowohl Kontakte mit Chinesen als auch mit weiteren eingereisten Personen aus dem Westen. Sie war sich sehr wohl bewusst, dass sie nicht zur chinesischen Gemeinschaft gehört und selbst im Kontakt mit Chinesen eine Sonderstellung einnimmt: die der Ausländerin.

In dieser gesellschaftlichen Zwischenposition in China, nicht mehr zur deutschen Gesellschaft zu gehören, aber auch nicht als Mitglied der chinesischen Gesellschaft gesehen zu werden, fühlt sie sich richtig wohl, denn „als Chinesen musst du dich dem anpassen. Als Ausländer natürlich nur so weit, dass sie dich noch akzeptieren können, (...) du bist ein bisschen freier. (...) Du bist nur du, du

musst nicht immer sonst was reproduzieren” (Be 9, 8ff.). Obwohl sie sich wie die beiden Polinnen des vorher beschriebenen Typus genau zwischen zwei national-kulturellen Bezügen befindet, ist das besondere im Fall Beate, bzw. dieses Typus des Idealisierenden Marginal Man, dass diese Position nicht nur akzeptiert, sondern auch positiv bewertet wird.

Idealisiert ist diese Positionierung daher, weil diese als eine ideale Lebensform von den befragten Personen gesehen wird, obwohl es fraglich ist, ob diese Zwischenposition von Dauer sein kann und nach längerer Zeit auch noch in dieser Weise bewertet würde. Denn würde Beate beispielsweise dauerhaft in China leben und in eine Reihenhaussiedlung ziehen, wie sie das im Gedankenspiel vorschlägt, dann müsste sie sich ihren Überlegungen zufolge auch den Konventionen der Chinesen anpassen – und diese seien noch viel enger und strikter als die dörflichen Regeln, die sie in ihrer Jugend erlebt hat. Sie ist sich daher sehr wohl bewusst, dass sie sich in ihrer derzeitigen Position als Ausländerin, die nicht auf Dauer im Land bleiben wird, Verhaltensweisen erlauben kann, die Einheimischen gegenüber sanktioniert würden.

Du lebst vielleicht plötzlich außerhalb der Gesellschaft, das ist sicherlich auch was, was hilft. Ich denke der Engländer¹⁰ an sich hat vielleicht von England denselben Eindruck oder muss sich da genauso anpassen, aber DU bist ja der Ausländer, ich glaube das gefällt mir, (...) du kannst dir mehr erlauben, du wirst nicht mit der selben Messlatte gemessen wie wenn du zu dieser Gesellschaft gehörst (Be 8, 42ff.).

Dass Beate diese gesellschaftliche Position als positiv und erstrebenswert empfindet, liegt an folgenden Merkmalen: Sie ist in dieser Position von den strengen dörflichen Regeln entbunden und erfährt von den ihr zuvor fremden Menschen Anerkennung. Anerkannt wird sie als Person mit einer differierenden Herkunft und Interessen, die auf einmal bei anderen nicht mehr der Stein des Anstoßes wie zuvor im friesischen Dorf sind, sondern zu einem Grundstein eines Gespräches oder sogar längerer Freundschaften werden können. Zudem trifft sie Leute (wie beispielsweise eine chilenische Widerstandskämpferin), die ein noch viel außergewöhnlicheres Leben führen als sie. Plötzlich ist nicht mehr sie die Exotin, die Tochter einer nicht anerkannten Künstlerin in Norddeutschland, die seit Kindertagen den, in den Augen ihrer engsten Bezugspersonen, absonderlichen

¹⁰ Hier bezieht sie sich auf ihre erste Auslandserfahrung in England

Wunsch verfolgt, Sinologie zu studieren. Stattdessen findet sie sich in Gesellschaft weiterer Menschen mit außergewöhnlichen Lebensverläufen wieder. Das Außergewöhnliche wird in diesem Kreis wiederum zum gewöhnlichen Kennzeichen eines jeden Lebenslaufs.

Nicht nur die chinesische Gastgesellschaft beurteilt Beate nach anderen Kriterien, sondern auch in den internationalen Kreisen, in denen sie sich im Ausland bewegt, gelten andere Maßstäbe als zu Hause: „Einfach, weil du im Ausland eben ein Potpourri an Menschen hast und eben dann auch mal eine chilenische Widerstandskämpferin triffst, und die hat andere Gedanken als dir zu sagen: ‘Du musst heiraten’“ (Be 22, 39 f.). Es wirkt sich also durchaus förderlich aus, diese Zwischenposition für sich zu akzeptieren.

Beates gesellschaftliche Position ist zunächst im Park’schen Sinne die des Marginal Man: Sie lebt durch ihr weiterhin sehr starkes Interesse an China in zwei Kulturen, fühlt sich nicht mehr so richtig in der heimischen Kultur zu Hause, hat sich aber auch nicht ganz und gar in die chinesische Gesellschaft integriert. Obwohl diese beiden Kulturen sehr unterschiedliche Elemente aufweisen, führt ihre Zwischenposition jedoch nicht zu einem inneren Konflikt wie es Park beschreibt (vgl. Park 1950, 354)¹¹. Sie schafft es durch ihr kulturelles Verständnis, welches sie sich durch ihr Studium und ihr großes Interesse an diesem Land aufgebaut hat, sich in beiden kulturellen Zusammenhängen zu bewegen, ohne darunter zu leiden, in keiner (weder der Herkunftskultur noch der aufnehmenden) Kultur zugehörig zu sein.

Diese gesellschaftliche Zwischenposition sucht sie sich bewusst, denn diese stellt den sozialen Rahmen für sie dar, in dem sie sich nicht verstellen muss. Die durchaus positiv erlebte und als angenehm empfundene, teilweise sogar idealisierte Randposition, stellt eine Chance für das interkulturelle Zusammenleben dar. Der überwiegend mit positiven Erinnerungen verknüpfte Auslandsaufenthalt schafft nicht nur zur Zeit des ersten Aufenthaltes Offenheit auf der Seite des Gastes, sondern wirkt sich auch als weiteres Interesse für diese oder andere Kulturen im Heimatland aus. Eine als positiv bewertete Randposition (Der

¹¹ siehe auch Kapitel „2.2.3 Der Marginal Man“

Idealisierende Marginal Man) kann somit auch helfen, die kulturellen Grenzen zu überbrücken.

Facetten des Idealisierenden Marginal Man: Marginalität im Heimatland

Befindet sich Beate im Ausland, ist sie mit ihrer Zwischenposition zufrieden: Ihre Erlebnisse und Strategien im Umgang mit ihrer Marginalitätserfahrung verkörpern den Idealisierenden Marginal Man in idealtypischer Ausprägung. Dies ändert sich jedoch in ihren Rückkehrphasen nach Deutschland. Hier zeigen sich deutlich Eigenschaften des Problematisierenden Marginal Man. Denn zurück in Deutschland fällt ihr das Leben wieder schwer. Bereits nach ihrem ersten Auslandsaufenthalt in England verging ein Jahr bis sie sich wieder in ihrer Heimat richtig wohl gefühlt hat. Der gleiche Prozess vollzog sich nach ihrer Rückkehr aus China: Nach zwei Jahren im Ausland vergingen weitere zwei Jahre in Deutschland, in denen sie sich nur schwer damit abfinden konnte, nicht mehr in China zu sein. Unzufriedenheit mit der eigenen Situation machte sich breit, und ein erneuter Aufenthalt in China wird von ihr als einzige Lösung der Probleme angesehen.

Diese Unzufriedenheit in Deutschland lässt sich mit der deutlichen Erleichterung erklären, die sie zuvor im Ausland durch die Anerkennung ihrer Lebensweise erfahren hat. Denn eine soziale Sonderstellung zieht sich wie ein roter Faden durch ihr Leben: Angefangen im heimatlichen Dorf weicht sie von der Norm ab, da ihre Mutter als studierte Künstlerin u.a. Karikaturen zeichnet, wofür keiner aus ihrer direkten sozialen Umgebung Begeisterung empfinden kann. Zudem fehlte sie als Kind auch schon mal einige Tage in der Schule, wenn die Familie eine größere und längere Reise unternahm und dies die offizielle Ferienzeit überzog. Dennoch warfen diese Tatsachen keine großen Schatten auf ihr schulisches und privates Leben, da zum Einen ihre Schulnoten stets überdurchschnittlich gut waren, zum Anderen die Familie durch den anerkannten Beruf des Vaters hohes Ansehen genoss. Es erschien ihr jedoch unvereinbar zu sein, die Interessen der Familie – vor allem das Kulturinteresse – auszuleben und dennoch absolute Akzeptanz des eigenen Umfeldes zu erlangen. Im Ausland ist dies durch ihre Zwischenposition als Ausländerin möglich: Sie muss sich dort nicht strikt an die Werte und Normen des Gastlandes halten und ist von der Einflussmöglichkeit des

Heimatlandes weit entfernt. Sie kann ihren Interessen nachgehen und wird dennoch von allen Seiten, d.h. von Chinesen und Personen aus den internationalen Kreisen, anerkannt.

Zurück in Deutschland ist die Situation gerade umgekehrt. Hier ist sie aus Sicht der deutschen Gesellschaft, ihrer Freunde und Familie absolut integriert, aber sie fühlt sich nicht mehr den deutschen Kreisen zugehörig. Selbst hier setzt sich die Zwischenposition fort, die sie aber nicht mehr wie in China akzeptiert oder gar idealisiert. Intensive Kontakte zu Chinesen in Deutschland, regelmäßige Telefonate nach China und ein überwiegend chinesisches Mobiliar unterstützen diesen Zwiespalt zwischen gefühlter und von anderen wahrgenommener Zugehörigkeit eher noch. Hier zeigen sich die Schattenseiten der Randpersönlichkeit durch eine negative Bewertung der eigenen Zwischenpositionierung: Die neu internalisierten chinesischen Werte lassen sich nur schwer mit den in Deutschland vorherrschenden vereinbaren. An dieser Stelle zeigt sich die von Bennet als inneren Konflikt beschriebene Situation einer marginalisierten Randpersönlichkeit: „The encapsulated marginal is a person who is buffeted by conflicting cultural loyalties and unable to construct a unified identity” (Bennett 1993, 113).

Beate nimmt dies jedoch nicht als persönlichen Konflikt wahr, sondern schiebt die Schuld für ihr Unwohlsein auf die Werte und Normen der deutschen Gesellschaft, die sie bereits als Jugendliche und nun erst recht durch das Kennen- und Schätzen lernen östlicher Werte nicht mehr ohne innere Gegenwehr teilt. So charakterisiert auch Park die Figur des Marginal Man: “He learns to look upon the world in which he was born and bred with something of the detachment of a stranger” (Park 1950, 351).

Das heißt, auf der einen Seite kann eine durch Auslandserfahrung marginalisierte Person mit Hilfe positiver Erfahrung eine Brücke zur fremden Kultur schlagen, andererseits besteht jedoch die Gefahr, dass sich durch den verfremdenden Blick nach erfolgter Rückkehr im Heimatland bisher nicht existierende Konfliktpotenziale ergeben. Durch die Ablehnung wesentlicher Werte und Normen der eigenen Heimatkultur entstehen zunächst innere Konflikte, die je nach Intensität der Abwertung der Heimatkultur im Kontakt mit Freunden, Kollegen etc. auch zu offensichtlichen äußeren Konflikten führen können.

Beate sieht sich zudem bestätigt, dass ihr Interesse für China und ihr Sinologie-studium nicht nur ein Beruf oder eine Zusatzqualifikation in ihrer Banktätigkeit ist, sondern ein besonders wichtiges Element in ihrem Leben darstellt. Ihren „Lebensmittelpunkt“ (Be 5, 6) hat sie nach China ausgerichtet, auch wenn sie sich physisch in Deutschland befindet. In diesem Zusammenhang steht auch ihr ausgesprochenes Ziel, ein weiteres Mal beruflich nach China zu reisen. Angetrieben von der Sehnsucht nach Anerkennung und Zugehörigkeit ohne große Anpassungsleistungen nimmt sie implizit an, dass sich ihre in Deutschland auffällig gewordenen Normenkonflikte durch ihre Präsenz in China wieder auflösen werden.

Sie kann sich sogar vorstellen, auf Dauer nach China zu ziehen. Dann jedoch besteht die Gefahr, dass die bisher als positiv empfundene Randposition langfristig in China nicht mehr zufriedenstellend für sie ist. Vermutlich entsteht nach einer gewissen Zeit der Wunsch nach Zugehörigkeit und Integration in die chinesische Gesellschaft. Um diese weitgehende Integration jedoch zu erreichen, bedarf es einer weitaus größeren Anpassung an die uns Europäern sehr fremde Kultur, als es Beate derzeit vollzieht. Zudem würde sie auf diese Weise ihre zuvor im Ausland gewonnene „Freiheit der Nichtanpassung“ wieder verlieren.

Der Fall Beate zeigte zum einen, dass durch eine positive Bewertung der Gegebenheiten im Ausland eine soziale Zwischenposition im Transnationalen Raum als angenehm empfunden werden kann. Gab es zuvor im Heimatland Akzeptanzprobleme, so wirken diese katalysierend für eine Idealisierung der Marginal Man Positionierung. Diese Idealisierung bezieht sich bei Beate jedoch nur auf die Zeit, die sie im Ausland verbringt und nicht auf ihre Zeitintervalle zurück in Deutschland, in denen sie sich marginalisiert im Sinne des Problematisierenden Marginal Man fühlt. Die folgende Fallbesprechung von Misaki zeigt hingegen, wie eine positive Bewertung der Zwischenposition im Ausland *und* im Heimatland möglich wird.

Misaki

Die 32 jährige japanische Sozialwissenschaftlerin Misaki hat wie Beate großen Gefallen daran gefunden, in zwei Ländern in unterschiedlichen Abständen zu arbeiten und zu leben. Auch sie genießt es, sich im Gastland, in ihrem Fall Deutschland, nicht 100%ig integrieren zu müssen und sich von ihrem Heimatland Japan mit den entsprechenden Werten und Normen durch ihre Transmigration entfernt zu haben. Der Schlüssel zu ihrem Wohlbefinden sowohl im Ausland wie bei Beate, als aber auch in ihrem Herkunftsland, liegt in der Bewertung ihres Status als Gast. Sie sieht sich sowohl als Gast in Deutschland als auch als Gast in Japan.

Die Grenzen zwischen einem zeitlich befristeten Auslandsaufenthalt, in dem man sich selbst als Gast wahrnimmt und auch von der aufnehmenden Gesellschaft als ein solcher angesehen wird, und einer dauerhaften Übersiedlung sind oft fließend. Doch bei Misaki und Beate ist der Unterschied deutlich festzustellen, auch wenn beide mit dem Gedanken einer endgültigen Auswanderung spielen. Misaki ist bewusst, dass sie bisher Deutschland immer nur als Gast betreten hat. Ihre Aufenthalte waren zum einen durch die Finanzierung mit Stipendien zeitlich befristet, und zum anderen hätten die aufnehmenden Institutionen stets versucht, sich ihren Gästen, den ausländischen StudentInnenen, von ihrer besten Seite zu präsentieren (Misaki 10, 11ff.). Entsprechend fühlt sich Misaki in Deutschland auch immer sehr wohl.

Ja ein Patchwork-Aufenthalt in Deutschland, immer wieder hier, also immer habe ich mich sehr wohl gefühlt. Ich wurde, sowohl institutionell, als auch von Freunden und Betreuerinnen, sehr gut unterstützt. Das war der wesentliche Grund, warum ich hier weiter leben will (Misaki 7, 16).

In Japan, ihrem Heimatland, ist das anders. Dort wird von ihr mehr verlangt, dort ist sie schließlich kein Gast, sondern ist aus Sicht ihres Arbeitgebers zu Hause. Wie offenbar in japanischen Universitäten üblich, erwarten die ProfessorInnen von ihren StudentInnen weit mehr als nur eine gute Abschlussarbeit. Auch wissenschaftliche Tätigkeiten neben der Qualifikationsarbeit werden unentgeltlich erwartet:

Also wenn man eine Magisterarbeit oder Dissertation schreibt, dann, wenn deine Doktormutter oder deine Gutachter, wenn sie dich um etwas bitten, dann musst du es dann halt machen. (...) Aber diese Neigung dazu, dass man nicht absagen kann,

... wenn man vom Betreuer oder von Professoren was gefragt wird wegen was zu machen, dann, das müsste schon (lacht) gesagt werden. Und als Student, das ist besonders schwer, glaube ich, so was zu machen, weil dieses Arbeitsverhältnis ist nicht Tor, aber das Arbeitsverhältnis ist nicht mit einem Arbeitsvertrag verbunden, sondern mit der Betreuung verbunden (Misaki 7, 40ff.; 8, 1ff.).

Durch den Vergleich ihres Heimatlandes mit Deutschland empfindet Misaki die Arbeits- und Betreuungsweise an den deutschen bzw. europäischen Universitäten wesentlich angenehmer und wertet gleichzeitig die aus ihrer Sicht strengen und anspruchsvollen japanischen Universitätsnormen ab. Im Interview bezieht sie sich explizit nur auf die Universitätskultur, bezieht sich aber implizit im Laufe des Gesprächs auch generell auf die im Vergleich mit Deutschland eher restriktiven Normen und Werte ihres Herkunftslandes, die ihr zusehends negativ auffallen. Dieses Bewusstsein der kulturellen Unterschiede und die Abwertung der Heimatkultur bei gleichzeitigem Vorziehen der Gastkultur führen – wie bei Beate – zur positiven Bewertung der Transnationalen Zwischenposition. Misaki wie auch Beate haben nicht wie die Personen, die dem Problematisierenden Marginal Man zugeordnet wurden, das starke Bedürfnis nach einer eindeutigen Zugehörigkeit zu nur einem Land. Im Gegenteil: Durch ihre Losgelöstheit von beiden Ländern in ihrer transnationalen Zwischenposition sind sie von den Werten und Normen beider Länder ein für sie wichtiges Stück weit entbunden. Während MigrantInnen des Problematisierenden Marginal Man-Typus den Gedanken an ihr Herkunftsland immer noch als angenehm empfinden, sind die beiden Vertreterinnen des Idealisierenden Marginal Man froh, wenn sie nicht oder nur selten in ihre Heimat zurückkehren (müssen), da bereits der Gedanke an ihr Herkunftsland mit negativen Gefühlen verknüpft ist.

Zum Interviewzeitpunkt versuchte Misaki in Deutschland für längere Zeit Fuß zu fassen. Eine kleine Stelle, die je nach Bewilligung oder Ablehnung eines Forschungsantrages auch sehr schnell zu Ende gehen kann, führte sie zu dieser Zeit aus. Das Unwissen, wie es für sie in Deutschland weiter gehen wird, bereitet ihr ein wenig Angst. Sie ist sich im Klaren, dass für sie ein neuer Zeitabschnitt begonnen hat: Ihr „Gaststatus“ verblasst langsam, da sie mit ihrer Bewerbung um eine zeitlich unbefristete Stelle erste Schritte für einen deutlich längeren Aufenthalt oder sogar für eine Dauermigration unternimmt. Sie bewirbt sich nicht mehr als potentielle Stipendiatin, bei der sie mit ihren japanischen Mitbewerberinnen konkurrierte, sondern tritt nun in Konkurrenz mit allen in Deutschland

lebenden WissenschaftlerInnen. Das verändert ihre zuvor recht angenehme Gastsituation, denn sie ist in Simmels Sinne die Fremde, die heute kommt und morgen bleibt (vgl. Simmel 1908). Sie möchte auf Dauer dazugehören. Dies ist für sie viel schwieriger, wie die neue Arbeitssuche in Deutschland ihr gezeigt hat.

Obwohl sie gern in Deutschland längere Zeit bleiben möchte, hält sie sich gleichzeitig die Option offen, immer mal wieder für zeitlich befristete Lehraufträge nach Japan zurück zu gehen:

Aber es wäre schön, wenn ich immer die Möglichkeit hätte, nach Japan irgendwie ehm, ja zu gehen und dort einen Beitrag zu meiner Uni oder woanders leisten zu können. Und ich habe dann zugesagt, ja, und ich fahre voraussichtlich im September oder Dezember dieses Jahr dort hin um eine Block-, eine Lehrveranstaltung zu machen, so zwei oder drei Wochen (Misaki, 6, 37ff.).

Sie dreht somit geradezu ihre bisherige transnationale Situation um: Hielt sie sich zuvor im Ausland zeitlich befristet auf und verbrachte zwischen diesen Auslandsaufenthalten die Zeit während ihres Studiums in Japan, so möchte sie sich nun überwiegend in Deutschland aufhalten und stattdessen Japan nur noch hin und wieder aufsuchen. Ihr Aufenthalt in Japan erscheint ihr auf diese Weise wieder angenehmer, denn sie hat festgestellt: „in Japan (...) also als Gast kann man dort sehr gut leben“ (Misaki 9, 39ff.). Dies ist der entscheidende Unterschied zu Beate, die ihre marginalisierte Positionierung nur im Ausland und nicht zurück in ihrem Heimatland angenehm empfand: Misaki sieht sich selbst zurück in ihrem Herkunftsland nur als Gast. Gast sein bedeutet für sie, sich nur vorübergehend in Japan aufzuhalten, ihren Lebens- und Arbeitsschwerpunkt möchte sie nach Deutschland verlagern. Auf diese Weise kann sie die ihr unangenehm gewordenen Werte und Normen ihres Herkunftslandes für einen kurzen Zwischenaufenthalt eher akzeptieren. Die tatsächlichen Lebensumstände haben sich jedoch noch nicht geändert, sondern lediglich die Bewertung und Sichtweise der Migrantin.

Ich möchte in beiden Ländern gleichzeitig sein. Also es geht halt, also physikalisch geht es nicht (beide lachen), aber das Gefühl, dass ich, also ich bin auch hier, aber auch dort. Also, ich kann mir gar nicht vorstellen, dass ich überhaupt nicht mehr Japan besuche oder ehm, ... ja, also nur in Japan wohnen, ich glaube nicht, dass das geht. (...) Also zu diesem Zeitpunkt möchte ich mich nicht entscheiden, wo ich dann wirklich nur in einem Ort lebe oder wohne. So, und jetzt, zwei Länder als Option, (...) offen zu halten ist dann auch als Strategie sehr wichtig (Misaki 6, 25ff.; 7, 22ff.).

Wie auch der Fall Beate zeigen die Ausführungen von Misaki, dass eine kulturelle Randposition, auch wenn sie als sehr angenehm empfunden wird, zwar über Jahre

hinweg gehalten werden kann, aber irgendwann doch der Zeitpunkt einer Entscheidung kommen wird. Beate würde gern dauerhaft nach China auswandern, sucht aber noch einen Arbeitgeber, der ihr dies ermöglicht. Misaki ist zwar unschlüssig, möchte aber gern zumindest für ein paar Jahre in Deutschland Fuß fassen. Der Wunsch nach Zugehörigkeit scheint sich doch nach einer gewissen Zeit über die Freiheit und Ungebundenheit der kulturellen Marginalität zu stellen.

4.3.3 Der Distanzierte Marginal Man

Der Typus des „Distanzierten Marginal Man“ hat die sozial gefühlte Randposition mit dem kulturellen Marginal Man gemein, der große Unterschied liegt jedoch in den sozialen Linien und Kreisen, von denen sich die drei Interviewten dieses Typus – Paul, Pédro und Marek – abgrenzen. Konnten zuvor bei den Fällen des Kulturellen Marginal Man und den daraus konstruierten Typen des Problematisierenden und dem Idealisierenden Marginal Man die Abgrenzungslinien deutlich entlang der jeweiligen kulturellen und nationalstaatlichen Zusammenhänge nachgezeichnet werden, so verlaufen die Selbstpositionierungen des dritten Typus auch entlang, aber vor allem *quer* zu diesen Linien. Zudem wird diese gesellschaftliche Sonderposition ausdrücklich gewünscht, daher leidet ein Distanzierter Marginal Man auch nicht unter seiner Selbstpositionierung wie Personen des Problematisierenden Marginal Man. Somit handelt es sich hier weniger um eine Rand- oder Zwischenposition, sondern eher um eine (gefühlte) Sonderposition.

Pédro

Der Fall des Brasilianers zeigt in idealtypischer Weise die Eigenschaften des Distanzierten Marginal Man auf, die sich bei ihm in Form von Ablehnung westlicher Werte und hartnäckiger Beibehaltung des eigenen Lebensstils zeigen.

Pedro wuchs mit sechs Geschwistern in armen Verhältnissen in Brasilien auf. Nach der Schulzeit übernahm er einige Aushilftätigkeiten in Büros und auf dem Bau und arbeitet im medizinischen Labor. Unerfüllt von diesem Leben und der Tatsache, sich in einem abhängigen Arbeitsverhältnis zu befinden, beschließt er im Alter von 26 Jahren, seinen großen Wunsch, die Welt kennen zu lernen, in die Tat umzusetzen. In den unterschiedlichsten Ländern wie beispielsweise Aus-

tralien, Bolivien und Mexiko lernt er von Straßenkünstlern die Herstellung eigener Kunstwerke und verdient sich vom Verkauf dieser seinen Lebensunterhalt.

Während seines Aufenthaltes in Thailand lernt er eine deutsche Frau kennen, mit der er über ein Jahr lang durch Thailand, Indien und Australien reist. Obwohl Pédro aufgrund der verschärften Einwanderungsbedingungen nicht mehr nach Europa reisen wollte, begleitet er nach der Hochzeit in Australien seine deutsche Frau in ihr Heimatland. Nach wenigen Monaten kommt es aufgrund unterschiedlicher Lebensauffassungen zur Trennung. Der heute 49jährige lebt und arbeitet weiterhin in Deutschland und verbringt die Wintermonate in Brasilien.

Pédros Erzählung ist durchzogen von einer klaren und bewussten Selbstpositionierung am Rand der Gesellschaft, wobei sich diese Positionierung nicht entlang kultureller Grenzen vollzieht (wie bei den zuvor besprochenen problematisierenden und Idealisierenden *Marginal Man*), sondern quer zu diesen Linien.

Pédro hat seinen Lebensstil gefunden, der sich jedoch nicht immer leicht mit den gängigen Wertvorstellungen in den von ihm besuchten Ländern in Einklang bringen lässt. Er hat sich entschieden, sein Leben grundsätzlich und mit allen Konsequenzen zu genießen, was für ihn in erster Linie Freiheit und Unabhängigkeit bedeutet. Seit 20 Jahren ist er selbständig und somit sein eigener Herr, nicht mehr ein Angestellter wie zuvor in Brasilien. Er hat sich aus der für ihn als bedrückend empfundenen Abhängigkeit eines Angestellten gelöst. Das stellt für ihn das freie Leben dar (Pe 9, 6ff.). Seine Ausführungen „Ich bin ein freier Mann“, „Ich will sein wie ich bin“ und „Ich mache, was ich will“ (ebd. 4, 18ff.) drücken seine Lebenseinstellung aus. Diese gipfelt in der Feststellung: „Der Mensch braucht Wasser, Ernährung und ein Dach zum Beschützen, der Rest ist Phantasie“ (ebd. 10, 1ff.). Anderen Menschen würde er stets mit gleicher Fröhlichkeit begegnen und Menschen nicht nach ihrer sozialen Herkunft bewerten. Er würde alle gleichermaßen respektieren, denn „wir sind alle gleich, nur die Kultur, der Glaube trennt“ (ebd. 12, 42). Vielen Menschen würde hingegen der Respekt für andere fehlen (ebd. 12, 29).

Pédro ist sich bewusst, dass er nicht der Norm entsprechend lebt: „Ich kann nicht sagen, dass ich ein bisschen normal lebe wie die anderen. (...) Mein Leben ist ein bisschen unterschiedlich“ (Pe 2, 11ff.). Und genau dieser Unterschied, den er mit

Nachdruck und hartnäckiger Nichtanpassung versucht beizubehalten, ist es, der oftmals zu Auseinandersetzungen mit den Ordnungsämtern in unterschiedlichen Ländern führt und ihn als Vertreter des Distanzierten Marginal Man charakterisiert.

Ein Leben in Freiheit und Unabhängigkeit ist für ihn nur in der Oppositionshaltung zum gesamten westlichen, kapitalistischen „System“, wie er es bezeichnet, möglich. Denn eine Teilnahme am kapitalistischen System bedeutet für ihn das Streben nach Sicherheit, Rollenkonformität und somit Zwang, Einengung der Persönlichkeit und Freiheitsbeschränkung. Sich auf ein festes Angestelltenverhältnis einzulassen und entsprechend der gesellschaftlichen Norm für eine „sichere“ Zukunft zu sorgen, bedeute, „seine Seele zu betuppen“ (Pe 22, 6). Er möchte daher keine Verpflichtungen eingehen. Zudem kritisiert er die Menschen, die sich dem „System“ fügen, denn sie würden sich einerseits über die Umweltverschmutzung aufregen: „Und die Leute (...) sagen (...) das (...) schmeckt dick, der Vogel, Auto, alles das, giftiger Planet, das Wasser, die Luft“, andererseits würden sie aber selbst durch ihr Angestelltenverhältnis bei großen Firmen einen Beitrag hierzu leisten. Daher distanziert er sich von vorn herein von dieser beruflichen Abhängigkeit (Pe 4, 27ff.).

Ihm erscheint das „System“, von dem er sich massiv distanziert, um seine eigene Lebenseinstellung zu verdeutlichen, als eine einzige Verpflichtung: Kinder müssen eine bestimmte Erziehung bekommen, in die Schule gehen, später möglichst studieren und das Ziel einer festen Arbeit verfolgen, um für eine sichere Zukunft zu sorgen (ebd. 4, 14ff). Zudem würden die meisten Deutschen die Auffassung vertreten, dass man nur mit einem hohen Verdienst überleben könne. Sich diesen Anforderungen zu beugen bedeutet für ihn „Systemarbeit“ (Pe 4:26) und „Sicherheit bedeutet Nüchternheit“ (ebd. 12, 12). Er entzieht sich daher bewusst jeglichem Leistungsdruck.

Auch stört ihn die gesellschaftliche Regel, Freundschaften bei Abwesenheit durch E-Mail- oder Telefonkontakt weiter zu pflegen. Er empfindet dies als unnötigen Ballast. Man sehe sich entweder durch Zufall wieder oder eben nicht:

Das bringt nichts, ich will kein Internet (...) komme mit den Leuten in Kontakt. Ich brauche wirklich keine E-Mail. Ich lasse es passieren. (...) was passiert mit meinen Freunden auf der anderen Seite? (...) ist nicht so wichtig. (...) Ich soll wissen, ne,

Bescheid soll ich wissen. (...) Nein, ich möchte nicht. (...) Ich lasse mich überraschen. Das ist besser für mich (Pe 11, 23ff.).

Er wünscht sich hingegen, dass Kinder in der Schule nur das lernen, was sie wirklich wissen wollen, das sei gut für die Seele und fördere die gute Laune (Pe 9, 37ff.). Nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen solle gelernt werden (ebd. 9,38). Er habe sich Fremdsprachen wie Englisch, Italienisch, Spanisch und Deutsch selbst beigebracht, ohne schulische Anleitung (ebd. 9, 21f.). Auch das Verständnis für die Natur, die Bedienung von Geräten und die Kontaktaufnahme zu fremden Menschen und Kulturen habe er ohne fremde Hilfe erfolgreich bewerkstelligt (ebd. 10, 3f.). Er hätte zwar in der Schule bessere Leistungen erbringen können, aber er wollte nicht mit den Lehrern diskutieren. Er sei auch auf seine Art und Weise zu seinem Ziel gelangt, denn schließlich sei er ein froher Mann. Das sei die Aufgabe eines jeden: froh zu sein (ebd. 12, 12ff.).

Vorgegebene Erziehung, Bildung, Streben nach hohem Einkommen und Besitz, Sicherheitsdenken und Konformität sind die für ihn wesentlichen Elemente der ihn umgebenden Gastgesellschaften, von denen er sich abgrenzt. Da diese Werte und Normen nicht nur in einem nationalkulturellen Kontext gültig sind, sondern von vielen westlich orientierten Ländern getragen werden, verlaufen seine Abgrenzungslinien nicht entlang der kulturellen Grenzen, sondern quer oder mitten durch den gesamten westlichen Wertekanon. Ein weiterer Aspekt seiner weitläufigen Abgrenzung ist die Ablehnung jeglicher Kleiderordnung als Ausdruck der Konformität:

Während alle, die zum „System“ gehören (wollen), Markenkleidung bevorzugen würden, entzieht er sich bewusst jeglichem Kleiderzwang. Zur Erklärung gibt er an, so sein zu wollen wie er ist. Er sei bereits mit seiner legeren Kleidung in die Oper gegangen, erklärt er stolz. Dort sei er von allen sehr skeptisch angeschaut worden, aber das sei ihm egal gewesen, da er sich in seiner Freizeitkleidung wohl gefühlt habe und sich somit nicht verstellen musste. Generell würden ihn seine Mitmenschen, seien es Bankangestellte, Ärzte oder sonstige Personengruppen, die dem Kleiderzwang unterliegen, respektvoll behandeln, er käme auch ohne Kleidungskonformität mit allen gut klar. Man würde teilweise sogar mit ihm sprechen als sei er ein Doktor, obwohl er es nicht ist und auch nicht die entsprechende Kleidung trägt. Mit seiner Nichtangepasstheit und seinem eigenen

Lebensstil auch Akzeptanz hoch angesehener Menschen zu bekommen, das macht ihn stolz und zufrieden: „Ich habe das geschafft“ (Pe 10, 15ff).

Grenzen der Abgrenzung:

Pédro ist sich sehr wohl bewusst, dass er jenseits seines Heimatlandes nicht nur als Ausländer angesehen wird, sondern auch einige grundlegende gesellschaftliche Werte und Normen nicht erfüllt. Sein alternativer Lebensstil in Kombination mit seiner Rolle als Ausländer und Straßenverkäufer lassen ihn sehr häufig die Begrenztheit seiner strikten Abgrenzung spüren. So muss er sich stets neu um die Einhaltung von Vorschriften im Straßenverkauf kümmern, sich mit dem Ordnungsamt auseinandersetzen und feststellen, dass Einheimischen gewisse Ordnungswidrigkeiten nachgesehen werden, während er ständig kritisiert wird:

Schon bei der Einreise in europäische Länder bekäme er ständig den Ratschlag, legal und weniger schwarz zu arbeiten (Pe 2, 35). Vom deutschen Ordnungsamt wurde er ständig kontrolliert und beschuldigt, gewisse Regeln in Bezug auf den Straßenverkauf nicht eingehalten zu haben. Selbst von seiner deutschen Frau wird er schon bald nach der Hochzeit ermahnt, sich eine feste Anstellung zu suchen, um somit auch mehr Geld verdienen zu können.

Laut Pédro gab es bis vor sechs Jahren die Regelung, dass ein Straßenhändler eine Genehmigung in Form eines Reisegewerbescheins haben muss. Den hatte er auch bis zu diesem Zeitpunkt (Pe 3, 29ff). Dennoch gab es in der darauf folgenden Zeit immer wieder Schwierigkeiten, da kontrollierende Beamte einen Reisegewerbeschein verlangen, obwohl – laut Pédro – diese Bescheinigung nicht mehr notwendig ist.¹² Daraufhin stellte ihm das Ordnungsamt einen Bescheid aus, in dem ausdrücklich darauf hingewiesen wurde, dass er seine Verkaufstätigkeit ohne eine solche Genehmigung ausüben darf. Diesen Bescheid trägt er säuberlich in Folie eingepackt ständig bei sich und legte diesen auch als Beweis während des Gesprächs der Interviewerin vor. Trotzdem gab es immer wieder Schwierigkeiten,

¹² Laut Gewerbeverordnung (§ 55 Abs. 2 GewO) bedarf es nach wie vor einer Erlaubnis für ein Reisegewerbe. (www.berlin.ihk24.de/BIHK24/BIHK24/produktmarken/index.jsp?url=http%3A//www.berlin.ihk24.de/BIHK24/BIHK24 vom 21. Juni 2005)

ihm wurde zudem oft gedroht. Stets gab es andere Gründe. So habe bspw. der Beamte die Bescheinigung angezweifelt, die Größe des Standes, das Fehlen von Namens- und Preisschildern bemängelt oder die vorgeschriebene Eigenherstellung seiner Kunstwerke für ein Reisegewerbe in Frage gestellt (Pe 5, 1 ff.).

Diese Anschuldigungen sind in Pédro's Augen nicht gerechtfertigt, da er alle Gesetze erfüllen würde und beispielsweise die Beschilderung vom Beamten selbst entfernt wurde, bevor er anschließend die angeblichen Mängel an seinem Verkaufsstand auflistete. Pédro hängt ständig der Verdacht an, sich nicht rechtmäßig zu verhalten. In Stockholm wurden seine Verkaufsprodukte als Marihuana-pfeifen verdächtigt und beschlagnahmt. Zwar wurden sie ihm später wieder ausgehändigt, aber ein Zeitungsartikel mit seinem Bild ließ an ihm das Stigma eines Schuldigen zurück. Denn kaum war er in Schweden wieder auf einem Stadtfest in der Öffentlichkeit präsent, wurde er von einem Organisator des Festes, der den Zeitungsartikel offenbar zugespielt bekommen hatte, beschimpft und erneut angeschuldigt. Pédro hatte zwar einen Bescheid von den schwedischen Behörden erhalten, dass er seine speziellen Pfeifen verkaufen darf, aber es blieb ständig die Angst vor weiteren Problemen (Pe 20, 5ff.). Auch in den Niederlanden wurde ihm zweimal seine Ware konfisziert. Sein Ausweis wurde auch einbehalten, den er aber sehr bald wieder zurückbekommen hatte. Er muss sich ständig mit den Papieren auch in Deutschland rechtfertigen: „Mein Wort ist nichts, für diese Leute bin ich nur (...) ein Stück Scheiße“ (ebd. 20, 20ff.).

Der Brasilianer wertet das Verhalten der Polizisten als rassistisch. Er würde so behandelt, weil er ein Ausländer ist. Neben ihm würden weitere Personen ihre Sachen verkaufen, von denen er wüsste, dass sie diese nicht selbst herstellen und somit gegen die Regeln des Straßenverkaufs verstoßen. Aber sie bekämen keine Schwierigkeiten, da sie Einheimische seien. Er dagegen würde als Vagabund oder Hippie angesehen. Die Polizei würde nach ihren eigenen Vorstellungen handeln (Pe 5, 36ff.). Auch wurde ihm nahe gelegt, seine Ware auf anderen, weniger gut frequentierten Straßen zu verkaufen (ebd. 6, 1ff.). Er sieht sich in einer „schlechten Position: (...) bin hier nicht geboren“ (ebd. 6, 15f.). Wenn er den verlangten Geldbetrag zahlen würde, wäre sein Verhalten dadurch in Ordnung. Er sieht sich jedoch nicht als Beschuldigter. Die ständigen Kontrollen und die Beweise seines rechtmäßigen Verkaufes betrachtet er als Spiel (ebd. 6, 13 ff.).

Zwispältige Zugehörigkeit

Während sich Pédro seiner Abgrenzung und der zum Teil unangenehmen Folgen durchaus bewusst ist, zeigen sich parallel dazu ihm unbewusste Zugehörigkeitskonflikte. Diese zwispältigen Wünsche der Zugehörigkeit gehen in ähnliche Richtung wie bei VertreterInnen des Problematisierenden Marginal Man:

Der Brasilianer lebt in einem Spannungsverhältnis zwischen dem Wunsch, von der Gastgesellschaft akzeptiert zu werden und somit auch dazugehören zu wollen, und der gleichzeitig starken Neigung sich abzugrenzen und partout nicht den Regeln des Kapitalismus folgen zu wollen. Er ist sich zwar bewusst, dass er sich durch sein Verhalten von den meisten Menschen der Gastkultur unterscheidet und äußert ganz klar: „Ich gehöre nicht zu dem System“ (Pe 4, 20), an anderer Stelle jedoch wehrt er sich gegen eine Ausgrenzung, wenn die Beamten des Ordnungsamtes und viele andere Leute meinen, er gehöre nicht zur Bundesrepublik Deutschland. Er vertritt nachdrücklich die Meinung, er würde hier sehr wohl hinein passen (Pe 14, 5ff.). Offenbar sind an dieser Stelle zwei verschiedene Bedeutungssysteme gemeint: Einmal das kapitalistische (Werte-)System und zum anderen das Gastland, in dem sein Aufenthalt vom Ordnungsamt sehr kritisch überwacht und seine rechtmäßige Arbeit immer wieder angezweifelt wird.

Ihm wird dieser Widerspruch, dass es nahezu unmöglich ist, grundlegende Werte und Normen einer sozialen Gruppe nicht zu akzeptieren und gleichzeitig als ein Mitglied akzeptiert zu werden, gar nicht bewusst. Dennoch durchlebt er diesen Balanceakt der Zugehörigkeit täglich neu.

Ein weiteres Beispiel für seine starke Abgrenzung, die seinen Zugehörigkeitswünschen widersprechen, ist das Streben nach Wohlstand und sozialer Anerkennung: Am Ende des Interviews stellt Pédro mit Stolz zusammenfassend fest, dass er das, was er machen wollte, nämlich die Welt bereisen, auch wirklich geschafft hat (Pe 15, 34f.) In die Schweizer Alpen, nach Thailand oder Australien zu reisen, das sei normaler Weise nur den reichen Brasilianern vorbehalten. Er habe es aber trotz seiner Herkunft aus einer armen Familie geschafft, denn, so eine seiner Erklärungen: „An mich glaubt eine Person“ – nämlich Gott. Der Preis, den er für diese Reisen gezahlt hat, war allerdings nicht gering: So habe er aufgrund

des anfänglichen Geldmangels in den Alpen, in Thailand oder in Schanghai sehr spartanisch gelebt (Pe 15, 16f.).

Nicht nur auf seine zahlreichen Auslandsreisen ist Pédro stolz und fühlt sich dadurch im Vergleich mit anderen Brasilianern besser gestellt, sondern auch auf die finanzielle Unterstützung, die er seiner Familie im Heimatland zukommen ließ, was er im Gespräch mit Nachdruck hervorhebt: Gemeinsam mit seinem Bruder und seiner Schwester hat er seiner Mutter ein eigenes Haus finanziert (Pe 19, 14ff.). Dabei sei es angeblich egal gewesen, wo das Haus stehen würde, welche Qualität oder Größe das Haus habe, Hauptsache Toilette, Wohn- und Schlafzimmer seien vorhanden (Pe 19, 17f.). In dem Wohngebiet, wo seine Mutter letztendlich mit Tochter und Sohn hingezogen ist, können sich nach Pédros Aussagen nur reiche Leute ein Telefon leisten. Doch auch dies konnte letztendlich durch die gemeinsame Finanzierung der Geschwister angeschafft werden und der Familie mit weiterer Unterstützung zum sozialen Aufstieg verholfen werden (Pe 19, 27ff.).

Ständig verstrickt sich Pédro in Widersprüche: Auf der einen Seite sei die Qualität des Hauses nicht wichtig, aber dann deutet er auf eine gehobene Wohngegend. Die nach außen sichtbare Wohnqualität und der erreichte soziale Status scheinen ihm wichtiger zu sein als die tatsächliche Wohn- und Lebensqualität. Der Stolz, mit dem er seinen Erfolg präsentiert, sich trotz Herkunft aus einer niedrigen sozialen Schicht Brasiliens nun doch einiges leisten zu können, zeigt, dass ihm durchaus auch Elemente des kapitalistischen Gesellschaftssystems wie Besitz, sozialer Aufstieg und dadurch erzielt es soziales Ansehen wichtig sind, von dem er sich aber im Gespräch mit Nachdruck distanziert.

Die Gewissheit, im Leben etwas erreicht zu haben, Errungenschaften wie z.B. Telefon vorweisen zu können, viele Länder der Welt gesehen zu haben und der Familie in Brasilien zum sozialen Aufstieg verholfen zu haben, sind für ihn sehr wichtig. Bei anderen lehnt er Erfolgsorientiertheit ab, spricht jedoch sehr gern und betont über *seine* persönlichen Leistungen. Zudem sorgt auch er – wie „typische“ Angehörige des „Systems“ – für seine Zukunft vor, zwar nicht in Form eines gut bezahlten Angestelltenverhältnisses und entsprechenden Rentenbeiträgen, denn von diesen Verhaltensweisen grenzt er sich ja mit klaren Worten ab, aber in Form eines Hausbaus. Gemeinsam mit seinem Bruder errichtet er mit dem ersparten

Geld seiner Verkäufe in Brasilien ein Haus als Altersruhesitz: „Meine Sicherheit, meine Zukunft ist das Haus“ (Pe 22, 26). Dass es sich hier auch um eine Vorsorgemaßnahme handelt, mit Eigentum einer unsicheren Wohnsituation in der Zukunft vorzubeugen und dies auch ein Beitrag zur eigenen „Rente“ darstellen kann, sieht er nicht.

Im Alter von 50 Jahren will er für immer nach Brasilien zurückkehren und kann sich dann auch wieder vorstellen, mit einer Frau fest zusammenzuleben (Pe 10, 31f.), obwohl er sich erst von seiner deutschen Frau getrennt hat. Auch dies zeigt den verborgenen Wunsch nach Sicherheit, in diesem Fall die Absicherung gegen das Alleinsein, auch wenn es wiederum Verpflichtungen und Einschränkungen seiner Freiheit mit sich bringen würde.

Seine strikte Abgrenzung gegen westliche, kapitalistische Werte ist zwar sehr groß, sein tatsächliches Verhalten und seine Gefühle und Wünsche zeigen jedoch, dass er an Werten festhält, die er bei anderen verurteilt. Auch sein Zugehörigkeitsgefühl fällt, wie gezeigt, zwiespältig aus. Beim Typus des Problematisierenden Marginal Man liegt auch ein nicht zu überbrückender Widerspruch der Zugehörigkeit vor, der den betroffenen Interviewpartnern aber im Vergleich zu Pédro bewusst ist. Zudem leiden VertreterInnen dieses Typus mehr als der brasilianische Kunstverkäufer, der es immer wieder schafft, seinen oftmals schwierigen Situationen auch wieder Positives abzugewinnen. Auf größere Schwierigkeiten, auf die er durch seine alternative Lebensweise stößt, reagiert er mit folgenden Strategien:

a) Erreichen/Beibehalten seiner Unabhängigkeit

Von seiner deutschen Frau, die ihn offenbar nicht nur maßregeln wollte, sondern sich auch mit ihrer gestressten und hektischen Art zu sehr von seiner Lebenseinstellung unterschied, trennte er sich. Von außen betrachtet ist dies nur die logische Konsequenz, denn schon allein eine Hochzeit passte nicht zu seiner Unabhängigkeit und Freiheit bevorzugende Lebensweise. Ganz im Gegenteil symbolisiert eine Hochzeit eine gewisse Sicherheit und führt zur Verpflichtung dem Partner gegenüber. Dies sind aber genau die wesentlichen Punkte, die er am westlichen, kapitalistischen System kritisiert: das Streben nach Sicherheit und die Übernahme von Verpflichtungen. Es stellt sich die Frage, ob die Hochzeit so

etwas wie ein Ausrutscher war. Die Ehe wäre zumindest ein extremer Widerspruch zu seinem im Gespräch dargelegten Lebensstil. Die Scheidung führt ihn offenbar wieder auf seinen eigenen Lebenspfad zurück.

b) Akzeptanz von Schwierigkeiten

Den ständigen Auseinandersetzungen und Anschuldigungen des Ordnungsamtes (nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen europäischen Ländern) begegnet er zunächst recht souverän: „Wenn das passiert. (...) ich drücke mich nicht, ich bleibe stabil“ (Pe 20, 25f.). Jedoch geriet seine Geduld zuletzt an ihre Grenzen. Wiederholten – in seinen Augen ungerechtfertigten – Anschuldigungen begegnete er den Beamten mit den klaren Worten: „Mit Dir ich diskutiere nicht!“ (Pe 5, 16f.), woraufhin er eine Ladung vor Gericht wegen Beleidigung erhielt. Selbst diese Tatsache scheint ihm nicht viel anhaben zu können, er zeigt sich im Gegenteil sogar stolz, das erste Mal in seinem Leben vor Gericht stehen zu werden, „wegen der Gerechtigkeit“ (Pe 3, 23).

Pédro ist es zwischenzeitig gewohnt, Konflikte mit Beamten des Ordnungsamtes auszutragen. Einerseits ärgert ihn dies sehr, andererseits versucht er sich mit diesen Vorfällen recht schnell abzufinden und ihnen auch wieder etwas Positives abzugewinnen, denn manchmal würden sich diese auf den ersten Blick negativen Ereignisse in positive umwandeln. Positiv bedeutet für ihn zum Beispiel, dass man ihm seine als Marihuanapfeifen verdächtigten Verkaufsprodukte in Stockholm beschlagnahmt hatte, aber einige Zeit später, als er längst ausgereist war, die erfreuliche Nachricht erhielt, dass er seine Pfeifen wieder abholen kann (Pe 19, 33ff.). Zudem hilft ihm die Vorstellung, dass er im schlimmsten Fall im aktuellen Aufenthaltsland seine Kunsthandwerke nicht mehr verkaufen darf, aber dann gäbe es ja immer noch die Ausweichmöglichkeit auf ein anderes Land (ebd. 20, 25ff.).

Seine Strategie, selbst schwierigen Situationen etwas Positives abzugewinnen und grundsätzlich Probleme als gegeben zu akzeptieren anstelle darunter zu leiden, unterscheiden ihn vom Problematisierenden Marginal Man. Da Pédro's Elemente der Abgrenzungen nicht auf einen nationalkulturellen Rahmen bezogen sind wie beim Idealisierenden Marginal Man, sondern Werte und Normen betreffen, die von vielen Menschen westlicher Länder geteilt werden, charakterisiert er den Typus des Distanzierten Marginal Man in idealtypischer Form.

Paul

Paul, 54 Jahre, Logistikexperte für Afrika, stellt im Interview, ähnlich wie Pédro, durch massives Abgrenzen von anderen Menschen und ihrem Verhalten seine eigene, präferierte Lebensweise dar. Er scheint sich auf den ersten Blick von einer Vielfalt von sozialen Kreisen abzugrenzen, und zwar – kennzeichnend für den Typus des Alternativ Man – *quer* zu den kulturellen Linien. Bei genauerer Analyse fokussiert sich der Bezugspunkt auf die soziale Gruppe der Expatriats (vgl. Erklärung weiter unten). Parallel hierzu näherte er sich ein bedeutendes Stück der fremden afrikanischen Kultur über die intensiven Arbeitsbeziehungen mit lokalen Mitarbeitern an. Dies ist ein wesentliches Element des Kosmopoliten. Paul taucht daher in der Typologie zweimal auf. Zum einen wird er an dieser Stelle als weiteres Beispiel neben Pédro zur Veranschaulichung des Typus des Distanzierten Marginal Man herangezogen, und zum anderen sind einige Verhaltensaspekte bei Paul kennzeichnende Eigenschaften des später noch zu beschreibenden Kosmopoliten.

Durch seine jahrelange Erfahrung als Logistikexperte unter verschiedenen Arbeitgebern in unterschiedlichen Ländern Afrikas ist Paul in den Augen seiner deutschen Freunde zum „Afrikaner“ geworden: „Ich war der Afrikaner, ich blieb der Afrikaner“ (Pa 8, 24f.). Gemeinsam mit seiner deutschen Frau und seiner im dritten Aufenthaltsjahr in Kenia geborenen Tochter verbrachte er 16 Jahre in verschiedenen afrikanischen Ländern. Aufgrund von zunehmend nervenaufreibenden Einsatzorten in Krisen- und Kriegsgebieten und einem familiären Todesfall kehrte die Familie endgültig nach Deutschland zurück. Die unvorhergesehene Arbeitslosigkeit der beiden Ehepartner nach der Rückkehr und die Entfremdung, die sich schleichend während der letzten Afrika-Projekte (aufgrund der großen Entfernung der Einsatzorte zum Wohnort zur Familie) entwickelt hatte, führten zurück in Deutschland bald zur Scheidung. Nach einigen Jobs in Deutschland und Italien, bereitete sich Paul zum Interviewzeitpunkt erneut auf einen Einsatz in Kenia vor.

Paul verweist ausdrücklich darauf, dass sich seine Arbeitsverhältnisse im Ausland formal sehr drastisch von Angestellten internationaler Unternehmen unter-

scheiden, die zumeist unter fortlaufenden Arbeitsverträgen für einige Jahre ins Ausland delegiert werden¹³. Denn Paul bekam von einem ehemaligen Vorgesetzten den Hinweis auf eine Arbeitsmöglichkeit in Kenia für drei Jahre bei einem anderen Unternehmen. Dies bedeutete für ihn, seinen alten Vertrag zu kündigen und einen neuen Arbeitsvertrag zu unterschreiben.

Die englischsprachige Bezeichnung der Expatriates¹⁴ oder die Kurzform Expats hat sich auch im deutschen Sprachgebrauch für entsandte Mitarbeiter verbreitet (vgl. auch zum Thema Expats Kap. „2.1.1 Einwanderung nach Deutschland“). Diese Personen können in der Regel sowohl auf die finanzielle als auch organisationelle Unterstützung im Ausland durch ihre Firma zurückgreifen. Die Aussicht auf einen Einkommenszuwachs ist für die Entsandten oft ein wichtiges Motiv für einen Auslandseinsatz (Horsch 1995). Intellektuelle, Bürokraten, Politiker, Journalisten und Diplomaten gehören diesen Berufskulturen an, die stark am transnationalen Arbeitsmarkt ausgerichtet sind und hierdurch eine Ausdehnung der westlichen Kultur vollziehen (Hannerz 1990, 245). In Ländern bzw. Regionen, in denen verstärkt internationale ArbeitnehmerInnen zusammentreffen, etablieren sich neben internationalen Kindergärten und Schulen auch Freizeitangebote für die ganze Familie. Es entstehen auf diese Weise internationale soziale Kreise, die meist nur wenige Berührungspunkte mit der einheimischen Bevölkerung und ihrer Kultur aufweisen. Hannerz nennt sie daher „metropolitan locals“ (Hannerz 1990, 245). Durch ihren in der Regel kaum veränderten Arbeitsvertrag mit der Firma im Heimatland ist eine Rückkehr vorgesehen und dadurch auch gesichert.

Für den Logistikexperten Paul ist es sehr wichtig, klar zu stellen, dass er eben kein Expat in oben genanntem Sinn ist und sich auch in keiner Weise ihnen zugehörig fühlt. Dies ist der Kern seines Abgrenzungsverhaltens, welches ihn als Vertreter des Alternative Man charakterisiert. Zur Begründung seiner Abgrenzungen zieht

¹³ Rechtlich wird ein Auslandseinsatz im Dienst einer Firma nach fünf Kategorien unterschieden:

Dienstreise	bis zu 3 Monaten	Arbeitsvertrag bleibt unverändert
Abordnung	bis zu 24 Monaten	Ergänzung des bisherigen Vertrages
Delegation	meist mehrere Jahre	Zusatzvertrag
Versetzung	meist mehrere Jahre	zusätzlicher Arbeitsvertrag mit ausländ. Niederlassung bisheriger Vertrag ruht (Horsch 1995, 25)

¹⁴ Expatriate (engl.) = im Ausland lebend / Lebender

Paul unterschiedliche Aspekte heran. Zunächst verweist er auf die beruflichen Rahmenbedingungen, die seine Position von anderen Expats unterscheidet: „Wir mussten beide in Deutschland kündigen, ich musste in Kenia neu anfangen. Das war kein Entsandtenvertrag, es war einfach ein Neustart“ (Pa, 1, 26f.). Expats bzw. Entsandte können bei möglichen Komplikationen im Ausland auf die Hilfe der Stammfirma in der Heimat zurück greifen und auch evtl. früher als geplant wieder in Deutschland arbeiten. Diese Möglichkeiten bestanden für ihn und seine Frau durch die Kündigung der vorherigen Arbeitsverträge nicht mehr.

Offenbar sah Paul im Gespräch auch die Gefahr, dass die Interviewerin ihn genauso wie potentielle Arbeitgeber in den Bewerbungsgesprächen als typischen Expat einordnet und somit ein falsches Bild von ihm bekommen könnte:

Es gibt auch so verschiedene Grundeinstellungen bei Leuten, was ich bei verschiedenen Bewerbungsgesprächen ab '97/'98 erleben musste: Die Leute schauen sich den Lebenslauf an oder hören nur so und so viele Jahre Ausland, und die automatische Frage, die dann kommt, ist: `Was haste für ein Handicap in Golf?`, `Wie gut ist Deine Rückhand im Tennis?`, `Was machst Du mit der Reiterei?` – so ganz einfache Klischees: Leute im Ausland haben viel Freizeit, verdienen ´nen Haufen Kohle, gehen natürlich alle Golfen und spielen selbst Tennis oder die Frau tut das und in der Mehrzahl aller Fälle, insbesondere im afrikanischen Ausland, dann wird natürlich auch noch geritten. Also: `Haste ´n eigenes Pferd oder haste ´n Leihpferd oder haste ne Gemeinschaft oder was machste denn?` oder `Wettest Du nur auf Pferde?` (Pa 8, 27ff.).

In diese Denkschubladen möchte er nicht eingeordnet werden und begründet dies mit den Verhaltensweisen von Expats, die ihm negativ aufgefallen sind. Diese sind neben den formalen Unterschieden ein weiterer Punkt, warum er sich nicht als ein Expat sieht: Denn Expats würden sich sehr von der lokalen Bevölkerung fern halten, und:

Es gibt Gourmet-Abende, es gibt alle möglichen Zusammentreffen, die dann aber überwiegend von Ausländern, von EXPERTEN organisiert werden, selten unter Einbeziehung der lokalen Bevölkerung, denn entweder stimmt der Geschmack oder das Rezept oder die Richtung nicht, oft genug gibt´s auch ´ne Sprachbarriere, leider Gottes (Pa 10, 1ff.).

Zudem würden sich Expats als Experten betrachten und sich auf diese Weise der lokalen Bevölkerung weit überlegen vorkommen:

Es gibt leider Gottes viele Leute, die im Ausland aktiv sind und so ´ne Art elitäres Denken entwickeln. Ehh viele verwechseln auch – meiner Ansicht nach - ... den Expatriate, den, der außer Landes geht, mit dem Experten. Wobei aus hiesiger Sicht gar net alle Experten sind oder auf keinen Fall Experten in so ´nem gravierenden Ausmaß sein könnten, um sich dann gesellschaftlich über irgend-

welche Leute und vor allen Dingen Leute, LOKAL, am Einsatzort, IM Ausland, über die hinaus zu stellen (Pa 10, 8ff.).

Die Familien von Expats scheinen seinen Aussagen zufolge ihre Freizeit ausschließlich in elitären Kreisen zu verbringen, führen ein getrenntes Familienleben und haben keinen Kontakt zur lokalen Bevölkerung. Dies wird erkennbar an der Hervorhebung seines eigenen, dem stark entgegen gesetzten Familienleben:

Meine Frau war auf keinem Bridge-Nachmittag, meine Frau war bei keinem Cocktail-Nachmittag, meine Frau hat in jedem Fall vormittags eh, kurzfristig Sport-Aerobic gemacht, aber ich hatte nie 'n Problem damit, dass meine Frau bei irgendwelchen Golfturnieren verschwindet oder vom Tennis zu spät kommt oder – ich kann das net erklären, wir waren einfach, zumindest eh, die ersten 15 Jahre, wir waren einfach zusammen. Wir waren ein unschlagbares Team, da war Tennis, Golf, Reiten, das war alles egal (Pa 10, 23ff.).

Zudem hat Paul beobachtet, dass Expats bei der Rückkehr Probleme mit der sozialen Rückstufung durch die geringere Kaufkraft ihres Einkommens und mit der Fortführung ihrer Hobbys im Heimatland haben. Diese Beobachtungen bei seiner gemeinsamen Rückkehr mit Frau und Tochter nach Deutschland bestätigen erneut seine Abneigung gegenüber Expat-Aktivitäten, denn die Art der Freizeitgestaltung erscheint für Paul im Ausland gerade noch akzeptabel, aber zurück in Deutschland unterliegen diese speziellen Hobbys seiner Erkenntnis zufolge gänzlich anderen Werten:

Melanie reitet gar nicht mehr, sie will überhaupt nichts mehr davon wissen. Meine Frau hat es hier in Deutschland noch mal versucht und hat aber dann festgestellt: `Nee, das ist zu strikt, zu streng zuuuu eh, eh – wie soll ich denn sagen?! – aus ihrer Sicht würde es ihr kein Spaß machen, weil es überreguliert sei, kann ich nicht beurteilen (Pa 8, 45).

Vor allem Tennis sei von elitärem Denken in Deutschland betroffen:

Also, es ist für viele eben wichtig, zu wissen, was der Kurzhausener¹⁵ so trägt oder was andere Cracks so anhaben, und wer mit welchem Schläger besser, weiter und um die Ecke oder nicht schlägt, DAS ist dort unerheblich! Und das hat bei den Bekannten, die gegolft haben oder Tennis gespielt haben, auch die geritten haben, bei der Rückkehr hier dann schon ab und zu für Wirbel, für Unmut und Unzufriedenheit gesorgt, weil das 'ne Sache war, auf die war glaube ich keiner vorbereitet. Die denken alle, MAN denkt vielleicht landläufig an die Familie, was passiert, wenn die Familie zurück kommt? Was passiert im Beruf? Was passiert im Freundes- und Bekanntenkreis? Und jeder denkt bei seinem Ausgleichssport, bei seinem Lieblingssport, da müsste doch eigentlich alles klar sein: Die Regeln sind international, beim Tennis, beim Reiten, beim Golf, ABER, die, die Attitüde dann ... kann schon katastrophal unterschiedlich sein (Pa 9, 21ff.).

¹⁵ Städtenamen anonymisiert

Gerade diese elitären Sportarten wie Golf und Tennis werden von vielen Menschen in Deutschland als Möglichkeit der Selbstdarstellung und zur Schaustellung des vorhandenen Reichtums genutzt, um sich von weniger gut Situierten abzugrenzen. Dies war offenbar in den Expat-Kreisen in Afrika nicht der Fall, dort war die Elite unter sich:

Und diese Leute spielen einfach phantastisch Golf, die spielen in ihren Turnschuhen, die spielen in ihren Shorts, die werfen sich T-Shirts über und spielen eigentlich technisch anspruchsvoll und ziemlich hochrangig, aber von der Aufmachung und der Präsentation her eher zurückhaltend und dezent. Wohin gegen WIR HIER, die wir ja auch der ganzen Werbung unterlegen, dann doch ab und zu Mitmenschen haben, die tatsächlich so aussehen, als kommen ´se direkt aus ´m Golfbuch gelaufen (Pa 9, 13ff.).

Die Sportart an sich bewertet Paul positiv und erkennt auch die sportlichen Leistungen an, jedoch missfallen ihm die Verhaltenszwänge, die mit diesen elitären Sportarten in Deutschland eng verbunden sind.

Paul hat selbst 18 Jahre lang in Deutschland Fußball gespielt, zwei bis dreimal die Woche trainiert und am Wochenende ein Wettkampfspiel bestritten. Fußball gehört zwar nicht zu den elitären Sportarten, allerdings distanziert er sich auch in seinem persönlichen Sportumfeld vom Vereinsleben, wie er sich in Afrika von den organisierten Freizeitbeschäftigungen der Expats abgrenzt. Für ihn stehen das Fußballspielen und das Treffen seiner Freunde, die er heute noch regelmäßig aufsucht, wenn er in Deutschland ist, stets im Mittelpunkt:

Hab viele Freunde und Bekannte gehabt, und hab auch dort Glück gehabt, dass über die Jahre meine früheren Kicker-Freunde so ´ne Art Club-Sondermannschaft „Soma“ beibehalten haben - bis heute! (...) Und für mich ein Mal im Jahr zurückkommen bedeutete auch, ich treff´ mich mit denen. Und der Donnerstag war eigentlich immer so´n, so´n „Soma“-Tag“ (Pa 7, 41f.).

Diese Treffen mit seinen Freunden erscheinen in seinen Erzählungen als „normal“, denn er betont ausdrücklich „es wird normal zusammen weg gegangen“ (Pa 8, 2f.), er sei eben kein typischer „Vereinsmeier“ (Pa Aufz.). Ein typischer Vereinsmeier erscheint ihm zufolge als jemand, der mit vielen anderen ein bestimmtes Verhalten teilt. Vereinsmeierei kann als eine Steigerung einer normalen Mitgliedschaft angesehen werden, eine Mitgliedschaft, die sich über den ursprünglichen Grund der Vergesellschaftung, nämlich des Fußballspielens hinausstellt und nur noch die sozialen Aspekte des Vereinslebens in den Vordergrund rückt.

Damit erklärt sich auch seine Aussage: „Es wird normal weg gegangen“. Normal steht hier für den von ihm eher positiv bewerteten Aspekt der Vereinsvergesellschaftung. Das eigene Verhalten, das Weggehen mit Freunden wird hervorgehoben, denn es gibt offenbar auch eine andere Art des Ausgehens von Vereinsmitgliedern, die ihm nicht behagt. Hier kann vermutet werden, dass es sich dabei um eine gewisse Kleiderordnung oder um bestimmte Ziele oder Lokale des Ausgehens handelt, die mit Fußball nichts mehr zu tun haben und jenseits der klassischen Kneipe, in der ein „gepflegtes Bierchen“ getrunken wird, liegen oder eine Intensität und Häufigkeit aufweisen, die einen noch größeren Teil der eigenen Freizeit in Anspruch nehmen. Erklärend fügt er hinzu, Vereinsmeierei sei typisch deutsch und bedeute Zwang und Fremdbestimmtheit (Pa Aufz.). Typisch deutsch zu sein empfindet er als negativ und sich unfreiwillig Regeln zu unterwerfen als große Einschränkung, was wiederum eine starke Parallele zu Pédro aufzeigt. Die individuelle Lebensgestaltung in größtmöglicher Unabhängigkeit ist für Paul und Pédro gleichermaßen wichtig, sich an bestimmte Werte und Normen einer sozialen Gruppe zu halten wird als Zwang empfunden. Von Umständen oder Personen, die diese Entfaltungsmöglichkeiten einschränken könnten, distanzieren sie sich daher.

Die negative Einstellung gegenüber übertriebener Vereinszugehörigkeit ist bei Paul jedoch erst schrittweise gewachsen und steht vor allem in enger Verbindung zu einer Erkenntnis, zu der Paul in Kenia gelangt ist: Da sich die Familie „bewusst geweigert“ (Pa Aufz.) hat, an Freizeitaktivitäten, die ausdrücklich für Expats angeboten wurden, teilzunehmen, unternahm die Familie viele Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung:

Und so haben wir da halt angefangen rumzureisen, uns Land und Leute anzugucken. Ich hab mal angefangen, Motorrad zu fahren, und sie hat sich dann sogar mit drauf gesetzt Wir haben ein anderes Leben genossen (Pa 10, 39f.).

Die Erkundung per Motorrad symbolisiert verstärkend die Freiheit von Zwängen und die eigene Individualität, die sich in der alternativen Freizeitgestaltung manifestiert. Paul stellt in dieser Zeit fest:

Ich saß irgendwann in Kenia am Sonntagmittag und sag zu meiner Frau: `Mensch, was war ich 18 Jahre lang so blöd!' Es gibt ja tausenderlei Dinge, die man am Sonntagmittag machen kann, genauso wie unter der Woche, und ich hab mich eigentlich immer nur beschränkt auf die Bolzerei (...). Je erfolgreicher man ist, umso mehr Zeit muss man da auch noch investieren. Ich hab zwo, drei Mal die

Woche trainiert und am Sonntag gekickt. Da war schon ein großer Teil der Woche weg, und ein großer Teil der Gemeinsamkeit war weg (Pa 10, 31ff.).

Diese Erkenntnis untermauert seine Abneigung gegen ein übertriebenes Vereinsleben durch „Vereinsmeierei“, „denn weil ... sehr oft aus diesen Vereinsaktivitäten Vereinsumtriebe werden können und man sich leicht anderen Aktivitäten gegenüber verschließt“ (Pa 9, 34f.). Diese Gefahr, durch organisierte Freizeitaktivitäten den Blick für andere interessante Dinge des Lebens zu verlieren und sich durch rege Teilnahme auch noch vom Familienleben zu entfernen, sieht er sowohl im Nachhinein in seiner sportlichen Freizeitaktivität als auch in den Angeboten für internationale Entsandte. Dies ist der dritte Grund seiner kritischen Haltung und der Abgrenzung gegenüber Expats.

Wie bei Pédro zeigen sich auch bei Paul Widersprüche zwischen seinen Aussagen und seinem tatsächlichen Verhalten, die ihm aber offenbar nicht bewusst sind. Das zeigt erneut, dass Abgrenzungsverhalten immer auch an Grenzen stößt. Denn geradezu paradox erscheint Pauls strikte Abgrenzung vom Expatleben vor der Tatsache, dass er mit seiner Familie selbst ein sehr angenehmes Leben mit Haus, Hausbediensteten, hochwertigem Auto, großem Grundstück, Besuch der Einrichtungen des internationalen Kindergarten und der deutschen Schule der Tochter, und je ein Pferd für Frau und Tochter, in Kenia verbrachte, wie die von ihm mit Argwohn betrachteten typischen Expats (vgl. Pa 2, 9; Me 1, 24ff.). Vielleicht liegt es aber gerade auch an diesen Ähnlichkeiten und der Nähe zu diesen Menschen, denn je mehr Gemeinsamkeiten Menschen teilen, desto wahrscheinlicher und größer ist der Antagonismus im Vergleich zur Begegnung mit gänzlich fremden Personen, denen man eher objektiv begegnet, wie Simmel (1958) darlegt, da man mit letzteren weder Qualitäten noch Interessen teilt und sich durch die großen Verschiedenheiten nur an wenigen Punkten berührt. Wie in einer „Gegnerschaft“ wird das Bewusstsein hingegen umso tiefer und heftiger erregt, je größer die Gleichheit unter den Parteien, von der sie sich abheben (Simmel 1958, 206). Die eigenen Werte und Verhaltensweisen werden denen der anderen nach dem Prinzip der Präferenz für das Eigene (Hondrich 1999, 101) vorgezogen. Mit der Gruppe der Expats haben Paul und seine Familie sehr viele Berührungspunkte, daher ist eine Abgrenzung noch schwieriger und emotional sehr aufgeladen.

Zudem kann festgestellt werden, dass seine Gegenwehr und Abneigung größtenteils im Nachhinein geschah und das alternative Leben mehr ein Zufall als ein rationell geplantes Handeln war. So spricht Paul davon, seine Familie hätte Glück gehabt; Glück, dass nicht auch sie in die Versuchung von Cocktail-, Bridge- oder sonstigen organisierten Nachmittagen gelangt sind und stattdessen ein harmonisches Familienleben im Ausland geführt haben. Weiteres Glück, so hätte Paul hinzufügen können, hatte die Familie sicherlich auch dadurch, dass Fußball nicht zu den Freizeitangeboten der Entsandten zählt, denn sonst hätte er höchstwahrscheinlich auch dort seine viel Freizeit kostende Leidenschaft fürs Fußballspielen fortgesetzt und in Folge dessen auch weiterhin wenig Zeit mit Frau und Tochter verbracht.

Seine soziale Position ist dadurch gekennzeichnet, dass er mit seiner Familie die Annehmlichkeiten im afrikanischen Ausland nutzt, ohne sich in Expat-Zirkeln zu verlieren. Stattdessen verbringen sie viel Freizeit gemeinsam. Zudem integriert sich Paul durch Offenheit und mit Hilfe der lokalen Kollegen ein ganzes Stück weit in die lokale Kultur – wie weiter unten zum Typus des Kosmopoliten noch ausgeführt wird. Seine Positionierung als Distanzierter Marginal Man kann als ein Produkt aus rationellem Handeln und Zufall gesehen werden. Über diese Tatsachen ist Paul sehr froh – „Glück gehabt“ (Pa 9, 33), wie er sagt – und legt gleichzeitig sehr großen Wert darauf, diese feinen Unterschiede zwischen seinem Leben und dem eines durchschnittlichen Expatlebens im Ausland sichtbar zu machen.

Pauls Abgrenzungen von typischen Verhaltensweisen von Entsandten soll seine alternative Lebensweise hervorheben: seine Offenheit fremden Menschen und Kulturen gegenüber und die individuelle Freizeitgestaltung der Familie ohne Abhängigkeit von gesellschaftlichen Zwängen in Expat-Kreisen oder „übertriebenen Vereinsaktivitäten“ (Pa Aufz.). Ihm geht es nicht darum, sich von bestimmten Freizeitverhaltensweisen abzugrenzen, sondern seine individuelle Freizeitgestaltung zu bewahren, in dem er sich von möglichen Einschränkungen und Verpflichtungen im Voraus fern hält. Dass am Ende nicht nur „die anderen“ bei der Rückkehr Probleme haben, sondern auch er, wird dabei zunächst nicht gesehen. Das harmonische Familienleben überdauert zwar den Auslandsaufenthalt, bekommt aber dennoch – trotz energischer Abkehr von Fremdbestimmtheit

der elitären Kreise – durch die Scheidung als Folge der in den letzten Monaten der insgesamt 13 Jahre in Afrika aufgetretenen Entfremdung, einen drastischen Riss.

Zusammenfassung von Paul und Pédro

Die Abgrenzungslinien von Paul und Pédro haben keine direkten Bezüge zur Kultur des Gastlandes, dennoch ist ihre individuelle Selbstverortung erst im Ausland möglich geworden. Beide grenzen sich vom Mainstream der sie im Ausland umgebenden sozialen Gruppe ab. Bei Paul sind es nur Mitglieder einer kleinen sozialen Gruppe, die wie er nicht in dem Land seines Aufenthaltes geboren wurden. Pédro sieht sich gleich mit der Mehrheit der Gesellschaft konfrontiert. Zwar richtet sich seine Lebenseinstellung massiv gegen Werte und Normen, die von der Mehrheit der Deutschen geteilt werden, aber es ist nicht speziell die deutsche Kultur, gegen die er sich wendet. Es sind hingegen Werte, die von der Mehrheit der Menschen, die in westlichen Ländern leben, geteilt werden.

Beide Interviewpartner empfinden es als eine große Einschränkung, sich vorgegebenen Regeln unterwerfen zu müssen. Ein zu sehr verregeltetes Vereinsleben, Kleiderordnung, Sicherheits- und Erfolgsstreben werden als zu stark einschränkend empfunden und daher möglichst vermieden. Zwänge der Vergesellschaftung und Fremdbestimmtheit werden abgelehnt, Individualität und individuelle Lebens- bzw. Freizeitgestaltung dagegen hervorgehoben.

Beide distanzieren sich, teilen dennoch unbewusst einige wichtige Elemente der sozialen Gruppe, von der sie sich abgrenzen. So teilt Paul auch die Annehmlichkeiten eines Expats im Ausland, auch wenn er sich von den Freizeitangeboten fernhält; Pédro ist Sicherheit gar nicht so unwichtig wie er äußert, denn sonst würde er kein Haus in seiner Heimat bauen, heiraten und sich über seine eigenen Lebensleistung wortreich freuen. Während bei Paul nur eine latente Form des Streits durch innerliche Opposition (Simmel 1958, 190) gegen eine Stigmatisierung als Expat vorliegt, manifestieren sich bei Pédro die Streithandlungen mit der sozialen Gruppe, von der er sich abgrenzt, und gipfeln in einem Gerichtstermin.

Nach dieser intensiven Aufarbeitung dieses Typus, des Distanzierenden Marginal Man, kann leicht der Eindruck entstehen, dass es sich bei diesen beiden Fällen

lediglich um Menschen mit einer alternativen bzw. sehr kritischen Lebenseinstellung handelt, die man auch durchaus ohne Auslandserfahrung im Inland antrifft. Das besondere an diesem Typus und diesen beiden Fallbeispielen ist jedoch, dass die Auslandserfahrung ihre kritische Haltung und alternative Lebensweise erst richtig zum Vorschein brachte und sich im Laufe der Jahre verfestigt. Die Grundeinstellung mögen beide bereits zuvor in Ansätzen gehabt haben, aber erst durch ihre starken Abgrenzungsmechanismen und ihre verfestigte Selbstpositionierung außerhalb des Mainstreams während ihrer Auslandsaufenthalte entwickelte sich ihre Selbstverortung als Distanzierter Marginal Man.

Marek

Während bei Paul und Pédro eine bereits im Heimatland vorhandene „alternative“ Haltung zumindest latent vorhanden war, entwickelte sich im Fall Marek eine solche erst durch vermehrte Auslandserfahrung und intensiver Reflexion. Marek wird zwar im nachfolgenden Kapitel noch genauer als idealtypischer Vertreter des Kosmopoliten beschrieben, an dieser Stelle verdeutlicht er jedoch noch weitere Facetten und Ausprägungen des Distanzierten Marginal Man. Denn wie Paul und Pédro grenzt sich Marek nur von einer bestimmten Gruppe Menschen ab, sodass die Linie seiner Abgrenzung ebenfalls quer zur Herkunfts- und Gastkultur verläuft:

Die Gruppe, zu der sich der polnische Student zugehörig fühlt, besteht hauptsächlich aus deutschen und polnischen Studenten mit gleichem transnationalem (deutsch-polnischen) Hintergrund, die wie er Kenntnisse über die deutsche Kultur und Sprache erworben und evtl. zuvor existierende Vorurteile abgebaut haben. Seine Freundschaft zu einer deutschen Kommilitonin ergänzt die Bezugsgruppe: Sie ist aus eigenem Interesse auf die polnische Seite der Oder gezogen und hat schnell Polnisch gelernt.

Von denjenigen, die trotz transnationaler Studienausrichtung nicht ihre Urteile über die jeweils andere Kultur relativiert haben, grenzt er sich ab. Denn für das Festhalten an Stereotypen und Vorurteilen hat Marek absolut kein Verständnis. So dehnt sich die Abgrenzung auch auf den außeruniversitären Bereich auf alle Polen sowie Deutsche aus, die „halt denken, wenn sie mal irgendwas in der Zeitung lesen, dass es auch so ist“ (Ma 11, 23) oder die über eine Kultur urteilen, die sie

noch gar nicht aus eigener Erfahrung kennen. Marek ist sehr davon überzeugt, dass das, was er denkt und wie er handelt, der richtige Weg ist. So distanziert er sich nicht nur von Personen, die unkritisch im Umgang mit Informationen über andere Kulturen umgehen, sondern auch von Personen, die zum Beispiel nach anderen Wertmaßstäben ihre Tageszeitung lesen: „Wenn ich eine Zeitung lese, dann lese ich zuerst den Auswärtsteil, dann den Sportteil, und den Kunst- oder Literaturteil zuletzt. Und es gibt Leute, die lesen den politischen Teil gar nicht. Die fangen gleich mit Literatur und Feuilleton an“ (Ma 12, 42ff.).

Die Abgrenzung und Identität von Marek zeigt sich zudem in der auch von ihm genutzten Uni-Sprache „Viadrinisch“. Hierbei handelt es sich um eine Mischung aus der polnischen und deutschen Sprache, die im Universitätsalltag der Jura-studentInnen an der Europauniversität Viadrina entstanden ist: Dort wird Jura in zwei Sprachen gelehrt; die Grundbegriffe zunächst auf Deutsch und weitere Vertiefungen in der polnischen Sprache. Im Laufe der Zeit hat sich durch diese Durchmischung der Sprachen eine Umgangssprache unter den StudentInnen entwickelt, in dem hauptsächlich polnisch mit Einschüben der deutschen juristischen Fachwörter gesprochen wird:

Man lernt parallel (...) das deutsche und das polnische Rechtssystem, aber man lernt zum Beispiel im Zivilrecht erst das deutsche und dann das polnische, und man kennt die Begriffe, zuerst aus der deutschen Sprache (...) und dann kommt es manchmal vor, dass man, wenn man jetzt über ein Problem spricht, solche Begriffe einbaut, aus dem juristischen Bereich wie „Anspruch“, wie „Anspruchsgrundlage“, wie ... wie „Stellvertretung“, rein juristische Begriffe. Und die baut man dann, wenn man schnell spricht, (...) sie besser assoziieren kann, die baut man dann ein. Und daraus entwickelt sich eine Sprache, (leichtes Lachen) die geht dann manchmal in andere Bereiche über (Ma 14, 17ff.).

In dieser Gruppe der StudentInnen fühlt sich Marek aufgrund des geteilten Interesses sehr wohl: „Die Polen, die hier hingehen, interessieren sich schon für Deutschland, in Frankfurt/Oder. Die DEUTSCHEN, die an der Uni sind, die, finde ich, suchen auch etwas den Bezug zu Polen und da fühlt man sich sehr wohl“ (Ma 5, 7ff.). Da diese Gruppe der StudentInnen großes Interesse an beiden Kulturen hat, ist die Mischsprache „Viadrinisch“ geradezu ein äußeres Identitätsmerkmal seiner gefühlten Zugehörigkeit. Vorurteile existieren „vielleicht nicht unter den Intellektuellen, das ist immer was ganz anderes. Die beurteilen die Menschen ganz anders“ (Ma, 6, 29f.). Aber auch in dieser sozialen Gruppe gibt es Personen, die Vorurteilen anhängen:

Ich kann auch sagen, dass die Leute, die dort angefangen haben, Jura oder Rechtswissenschaften zu studieren, dass die nicht unbedingt (...) dann SOFORT ein anderes Bild von Deutschland haben. Es gibt hier Leute, die nutzen die Möglichkeit, an einer deutschen Uni zu studieren, die deutsche Sprache zu erlernen, aber dass sich ihr Bild, was sie von dem Land haben und den Leuten gar nicht ändert - einfach nur die Möglichkeit nutzen und dann wieder zurück nach Polen kommen, (...) das existiert auch (Ma 8, 25ff.).

Die Position des Distanzierten Marginal Man zeigt sich bei Marek in der massiven Ablehnung von Vorurteilen und in dem Unverständnis für vorurteilbehaftete Personen im Allgemeinen und von StudentInnen im Besonderen, da er von ihnen eine kritischere Haltung erwartet. Die alternative Verhaltensweise in seinem Fall kristallisiert sich als Gegensatz zu den Personen heraus, von denen er sich abgrenzt: Mit einer offenen Haltung, Interesse für Fremdes und einer kritischen und reflektierenden Einstellung in Bezug auf Informationen über andere Länder sieht er sich auf dem einzig richtigen Weg.

Ihm fällt bei der Bewertung anderer Personen jedoch nicht auf, dass er sich zwar von denjenigen abgrenzt, die an Stereotypen und Vorurteilen festhalten, aber durch diese Abwertung selbst intolerant handelt. Marek brüstet sich damit, die deutsche Kultur besser zu kennen und zu verstehen als andere, bringt aber absolut kein Verständnis für diejenigen auf, die nicht über diese Kenntnisse und Erkenntnisse verfügen und auf Informationen anderer – auch wenn sie vielleicht nicht immer ganz der Realität entsprechen – angewiesen sind. Dieser Widerspruch, der von ihm nicht erkannt wird, ist neben der strikten Abgrenzung von sozialen Gruppen ein wesentliches Merkmal dieses Typus, das auch bei Paul und Pédro zum Vorschein kam.

Die Besonderheit des Falls Marek liegt in der Motivation des Studenten, diese Abgrenzungslinien, die er in Folge seiner Selbstpositionierung zieht, wieder zu lockern oder gar aufzulösen: Er versucht dies durch die Weitergabe seiner kulturellen Erfahrung in Gesprächen an diejenigen, die (immer noch) auf Grundlage von Stereotypen und Vorurteilen werten. Er möchte sich nicht damit zufrieden geben, dass es Vorurteile gibt und diese als Stereotypen sehr lange Zeit überdauern können. Er versucht selbst alles in seiner Möglichkeit stehende zu tun, um wenigstens bei den Personen, die er gut kennt, auf Vorurteile hinzuweisen und sie somit evtl. auch zu beseitigen. Wenn ihm tatsächlich letzteres vielfach gelingt,

erübrigt sich für ihn auch seine (quer-kulturelle) Abgrenzung, wodurch er auch nicht mehr den Typus des Alternative Man charakterisieren würde.

Zusammenfassung

Alle drei hier vorgestellten Männer, die den Typus des Distanzierten Marginal Man in unterschiedlicher Ausprägung charakterisieren, positionieren sich in einer Sonderposition mit Hilfe starker Kritik am Verhalten anderer. Es fällt ihnen offenbar schwer zu benennen, was genau ihnen selbst wichtig ist, da sie stets den Vergleich zu anderen zur Eigendarstellung benötigen. Sie erläutern mit ihrer Abgrenzung die Beziehung zu einer sozialen Gruppe, denen sie sich nicht zugehörig fühlen (Expats, Vereinsmeier, Menschen, die nach kapitalistischen Werten leben oder mit Vorurteilen ihre Welt betrachten). Allein Marek verdeutlicht zusätzlich, zu welcher Gruppe er sich hingezogen fühlt, nämlich zum Kreis seiner Kommilitonen, deutscher und polnischer Herkunft, die möglichst unvoreingenommen fremden Menschen und Kulturen gegenüber stehen.

Obwohl die Vertreter dieses Typus eine gesellschaftliche Sonderposition einnehmen (wollen), leiden sie aber nicht darunter wie VertreterInnen des Problematisierenden Marginal Man – selbst Pédro leidet trotz seiner ständigen Auseinandersetzung mit der Polizei nicht. Allerdings ist bei den vorgestellten Repräsentanten eine Abstufung der Abgrenzung deutlich erkennbar. Pédro grenzt sich am umfangreichsten ab, seine Abneigung richtet sich auf die gesamten westlichen Werte, die entsprechend auch sein gesamtes Leben betreffen. Er stellt u.a. daher auch den Idealtypus des Distanzierten Marginal Man dar. Pauls Abgrenzungen zeigen sich hingegen nur in seinem Freizeitverhalten in Deutschland und im Ausland. Die Sonderstellung des Logistikexperten betrifft daher nur einen Ausschnitt seines Lebens. Noch geringer ist der Umfang der Abgrenzung bei Marek. Seine Distanzhaltung ist zwar ebenfalls stark emotional aufgeladen, jedoch wird er nicht täglich auf Personen stoßen, die Vorurteilen anhängen, vor allem weil er sich bevorzugt in den Kreisen seiner Kommilitonen aufhält und diese laut seinen Aussagen auch eher kritisch, wie er es sich wünscht, sind. Pédro und Paul hingegen sehen sich nahezu täglich mit den Personen konfrontiert, von denen sie sich distanzieren.

Diese neuen Grenzen, die durch Distanz, Abwehr und Kritik gezogen werden, verlaufen bei diesem Typus nicht entlang der nationalkulturellen Grenzen, sondern quer zu ihnen. Es sind Grenzen, die durch Auslandserfahrung meist erst sichtbar und der Person selbst bewusst werden, nicht aber gegen die Kultur des Gastlandes gerichtet sind.

Eine weitere Auffälligkeit beim Typus des Distanzierten Marginal Man ist die deutliche Ambivalenz zwischen den Aussagen und dem tatsächlichen Verhalten der Interviewpartner. Sie möchten sich von der betreffenden Personengruppe distanzieren und erläutern dies auch wortgewandt und mit Nachdruck im Gespräch, zeigen aber durch weitere Erzählungen, dass sich ihr tatsächliches Verhalten gar nicht so stark vom Verhalten dieser Personen unterscheidet wie sie es selbst sehen oder gern hätten. Dies kann mit der großen Nähe und Ähnlichkeit zu diesen Menschen begründet werden (vgl. auch Analyse Paul). Zudem sind sie unbestreitbar ein Teil dieser Gruppe. Somit können sie sich zwar an den Rand, aber nicht außerhalb ihrer stellen.

4.3.4 Der Kosmopolit

Wie im Kapitel „2.2.2 Der Kosmopolit“ detailliert beschrieben, gibt es unterschiedliche Standpunkte zur Frage, welche Personen unter welchen Bedingungen eine kosmopolitische Haltung und ein kosmopolitisches Verhalten aufweisen. Um für die weiteren Überlegungen und der Darstellung des Typus des Kosmopoliten eine eindeutige Definition verwenden zu können, übernehme ich Inhalte der theoretischen Diskussion, die sich in *allen* theoretischen Beiträgen wiederfinden und ergänze sie mit Aspekten, die das empirische Material hervor gebracht hat.

Ein Kosmopolit ist vor allem durch Wissen und Vertrautheit mit anderen Kulturen gekennzeichnet, welches er durch eine offene Einstellung schrittweise kumuliert hat. Diese Eigenschaften bringen in unterschiedlichen Formen nahezu alle Befragten der vorliegenden Studie mit. Auf diese Weise lässt sich noch keine genaue Aussage über kosmopolitisches Verhalten treffen. Daher wird eine enger gefasste Definition eines Kosmopoliten verwendet, wobei sich ein Kosmopolit zusätzlich dadurch auszeichnet, dass er sich mit einer unerschütterlichen Gelassenheit in und zwischen zwei oder mehreren Kulturen bewegt und nicht mit

der anderen Kultur „verhandelt“, sie auch nicht kritisiert, sondern sie so wie sie ist als „package deal“ akzeptiert (Hannerz 1990, 240).

Des Weiteren fällt einem Kosmopoliten der Wechsel von einem kulturellen Zusammenhang in einen anderen nicht schwer, da die Verständigung mühelos gelingt und mögliche kulturelle Differenzen als gegeben hingenommen werden. „Shifting“ und „passing“ (Stonequist 1961), sind Begriffe, die diesen Wechsel veranschaulichen. Dieser ist gegeben, wenn eine Person von einer Sprache in eine andere, von einem Set von Verhaltensweisen, Einstellungen und Werten zu einem anderen wechselt. Das Individuum besitzt zudem die Fähigkeit, gedanklich soziale Rollen der anderen Kultur zu übernehmen und somit das Leben mit seinen Problemstellungen von einem anderen, grundsätzlich unterschiedlichen Standpunkt zu betrachten (ebd. 179). Dies könnte auch als „mentales shifting“ bezeichnet werden, ich spreche jedoch im weiteren Text lediglich von einer kulturellen Rollenübernahme.

Kosmopoliten haben eine gelassene Haltung entwickelt, so dass selbst auftretende Schwierigkeiten nicht dramatisiert werden. Sie fühlen sich trotz erkannter kultureller Unterschiede, Werte und Normen sowohl mit den Menschen des Heimatlandes als auch den Menschen im Gastland verbunden. Durch diese Übereinstimmungen mit anderen und den daraus erworbenen Zusammengehörigkeitsgefühlen repräsentiert der Kosmopolit auch den Idealtypus kollektiver Identität (Hondrich 2001, 112).

Der Einfachheit halber bezeichne ich diese hier vorgestellte Definition des Kosmopoliten als den „wahren Kosmopoliten“ und bezeichne alle ähnlichen Formen als „Scheinkosmopoliten“, auf die ich am Ende dieses Kapitels noch einmal zurück komme. „Wahre Kosmopoliten“ charakterisieren in idealtypischer Form den hier vorliegenden Typus.

Marek

Marek wurde bereits als ein Beispiel für den Typus des Distanzierten Marginal Man herangezogen. Er verkörpert zudem – wie im Folgenden gezeigt wird – den Typus des Kosmopoliten, und zwar in idealtypischer Weise. Zwei weitere Fälle werden Ansätze und Facetten dieses Typus beleuchten.

Marek studiert an der deutschen Uni in Frankfurt/Oder und hat bereits während seiner früheren Aufenthalte als Kind eines polnischen Journalisten in Berlin viel Auslandserfahrung gesammelt. Diese Erlebnisse, die teilweise für ihn sehr schmerzhaft waren, haben ihn motiviert, die deutsche Sprache so gut zu lernen, dass er später nicht mehr ein Außenstehender, ein Fremder oder „der Pole“ ist, sondern dazu gehört. Das ist ihm eindeutig gelungen, denn weder durch sein Aussehen, noch durch seine Sprache – er spricht akzentfrei Deutsch – ist er zum Interviewzeitpunkt von Deutschen zu unterscheiden. Er besitzt somit im Sinne Stonequists auch die allgemeinen physischen und sozialen Eigenschaften der dominanten Gruppe (Stonequist 1961, 184), mit denen es ihm sehr leicht fällt, zwischen den beiden nationalkulturellen Zusammenhängen hin und her zu wechseln. Dadurch repräsentiert Marek den Typus des Kosmopoliten in idealtypischer Weise.

Anhand seiner Kindheitserfahrungen in Deutschland kann nachvollzogen werden wie er die heutige transnationale Selbstpositionierung erreichte: Im Alter von sieben Jahren zieht Marek aufgrund der journalistischen Tätigkeit seines Vaters von Warschau nach Berlin und verbringt dort, mit kleineren Unterbrechungen in den Ferien, weitere sieben Jahre. Er besucht sowohl die deutsche als auch die polnische Schule. Im Kreis der deutschen Schüler fiel er als Pole auf, was ihm damals sehr unangenehm war:

Ich wurde auch nie schlecht aufgenommen in Deutschland, (...) aber es ist eine Schule fürs ganze Leben: man ist immer der Außenseiter: wenn man nach Deutschland kommt als Pole, (...) Und wenn man dann zurückkommt, dann wird man als der Deutsche in Polen angesehen (Ma 5, 18ff.).

Sein Wunsch dazuzugehören war sehr groß, doch anfangs wurde sein Anderssein immer wieder betont, selbst in das Bild eines „typischen“ Polens, welches die deutschen Schüler hatten, schien er nicht zu passen, denn sie gaben ihm zu verstehen: „Du bist nicht so wie die anderen Polen!“ (Ma 7, 9). Seine Erkenntnis, „Man muss sich durchsetzen, muss immer besser sein als die Deutschen“ spiegelt sich in seinen späteren Beobachtungen seiner polnischen Kommilitonen an der deutschen Universität wider:

Im Studium (...) also ich denke, die Polen, die hier hingehen, interessieren sich schon für Deutschland, in Frankfurt/Oder. Sie möchten die deutsche Sprache besser können, als die Leute, die hier Deutsch lernen in Polen, sie müssen schon etwas besser sein, um an der deutschen Uni studieren zu können ... und die streben es

eher an, NOCH besser Deutsch zu sprechen, NOCH besser Deutschland kennen zu lernen (Ma 5, 28ff.).

Obwohl er es nicht explizit ausführt, scheint ihm seine Außenseiterposition in der deutschen Schule den größten Motivationsschub zum Erlernen der deutschen Sprache gegeben zu haben, im gleichen Maße wie es seinen polnischen Kommilitonen während ihres Studiums ergangen ist.

Heute ist Marek unter deutschen Kommilitonen nicht mehr als Pole erkennbar. Erst wenn im Gespräch seine Herkunft zur Sprache kommt, wird er als Pole erkannt, jedoch mit einer Verwunderung der Deutschen, denn Aussagen wie „Für einen Polen sprichst Du aber sehr gut Deutsch“ (5, 43f.) zeigen wie gut „getarnt“ er sich in Deutschland bewegen kann, ohne seine wahre Herkunft erkennen zu lassen.

Marek verkörpert das Prinzip des „shiftings“ auf unbegrenzte Dauer, da sein Leben sich nicht nur in der Kindheit, sondern auch zur Interviewzeit im aktuellen Studium in Deutschland stets in zwei nationalkulturellen Zusammenhängen bewegt. Wohnte er zu Beginn des Studiums noch auf der polnischen Seite der Oder, so zog er einige Monate vor dem Interview auf die deutsche Seite. Seine Beziehung zu einer deutschen Kommilitonin und der Berufswunsch, für eine Zweigstelle einer deutschen Anwaltskanzlei in Warschau zu arbeiten, zementiert geradezu seine transnationale Orientierung auch für die Zukunft.

Die ursprüngliche Erfahrung der Marginalität in der deutschen Schule führte durch die eigene Entwicklung schlussendlich zur Möglichkeit des absolut problemlosen Hin- und Herwechsels zwischen beiden Kulturen ohne jegliche persönliche Abwehr. Somit kann mit Stonequist festgehalten werden, dass „passing“ eine überwiegend bewusste und überlegte Verhaltensweise darstellt. Stonequist grenzt hiervon Assimilierung ab, die er als eher unbewussten Prozess betrachtet, bei dem der vorherige soziale Hintergrund langsam verschwindet (Stonequist 1961, 193f.). Bei Marek kann der soziale Hintergrund unmöglich verblassen, weil er nicht auf Dauer nach Deutschland übergesiedelt ist und dies auch nicht plant. Daher ist davon auszugehen, dass in seinem Falle der Prozess des „shiftings“ weiter anhalten wird.

Eine Doppelverwurzelung oder etwas abgeschwächt eine duale Identität kann durchaus – wie im Falle Marek zu sehen ist – zu einer kulturellen Bereicherung

beitragen. McFee (1968) nennt diese Personen in Abgrenzung zum Marginal Man den „150% Man“. Die Bedingungen des hier als „wahrer Kosmopolit“ bezeichneten Typus erfüllt Marek durch:

- eine offene Einstellung fremden Menschen und Kulturen gegenüber, welches zu Wissen und Vertrautheit in fremdkulturellen Zusammenhängen führt
- eine eindeutige gefühlte Zugehörigkeit sowohl zum Heimatland als auch zum Gastland
- bewusste Auseinandersetzung mit der Erfahrung der Fremdheit und Motivation zum Perfektionieren der Fremdsprache
- problemloses „shifting“ mit Hilfe von:
 - perfekter Fremdsprachenkenntnisse
 - nicht vorhandenen physischen Merkmalen, die ihn als Fremden zu erkennen geben würden
 - Verhaltensweisen, die in beiden fremdkulturellen Zusammenhängen akzeptiert werden
 - guter Integration (Kontakt zu KommilitonInnen der Gastkultur, Freundin aus dem Gastland)

Die beiden nachfolgenden Beispiele sollen verdeutlichen, dass Ansätze des „wahren Kosmopoliten“ und hier vor allem des Prinzip des „shiftings“ auch bei anderen InterviewpartnerInnen zu finden ist, die aber nicht in dem Ausmaß dem Idealtypus des Kosmopoliten entsprechen wie der Fall Marek.

Paul

Paul setzt sich sehr intensiv mit der fremden Kultur auseinander, was ihm einerseits das Gefühl gibt, „mittendrin“ (Pa 12, 22) zu sein, aber auf diese Weise andererseits auch auf Grenzen der kulturellen Übernahme stößt, die ihn wieder Abstand einnehmen lassen. Daher kann Paul wie nachfolgend auch Pierre nur als weiteres Beispiel für ein intensives Einfühlen in fremdkulturelle Zusammenhänge gesehen werden und entspricht nur in Ansätzen dem Typus des (wahren) Kosmopoliten, denn der charakteristische problemlose Wechsel zwischen den Kulturen ist ihnen nur bedingt möglich.

Paul ist gegenüber seinen lokalen Mitarbeitern und Kollegen in Afrika sehr aufgeschlossen und nimmt auch einige kulturelle Verhaltensweisen an: „Ich hab nach einiger Zeit auch das Besteck weg gelegt und hab wie alle anderen auch nur

mit den Händen, nur mit den Fingern gegessen“ (Pa 11, 41f.). Seinen Zugang zur Gastkultur erreicht er einerseits durch Interesse und Offenheit, zum anderen aber auch durch die beruflichen Rahmenbedingungen, die ihn quasi dazu „zwingen“, als einziger Europäer mit Einheimischen zu arbeiten. Die Abgeschiedenheit des Einsatzortes und die fehlenden Möglichkeiten, auswärts essen zu gehen, führen zu gemeinsamen Mahlzeiten im Büro:

Unser Büro war ein bisschen außerhalb Nairobis, im Industriegebiet. Und es war schon schwierig, da ein Mittagessen oder sonst was ran zu bekommen. Und ich hab einfach auch vom ersten Tag an mit allen meinen Kollegen da ... einfach den Schreibtisch frei geräumt, und dann gab's ´ne Suppe oder es gab ´ne Mehlpampe, und mal gab's Gemüse, mal gab's Huhn, mal gab's irgendwas Undefinierbares, aber jeder hat's gegessen (Pa 11, 34ff.).

Wie gesagt, die lokalen Reisgerichte, Reisbreiengerichte, die kann ich vertilgen, genauso ist es bei indischen Gerichten, genauso habe ich schon miterlebt, wie zeremoniell ´ne Ziege geschlachtet und zubereitet wird (Pa 12, 15f.).

So kommt Paul schnell mit lokalen Gerichten in Berührung und erfährt viel über die Kultur und speziellen Stammesrituale im Gespräch mit seinen Kollegen und durch private Einladungen zu kulturellen Festen. Neben der Vorliebe für schwarzen Kaffee, die er selbst gegen die dort vorherrschenden Regelungen beibehalten hat:

Hab mich beharrlich geweigert Kaffee mit Milch und Zucker zu trinken, weil das ist dort so Usus, die kochen überwiegend Tee in ´nem Pott, da ist direkt schon Milch und Zucker drin und kochen das Zeug hart, und trinken das dann auch so, und das schmeckt denen. Die stehen off de Milch, die stehen off den süßen Zucker (Pa 12, 1ff.),

stößt Paul klar an kulturelle Elemente, die er absolut nicht akzeptiert und sich daher auch von einer zu engen Berührung mit diesen Ritualen fern hält:

Ich würde mich natürlich weigern, bei so ´nem Beschneidungstreffen dabei zu sein, obwohl ich das im Umfeld auch miterlebt hab, insbesondere bei den Massai. Ich weiß, um was es da geht (Pa 12, 19f.).

Zusammenfassend stellt Paul mit Einschränkungen fest: „aber ich war ansonsten mehr oder weniger einer von ihnen, ohne groß aufzufallen“ (Pa, 12, 7). „Ohne groß aufzufallen“ zeigt Parallelen zum problemlosen „shifting“ von Marek auf. Für einen Europäer in einem afrikanischen Land unter lokalen Mitarbeitern „nicht groß aufzufallen“, ist sicherlich eine beachtliche Integrationsleistung, da die kulturellen Unterschiede hier viel größer sind als zwischen Deutschland und Polen bei Marek. Auch macht die Vielfalt der afrikanischen Sprachen das Erlernen einer

einzigsten lokalen Sprache bei ständiger Versetzung auf dem afrikanischen Kontinent wenig Sinn. Paul hat sich mit Französisch, Englisch und Portugiesisch in den meisten afrikanischen Ländern gut zurechtgefunden und verfügt mittlerweile auch über Basiskenntnisse von Suaheli (Pa Aufz.).

Neben seiner weit reichenden Integrationsleistung übernimmt er im Interview auch die Sichtweise der aufnehmenden Kultur, welches ein sehr wichtiges Element des wahren Kosmopoliten darstellt. Diese kulturelle Rollenübernahme entfiel weitgehend bei Marek, da die kulturellen Unterschiede sehr gering sind und von ihm überhaupt nicht als solche wahrgenommen wurden. Paul sieht sich selbst als Gast in einem fremdkulturellen Zusammenhang und möchte daher auch ein gern gesehener Gast sein. Um dies zu erreichen, denkt und fühlt er sich in die Rolle eines Gastgebers hinein und nimmt in diesem Fall einen Rollentausch vor.

Jemand, der bei uns Gast ist und als Gast natürlich gewisse Rechte hat und in Anspruch nimmt, der es uns dann mit ein bisschen Offenheit und ein bisschen Respekt gegenüber einfach macht, eh, unsere Gastgeberrolle zu spielen, der ist doch willkommen! Und da glaub ich, möchte ich gerne Gastgeber sein, und ich möchte auch immer einer DER Gäste sein, die man gerne wieder einlädt, net nur so pro forma, sondern wo man ruhig sagt, Mensch, da denkste, man bleibt auch länger (Pa 12, 35ff.).

Offenheit ist für ihn hierbei eine zentrale Bedingung:

Und ich glaub, uns geht's doch genauso, wenn wir irgend jemand treffen, den wir nicht kennen, wenn irgend jemand in die Gruppe, in die Gesellschaft, in die Familie kommt, sind wir doch auch zunächst angetan, wenn wir erst mal wissen, wo kommt denn die Person her, und warum kommt die Person her, um was geht's denn hier? (Pa 12, 28ff.).

Zudem erscheinen ihm in einer kulturellen Begegnung gewisse Gesprächsinhalte passender als andere Beiträge, und er hat eine genaue Vorstellung, wie er sich als ein angenehmer Gast verhalten kann: „Ich glaube mir beibehalten zu haben, dass ich weiß, wann ich die Klappe zu halten hab´ oder auch manchmal irgendwas zu sagen hab“ (Pa 12, 26f.).

Die Unterschiede zu Marek sind oftmals nur minimal und hauptsächlich dem großen kulturellen Unterschied zwischen Herkunfts- und Gastland im Falle Pauls geschuldet. Die größte Differenz beider Interviewpartner liegt hingegen in der gefühlten sozialen und kulturellen Position. Zwar bewegen sich beide nahezu mühelos in beiden kulturellen Zusammenhängen, jedoch mit unterschiedlichen Gefühlen. Während es für Marek geradezu natürlich geworden ist, sich in beiden

sozialen Welten zu bewegen, muss Paul trotz gutem Willen und großer Offenheit feststellen: „*Mittendrin* heißt net immer wohl fühlen“ (Pa 12, 22).

Pierre

Der Fall Paul wies viele Gemeinsamkeiten, aber auch deutliche Unterschiede zum Idealtypus des Kosmopoliten auf. Noch mehr kontrastierende Aspekte lassen sich anhand der Erlebnisse und Berichte des 61 jährigen, französischen Geschäftsmanns Pierre darlegen. Denn er ist vor allem ein Beispiel zur Darstellung und Entwicklung der fremdkulturellen Rollenübernahme, welches ein Element des „shiftings“ und somit ein zentrales Merkmal des Kosmopoliten darstellt. Die Rollenübernahme gelingt Pierre durch eine bewusste Auseinandersetzung mit den Verhaltensweisen der Menschen, mit denen er beruflich zusammen arbeitete, und den Medienberichten über transnationale Firmenübernahmen.

Der Geschäftsmann bringt ein in der Kindheit gewachsenes großes Interesse für fremde Länder mit und konnte sowohl seine berufliche Tätigkeit als auch seine Urlaubstage so einrichten, dass er viel Zeit – bis zu mehreren Jahren am Stück – im Ausland verbrachte. Machte er in den ersten Jahren seiner Auslandstätigkeit noch Unterscheidungen zwischen Ländern, die für ihn eine Reise wert waren und solchen, denen er lieber fern bleiben wollte, so habe er dies später relativiert:

Ich hatte vielleicht gewisse (...)Vorurteile für eh, gewisse lateinische Länder, ... was ich heute nicht mehr habe, (...) denn ich habe die Leute nicht gut genug gekannt. Heute, würde ich sagen, finde ich es sehr angenehm, in Italien zu reisen und habe auch viel Interesse an Italien, was ich wahrscheinlich - oder Spanien oder Portugal oder so - was ich vorher wahrscheinlich nicht hatte (Pi 4, 31ff.).

Er erkennt, dass er seine früheren Urteile durch Erfahrung relativiert und sich dadurch erste negative Ansichten verringern, aber sich auch zuvor positive Eindrücke abschwächen können:

Und dann hab ich Kontakte gehabt und dann am Schluss sagte man ja, übrigens ... die sind überhaupt nicht so schlecht zuerst (Lacht) Ne? Die haben aber eine ganz andere Lebensart. (begeistert) Das ist aber positiv! Also ehm, ... jeder, glaube ich, hat sicher gewisse Vorurteile für alles und die gehen dann weg mit der Zeit. Sie können aber auch positive erste Eindrücke sein, wo sich dann korrigieren mit der Zeit. Zum Beispiel, ich war ein Fanatiker von den USA, von den Amerikanern und so. (...) Und heute würde ich sagen, bin ich sehr kritisch geworden, erstens sind die Beziehungen nicht mehr. Ich habe mit den Amerikanern gearbeitet, gesehen, dass viel geredet wird und wenig gemacht, oder? Ja, das stimmt jetzt auch nicht, aber es ist übertrieben, aber das ist bei weitem nicht so gut ist wie sie es sagen, ja? (Pi, 5, 3ff.).

Die bewusste Reflexion seiner eigenen Urteile über fremde Menschen und Kulturen ist der erste Schritt zur kosmopolitischen Haltung.

Der berufliche Aufenthalt in China bereitete ihm ein weiteres Schlüsselerlebnis. So agierte Pierre während seiner mehrjährigen Delegation für eine europäische Firma als Vorgesetzter von chinesischen MitarbeiterInnen. In seiner Tätigkeit sah er sich ständig dem Phänomen ausgesetzt, dass er als Europäer von den Chinesen nicht als Chef akzeptiert wurde, so dass es ihm nur schwer möglich war, die Arbeitsaufgaben, die ihm von der europäischen Konzernzentrale aufgetragen wurden, in der vorgegebenen Zeit durchzuführen. Jeden Tag hatte er den Balanceakt neu zu vollziehen, auf der einen Seite trotz Widerstand seinen chinesischen MitarbeiterInnen Aufgaben zu delegieren und auf der anderen Seite Verständnis für Schwierigkeiten und Verzögerungen bei den europäischen Chefs zu erlangen.

Dies ist eine klassische Erfahrung der Zwischenposition des Marginal Man. Aufgrund von intensiver Reflexion und weiterer Aufenthalte in verschiedenen Ländern verfestigte sich diese Positionierung jedoch nicht, hingegen kann Pierre dies heute ganz nüchtern betrachten und begründen:

Dann (...) darf man da historisch nicht vergessen, dass ein Chinese sich immer von einer großen Kultur befindet und dass er überhaupt die europäische Kultur nicht schätzt (...) Ein Chinese ist überzeugt, dass er besser ist (Pi 7, 16ff.).

In Medienberichten über den Verlauf von großen internationalen Firmenübernahmen sieht er erklärende Parallelen zu seinem persönlichen Erlebnis in China. Pierre verdeutlicht mit einem ersten Beispiel, dass Vorgesetzte mit einem fremdkulturellen Hintergrund – wie er in China – nur sehr schwer ihre Aufgabe erfüllen können: „Daimler-Benz hat ja Chrysler übernommen, Chrysler (...) ist eine schlechte finanzielle Situation, also die waren nicht in einer starken Position. Und trotzdem – die deutschen Chefs wurden nie akzeptiert“ (Pi 10, 25ff.).

Peugeot erging es seinen Beobachtungen zufolge ähnlich wie Daimler-Benz: Nachdem die französische Automobilfirma einen großen Aktienanteil von Chrysler kaufte, gab es viele Entlassungen und große Unruhe. Als das Geschäft der Franzosen wieder gut florierte, verkaufte Peugeot die amerikanischen Aktienanteile, „zum Glück“, meint Pierre, denn sonst „wären sie wahrscheinlich in der gleichen schlechten Situation gewesen wie Daimler-Benz heute, (...) denn

sie konnten sich mit ihrer europäischen Struktur bei den Amerikanern nicht durchsetzen" (Pi 10, 30ff.). Ein weiteres Beispiel seien die Aktivitäten von BMW. Das bayerische Motorenwerk habe den englischen Konzern Rover auch nicht ohne Komplikationen übernommen: „Ein Engländer hat heute immer noch ´s Gefühl, dass er den Krieg gewonnen hat, (...) er sagt ´s nicht, aber irgendwo hat er ´s noch im Kopf. (...) Am Schluss ist es wieder verkauft worden" (Pi 10, 39ff.).

Pierre denkt sich in die Situation der betreffenden Führungspersonen hinein und fühlt mit ihnen, wenn es zu Schwierigkeiten aufgrund von stark differierenden firmen- und nationalkulturellen Auffassungen kommt. Durch diese gedankliche Rollenübernahme stellt er seine eigenen Erlebnisse in einen größeren globalen Zusammenhang und schlussfolgert daraus: „Jede Kultur stuft sich ein" (Pi 10, 21). Keine Kultur könne sich neutral gegenüber einer fremden Kultur verhalten. Er spitzt diese Erkenntnis noch weiter zu, in dem er zukünftig große Konfrontationen in internationalen Arbeitsverhältnissen sieht: „Arbeitsbeziehungen sind hart geworden und werden härter, immer härter, wenn ein Ausländer die Verantwortung hat, etwas durchzusetzen mit lokalen Leuten, das wird schwierig und wird wahrscheinlich immer noch schwieriger, denn sie sind ein Konkurrent" (Pi 10, 1ff.).

Diese Aufdeckung der kulturellen bzw. sozialen Gesetzmäßigkeiten und die Erkenntnis, dass es nicht an seinem eigenen (Fehl-)Verhalten gelegen hat, dass es in China zu Schwierigkeiten kam, lässt ihn recht gelassen an weitere Aufgaben im Ausland heran gehen. Zudem haben Interesse, Neugier und intensive Reflexion der eigenen Erfahrungen bei Pierre mehr Verständnis für kulturelle Schwierigkeiten hervor gebracht, frühere Vorurteile wurden abgebaut und erste Urteile in späteren Jahren relativiert. Dennoch sind ihm die trennenden Faktoren der Kulturen durch die gegebenen sozialen Gesetzmäßigkeiten, der Präferenz für das eigene (Hondrich 1999) und den je nach Land erheblichen kulturellen Unterschiede sehr bewusst.

Die trennenden Linien der Kulturen bleiben daher trotz Annäherung bestehen. Ein vorbehaltfreies „shifting“ wie im Falle Marek ist hier nur zum Teil vorhanden und wäre sicherlich auch mit wesentlich größerer Anstrengung verbunden, da Pierre sich nicht nur zwischen zwei Kulturen bewegt (wie Marek), sondern weltweit beruflich und privat unterwegs ist. Stattdessen konnte aber die fremdkulturelle

Rollenübernahme und die daraus gewonnenen Einsichten bei Pierre gut nachvollzogen werden, die ihn zu einer nicht kritiklosen, aber recht positiven Haltung Fremdheit und fremdkulturellen Zusammenhängen gegenüber führen, welches neben dem vorbehaltlosen „shifting“ ein bedeutendes Merkmal des Kosmopoliten darstellt.

Zusammenfassung des Typus „Der Kosmopolit“

Personen in dieser vorgestellten engen Definition des wahren Kosmopoliten mit den Eigenschaften und Besonderheiten:

- Offenheit, Neugier
- Wissen und Vertrautheit mit anderen Kulturen
- Akzeptanz kultureller Unterschiede und Schwierigkeiten („package deal“)
- Möglichkeit des „shiftings“
- Kulturelle Rollenübernahme
- Wohlfühlen im Herkunfts- und Gastland

sind in der vorliegenden Studie nur wenige zu finden, hingegen ist bei allen InterviewpartnerInnen, auch bei denen, die sich in einer als problematisch empfundenen Randposition befinden, eine mehr oder weniger offene Haltung der fremden Kultur und Gesellschaft gegenüber zu erkennen. Die Grundvoraussetzungen für eine kulturelle Annäherung durch einen Arbeitsaufenthalt im Ausland sind zwar gegeben. Einige bleiben aber dennoch weiterhin herkunftsgebunden, andere entwickeln eine „scheinbare“, aber nur wenige eine „wahre“ kosmopolitische Selbstpositionierung in ihrer Transnationalität. Bei „wahren Kosmopoliten“ ist die gefühlte Zugehörigkeit nicht auf ein Land beschränkt, wie es bei den später noch genauer zu erläuternden Typen des „Transnational Local“ und des „Integrierten“ der Fall ist, sondern umfasst beide/alle betroffenen Länder.

Scheinkosmopoliten weisen Ansätze der Eigenschaften des wahren Kosmopoliten auf:

- Wissen und Vertrautheit mit anderen Kulturen
- Offenheit, Neugier,
- z.T. „shifting“,

⇔ Sie unterscheiden sich jedoch vom wahren Kosmopoliten durch:

- eine kritische Haltung gegenüber differierender Wertvorstellungen
- das Fehlen des „package deal“, teilweise sogar absichtliches Vermeiden von zuviel Integration, bzw. bewusstes Abgrenzen von bestimmten sozialen Gruppen

Scheinkosmopoliten sind vor allem im Typus des „Idealisierenden Marginal Man“ und im Typus des „Distanzierten Marginal Man“ zu finden. Der Aspekt des Wohlfühlens, bzw. der kritiklosen Akzeptanz des „wahren Kosmopoliten“, separiert ihn von anderen „Scheinkosmopoliten“. Denn diese TransmigrantInnen gehen mit einer sehr offenen Haltung ins Ausland, können sich auch in diesen fremdkulturellen Zusammenhängen gut zurechtfinden. Der große und bedeutende Unterschied zu den „wahren Kosmopoliten“ zeigt sich in einer kritischeren Haltung gegenüber differierender Wertvorstellungen und einem absichtlichen Vermeiden einer weitgehenden Integration. Die Wahrung der erlangten Zwischenposition im Falle des Idealisierenden Marginal Man verhindert ein reibungsloses „shifting“. Sie wechseln zwar für Außenstehende scheinbar problemlos hin und her, haben aber eine distanziertere (kulturelle) Haltung und Personen des Typus Distanzierter Marginal Man weisen eine starke Tendenz zu Abgrenzungsverhalten auf, die in diesem Ausmaß nicht beim „wahren Kosmopoliten“ zu finden ist.

Es kann zudem festgestellt werden, dass sich zum „wahren Kosmopoliten“ nach meiner Definition nur Personen entwickelt haben, die Tätigkeiten im Ausland ausüben, für die sie höhere berufliche Qualifikationen vorweisen müssen. Selbst „Scheinkosmopoliten“ in der Position des Idealisierenden Marginal Man sind ausschließlich Personen, die ihre höheren beruflichen Qualifikationen auch im Ausland anwenden.

Somit könnten die Annahmen von Friedmann (1997) und Hannerz (1990) bestätigt werden, dass es einer gewissen Intelligenz bedürfe, bzw. die Zugehörigkeit zu bestimmten, gehobenen Berufskulturen die Voraussetzungen für einen Kosmopoliten bilden. Dies kann jedoch nur zum Teil bestätigt werden, denn die Aussagen der InterviewpartnerInnen zeichnen ein viel differenzierteres Bild: Nicht der Grad der Bildung oder die eigene persönliche Berufsqualifikation ist

ausschlaggebend, sondern die tatsächliche ausgeführte Tätigkeit. Die meisten interviewten TransmigrantInnen bringen eine Berufsqualifikation mit, die sie zu mehr als nur Aushilfstätigkeiten befähigen, die aber dennoch im Ausland im Verborgenen bleiben (vgl. auch Kap. „4.4.3 Berufliche Qualifikation“). Somit kann die These von Friedman und Hannerz, dass sich Kosmopoliten ausschließlich aus intelligenten Personen und bestimmten Berufsgruppen rekrutieren, nicht bestätigt, aber auch nicht widerlegt werden. Vielmehr muss sie auf Grundlage des vorliegenden Materials wie folgt verändert werden:

Zu „**wahren Kosmopoliten**“ entwickeln sich nur Personen, die
über **hohe berufliche Qualifikationen** verfügen
und sie auch in ihrer Tätigkeit **im Ausland anwenden** können.

Aufgrund der guten Bezahlung können sich hochqualifizierte TransmigrantInnen einen sorgenfreien und gehobenen Lebensstandard erlauben und genießen im beruflichen, aber auch privaten Umfeld eine gewisse Grundakzeptanz. Somit sind Sorgen der Finanzierung und der sozialen Anerkennung zunächst einmal ausgeschlossen. Problematisch können sich nur noch kulturelle Differenzen und Schwierigkeiten erweisen, die jedoch auch alle anderen TransmigrantInnen ereilen können.

Und genau dieser Umgang mit kulturellen Differenzen oder eigenen persönlichen Schwierigkeiten ist ein entscheidendes Kriterium. Fest steht – da sind sich alle VertreterInnen der Kosmopolitendebatte einig (vgl. Kapitel „2.2.2 Der Kosmopolit“) –, dass eine intensive Auseinandersetzung mit der fremden und der eigenen Kultur Voraussetzung zur Ausbildung einer kosmopolitischen Haltung ist. Dies muss man sich jedoch erst einmal „leisten“ können, welches zu einer weiteren These geführt hat.

Für die Grundvoraussetzung einer **intensiven Auseinandersetzung**
mit fremdkulturellen Kontexten
darf ein/e TransmigrantIn nicht **anderweitig primär belastet** sein.

Denn stehen finanzielle Sorgen, Akzeptanzprobleme wie bei Pédro oder persönliche Zugehörigkeitsschwankungen wie bei Anna stark im Vordergrund, so

verblasen kulturelle Unterschiede oder Schwierigkeiten zu Randphänomenen, die als zum Leben im Ausland dazugehörig akzeptiert werden. Eine besondere Aufmerksamkeit wird ihnen nicht geschenkt. Andere Probleme, teils persönlich, zum großen Teil aber auch in der aktuellen beruflichen Situation im Ausland begründet, bestimmen hingegen ihr Denken und Fühlen.

Ein weiterer Faktor, der die Ausbildung einer kosmopolitischen Einstellung begünstigt, sind die Haltungen der Menschen aus dem sozialen Umfeld im Herkunftsland. Wie im Kapitel „4.4 Bedingungen der Selbstverortung“ später noch genauer erläutert wird, wirken sich positive Einstellungen in Bezug auf Auslandsaufenthalte auch positiv auf den Umgang mit Fremdheit und Marginalität und der Selbstpositionierung aus.

Unterstützung und wohlwollende Einstellungen finden sich – mit Ausnahme der Personen in der Position des Problematisierenden Marginal Man – bei allen anderen InterviewpartnerInnen in unterschiedlicher Intensität. Eine positive Grundstimmung der Personen aus den engeren sozialen Herkunftskreisen bewirkt also nicht zwangsläufig eine kosmopolitische Haltung. Umgekehrt jedoch verhindern kritische Haltungen, Neid und Unverständnis eine intensive Reflexion der fremdkulturellen Zusammenhänge, denn keine der von diesen Konfrontationen betroffenen InterviewpartnerInnen wurde als „wahrer“ oder „Schein-Kosmopolit“ eingeordnet. Es kann also folgendes festgehalten werden:

**Ein kritisch eingestelltes soziales Umfeld im Herkunftsland
erschwert die Ausbildung einer kosmopolitischen Haltung.**

Zachary (2000) argumentiert in ähnlicher Richtung. Er weitet den Einflussfaktor von den direkten sozialen Beziehungen auf die gesamte Herkunftsgesellschaft aus und postuliert, dass die reichen Nationen die einzigen seien, die durch Sicherheit und guter Rechtslage eine Grundlage für eine kosmopolitische Lebensform bilden. Ein gewisses Maß an sozialer, ökonomischer und politischer Stabilität müsse das jeweilige Land bieten, um eine kosmopolitische Haltung ausbilden zu können, es sei denn, es handle sich um „Inseln der Hybridität in feindlichen Gewässern“, wie sie große Weltstädte wie Bombay, Schanghai, Rio und Moskau bilden (ebd. 23f.).

Da die GesprächspartnerInnen der vorliegenden Studie alle aus Mitgliedsländern der EU stammen, kann diese Aussage Zacharys mit den vorliegenden Daten verifiziert werden: Eine gute, ökonomische Situation der Herkunftsgesellschaft mag eine Basis, eine Grundvoraussetzung sein, die aber durch auslandskritische Haltungen der engsten Bezugspersonen der TransmigrantInnen im Heimatland die Entwicklung einer kosmopolitischen Haltung be- oder gar verhindert.

Reaktionen und Äußerungen aus dem sozialen Umfeld im *Aufnahmeland* haben hingegen keine oder nicht die durchgreifende und einschneidende Wirkung gehabt, dass sie die Positionierung des Kosmopoliten erklären könnten.

4.3.5 Der Transnational Local

Mit der Bezeichnung des Typus „Transnational Local“ soll auf den scheinbaren Widerspruch verwiesen werden, dass es möglich ist, sich über Jahre hinweg transnational zu bewegen, zu leben und zu arbeiten, und trotzdem immer noch sehr eng mit der Herkunftskultur verbunden zu sein. Diese Typenbezeichnung entstand in Anlehnung an Hannerz (1990), der mit dem Begriff der „metropolitan locals“ argumentiert: Im Fokus seiner Überlegungen stehen Personen mit hohen beruflichen Qualifikationen (Westeuropäer und Nordamerikaner), die sich im Ausland nahezu ausschließlich in den für sie errichteten Institutionen wie internationale Schulen und Kindergärten, Clubs, Vereinen etc. bewegen und daher fast keinen Kontakt zu ortsansässigen Personen und ihrer Kultur pflegen (ebd. 243ff.). Dies ist genau das „klassische“ Verhalten von Expats, von dem sich Paul, Vertreter des Typus Distanzierter Marginal Man, stark abgrenzt (vgl. Kap. „4.3.3 Der Distanzierte Marginal Man“).

Der für diese Studie gewählte Begriff des Transnational Local ist jedoch nicht auf bestimmte Berufsgruppen wie bei Hannerz beschränkt, auch wenn interessanter Weise unter diesem Typus auf Grundlage des vorliegenden Materials nur Personen mit einem bestimmten beruflichen Hintergrund zu finden sind: Es handelt sich um ArbeitnehmerInnen, die zwar eine recht hohe berufliche Qualifikation vorweisen können, ihre Tätigkeiten im Ausland jedoch eher unter die Rubrik der Aushilfstätigkeiten bzw. gering bezahlter Jobs fallen. Transnational Locals kontrastieren sehr stark den Typus des Kosmopoliten, da ihnen die Zugehörigkeit zu nur einem Staat wichtiger und bedeutungsvoller ist als eine

kosmopolitische Haltung. Es handelt sich daher bei Transnational Locals eher um traditionsbestimmte Menschen mit „partikularer Identität“ (Hondrich 2001, 113).

Anhand der beiden Fälle Karol und Maria wird dieser Typus genauer beschrieben. Interessant hierbei ist vor allem die zeitliche Komponente. Man könnte durchaus annehmen, dass es einen Zusammenhang zwischen Aufenthaltsdauer und Grad einer möglichen Integration gibt. Wie am Beispiel von Jan (Typus Integrierter) weiter unten gezeigt wird, ist die Chance auf Integration im Gastland umso größer, je länger der Aufenthalt bzw. die transnationale Lebens- und Arbeitsweise andauert. Denn der polnische Staatsbürger Jan ist trotz sehr großer Schwierigkeiten immer wieder nach Deutschland zurückgekehrt und fühlt sich auch dort mittlerweile zu Hause. Diesen Zusammenhang stützt auch der Fall der Polin Maria in umgekehrter Weise: Sie ist erst kurze Zeit in Deutschland, pflegt eine ältere Frau und hat daher zum Interviewzeitpunkt noch wenig Berührungspunkte mit den Menschen und der Kultur ihres Gastlandes. Dass dieser Zusammenhang zwischen Aufenthaltsdauer und Integration bei transnationalen MigrantInnen nicht zwangsläufig vorzufinden ist, wird an Hand der Erzählung von Karol weiter unten verdeutlicht, der zwar seit vielen Jahren wöchentlich nach Deutschland zum Arbeiten anreist, sich aber nur in Polen richtig wohl und zu Hause fühlt.

Maria

Die Polin Maria ist 29 Jahre alt, arbeitet in einem deutschen Haushalt und pflegt dort seit einem Jahr eine ältere Dame. Sie bleibt jeweils drei Monate. Dann kommt ihre Mutter aus Polen angereist und wechselt sie für die nächsten drei Monate ab, während Maria diese Zeit in Polen bei ihrem Mann und ihrem fünf Jahre alten Sohn verbringt. Dies ist ein typischer Migrationsrhythmus osteuropäischer MigrantInnen auf dem westeuropäischen Arbeitsmarkt, der offenbar auch nach dem EU-Beitritt Polens (Mai 2004) weiter geführt wird: Vor dem EU-Beitritt reisten polnische MigrantInnen als Touristen nach Deutschland und übten während diesem legalen Aufenthalt eine Beschäftigung ohne Arbeitsgenehmigung aus. Nach Ende dieser dreimonatigen Frist kehrten sie nach Polen zurück, während die freiwerdende Arbeitsstelle zumeist von einem Familienmitglied der MigrantInnen im Wechsel fortgeführt wurde (vgl. Hyna 2007). Obwohl sich die rechtlichen Aufenthaltsbedingungen für polnische MigrantInnen mittlerweile

deutlich verbessert haben, bleibt der Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt für Polen weiterhin schwierig, lediglich Großbritannien, Irland und Schweden haben seit dem EU-Beitritt ihren Arbeitsmarkt den neuen EU-Beitrittsländern, somit auch Polen, geöffnet (Kepinska 2005, vgl. auch Kap. 2.1.3 Transnationale Migration).

Marias Aufenthalt in Deutschland war nicht geplant. Als sich jedoch die Möglichkeit ergab, zögerte sie nicht lange und fuhr nach Deutschland. Ihren Aufenthalt sieht sie – wie auch Karol – als eine Möglichkeit, mehr Geld als in ihrem Heimatland Polen zu verdienen.

Sie verfügt über ein abgeschlossenes Betriebswirtschaftsstudium und acht Jahre Berufserfahrung in einem produzierenden Gewerbe in der Buchhaltung. Mit der Pflegetätigkeit in Deutschland hat ihre bisherige Berufslaufbahn keine Berührungspunkte. Dennoch sieht sie ihre Zeit in Deutschland als eine sprachliche Zusatzqualifikation und somit eine Verbesserung ihrer späteren Chancen auf dem heimischen Arbeitsmarkt als Betriebswirtin: „Ich bin sehr froh, dass ich zurzeit in Deutschland lebe. Nicht nur, weil ich in diesem Land gut verdienen kann, sondern weil ich auch die Sprache lerne, was mir vielleicht später bei der Jobsuche in Polen Vorteile bringen könnte“ (Mai 2, 25).

Wie Maria erzählt, war für sie zunächst alles sehr fremd, aber „mit der Zeit habe ich mich an die neue Umgebung gewöhnt, an die Sitten und Bräuche, die mir bisher unbekannt waren“ (Mai 1, 9). Für die ältere Frau muss Maria stets erreichbar sein und darf daher das Haus nur für absolut notwendige Erledigungen verlassen. Die ihr bekannten Personen beschränken sich dementsprechend auf den Haushalt und die direkten Nachbarn, die sie als „sehr warmherzig und hilfsbereit“ (Mai 1, 20) beschreibt.

Da ihr allein schon die strengen Arbeitsbedingungen ihrer Pflegetätigkeit wenig Bewegungsmöglichkeit und Freiraum zu weiteren Erfahrungen innerhalb der deutschen Gesellschaft erlauben, wird sie vermutlich – trotz einer offenen Grundeinstellung und Interesse – kein weiteres Wissen oder Vertrautheit mit Deutschland außerhalb dieses speziellen Haushaltes und der Nachbarschaft erreichen. Ihre starke Herkunftsverbundenheit wird daher vermutlich auch zukünftig bestehen

bleiben, denn selbst wenn ihr der Aufenthalt in Deutschland gut gefällt, bleibt „die Sehnsucht nach meiner Familie“ (Mai 1, 22).

Karol

Während sich Marias Auslandserfahrungen lediglich über ein Jahr erstrecken, liegt bei Karol eine langjährige Transmigration vor. Seine Positionierung als Transnational Local ist bereits gefestigt. Auch wenn sich Lebenseinstellungen und Lebensbedingungen grundsätzlich immer wandeln können, ist anzunehmen – wie im Folgenden gezeigt wird –, dass sich an dieser Positionierung jedoch nichts Gravierendes ändern wird. Karol stellt daher auch den Idealtypus des Transnational Local dar.

„Hier ist die Arbeit, dort drüben das Leben“ (Ka 13, 6) ist die Kernaussage von Karol. So simpel diese Aussage klingt, so unkompliziert scheint sich auch sein Arbeitsleben in Deutschland zu gestalten: Seit mittlerweile zehn Jahren arbeitet der gelernte Automechaniker und frühere Werkstattleiter eines polnischen, landwirtschaftlichen Unternehmens in der Zeit von März bis Oktober, je nach Auftragslage auch zur Weihnachtszeit, bei einem Cateringanbieter im Rhein-Main-Gebiet. Nach Hause zu seiner Familie in Polen fährt er nahezu jedes, spätestens jedes zweite Wochenende.

Karol arbeitet in Deutschland, da sich die Arbeitsmarktsituation in seiner polnischen Heimat drastisch verschlechtert hat, und es daher für ihn sehr schwer geworden ist, einen Job zu finden: „In Polen gibt es keine Arbeit. In meiner Stadt gibt es nicht so viele (...) Betriebe, einige gehen Pleite“ (Ka 3, 35f.). Er ist froh, in Deutschland arbeiten zu können, und stellt an seine Tätigkeit wenig Anforderungen: „Die Arbeit ist in Ordnung, kein Putzen oder so ... (...) man kann hier arbeiten und gutes Geld verdienen (ebd. 10, 21; 11, 19). Eine mögliche Umsiedlung nach Deutschland erwägt er dennoch nicht. Er möchte stattdessen dieses Leben – in Polen leben, in Deutschland arbeiten – so lange fortführen, „solange es hier Arbeit gibt“ (ebd. 3, 26).

Seine Selbstpositionierung als heimatbezogener Transmigrant, der Terminologie der Typologie entsprechend als Transnational Local, ist sehr eindeutig. Denn es bestehen für ihn keine Zweifel der weiterhin stark ausgeprägten, gefühlten Zugehörigkeit zu seinem Herkunftsland Polen. Vier wesentliche Bedingungen haben zu seiner klaren transnationalen Positionierung geführt: Die erfolgreiche Überwindung von Angst und Fremdheit, engen Kontakt zur Familie und zu

Freunden in seiner Heimat, ein nur bedingtes Interesse für fremdkulturelle Besonderheiten und emotionale Verbundenheit mit anderen in Deutschland arbeitenden Polen („Wir-Gefühle“):

Angst und Fremdheit

Angst vor fremden Ländern und Gegebenheiten kennt Karol nicht mehr, denn seine erste Auslandsreise liegt weit zurück: In den 1970er und 1980er Jahren verschaffte sich Karol parallel zu seiner früheren beruflichen Tätigkeit als Werkstattleiter in einem landwirtschaftlichen Unternehmen in Polen mit privatem Handel einen Zusatzverdienst. Hierzu dienten Urlaubsreisen nach Russland, Jugoslawien, Rumänien und in die Türkei in Begleitung der ganzen Familie. Mit dem An- und Verkauf von Gold und Kleidung verbesserte er nicht nur seine finanzielle Lage, sondern sammelte auch Auslandserfahrung.

Welchen Stellenwert diese Erfahrung und die dadurch deutlich gemilderte Angst vor Ungewissheiten und möglichen Probleme bei einem transnationalen Arbeitsleben hat, zeigt sich vor allem, wenn Karol von anderen Polen erzählt, die sich dies nicht trauen: „Manche haben sich dran gewöhnt, dass sie nicht viel Geld verdienen. Sie arbeiten in Polen für wenig Geld und wollen nicht ins Ausland fahren, sie haben einfach Angst“ (Ka 10, 26f.). Diese Angst gilt es offenbar als erstes zu überwinden, um den Schritt ins Ausland zu wagen, denn „man muss halt riskieren, versuchen“ (Ka 10, 28). Er ist dieses Risiko in seinen verlängerten Urlauben das erste Mal – mit finanziellem Erfolg – eingegangen und konnte so mit größerem Selbstvertrauen später nach Deutschland fahren und dort arbeiten.

Heimatbezug

Karol ist nach wie vor in Polen sehr verwurzelt: Seine Frau ist Grundschullehrerin und eine seiner beiden Töchter unterrichtet in Polen Deutsch. Lehrberufe werden seinen Aussagen zufolge in Polen gut angesehen und bezahlt, weswegen eine Umsiedlung nach Deutschland für die gesamte Familie nicht in Betracht gezogen wird. Die Familienmitglieder kommen ihn zwar besuchen, leben und wohnen aber weiterhin in Polen. Karol versucht, so oft wie möglich, meist wöchentlich, zu ihnen nach Polen zu fahren. Auch die Beziehungen zu seinen Freunden in seiner Heimat sind selbst nach jahrelanger Arbeit in Deutschland unverändert geblieben: „Alles läuft eigentlich ganz normal. Mal treffen wir uns, mal nicht. Aber wir

stehen ständig in Kontakt. Die ganze Zeit“ (Ka 8, 12f.). Mit dem Beginn des Hausbaus auf dem familieneigenen Grundstück zum Zeitpunkt des Interviews wird zusätzlich ein Symbol für Karols starke Verwurzelung mit der polnischen Heimat gesetzt.

Nahezu alles scheint unproblematisch zu verlaufen. Ein Wermutstropfen bleibt für ihn dennoch: die Trennung von der Familie: „Man kann hier arbeiten und gutes Geld verdienen. Andererseits ist die Entfernung zur Familie manchmal schmerzhaft“ (Ka 10, 21f.).

Interesse an fremden Ländern und Kulturen

Die große Offenheit für fremdkulturelle Gegebenheiten und Unterschiede, die bei anderen InterviewpartnerInnen zu einer kosmopolitischen Haltung, zur weitreichenden Abwendung gegenüber dem Herkunftsland und dem Gastland (Typ Idealisierender Marginal Man) oder gar zur inneren Zerrissenheit (Typ Problematisierender Marginal Man) geführt hat, ist bei Karol nicht vorhanden. Klassische Sehenswürdigkeiten interessieren ihn nicht, wie er betont, obwohl er vor seiner Arbeit in Deutschland über viele Jahre hinweg seine Urlaubsreisen mit privatem Handel in den unterschiedlichsten Ländern verknüpfte. Er erkennt zwar kulturelle Unterschiede, setzt sich mit ihnen aber nicht näher auseinander:

Wir Polen übernehmen manche Traditionen von den Deutschen, die Deutschen von uns. Die Sitten, einfach alles. (...) Es geht um Angewohnheiten oder etwas Ähnliches. Wir übernehmen manches und die Deutschen auch (Ka 10, 5ff.).

Mit einer Annahme oder Übernahme fremdkultureller Besonderheiten geht er dennoch sehr vorsichtig und bewusst um:

In meinem Falle ist es so, ich versuche das zu trennen, was typisch polnisch ist – bleibt auch polnisch, was deutsch – bleibt deutsch. Und ich suche mir immer das Beste von beiden aus (Ka 10, 5ff.).

Kulturelle Unterschiede werden zwar hingenommen, aber nicht mit einer absoluten Akzeptanz wie es beim Idealtypus des Kosmopoliten zu finden ist, denn ein Kosmopolit würde nicht auswählen und die ihm passenden und angenehmen deutschen oder polnischen Angewohnheiten „aussuchen“. Karol verspürt offenbar eine Abneigung gegen bestimmte deutsche Verhaltensweisen, Werte oder Normen, sonst würde er nicht versuchen, etwas als typisch polnisch oder typisch

deutsch zu klassifizieren und sich auf diese Weise vor einer möglichen Übernahme schützen.

„Wir-Gefühle“

In Deutschland zu arbeiten und in Polen zu wohnen, erscheint Karols Erzählungen zu Folge so selbstverständlich, als habe er lediglich einen längeren Arbeitsweg als zuvor. In seinem Heimatort ist er einer von vielen, die regelmäßig nach Deutschland zum Arbeiten fahren:

Alleine in der Straße, wo ich wohne, ist fast jeder zweite im Ausland, in Deutschland, Italien. Viele fahren weg, auf der Suche nach Arbeit. (...) Die Hälfte aus meiner Stadt arbeitet in Deutschland (Ka 8, 18f.; 7, 12).

Durch seine regelmäßigen Heimreisen und der Mitnahme von Polen auf dieser Strecke, kennt er viele in Deutschland arbeitende Polen auch persönlich. Im Vergleich zu seinen MitfahrerInnen ist er zwar derjenige, der die langen Heimfahrten am häufigsten auf sich nimmt, was ihn aber gefühlsmäßig nicht von ihnen separiert. Im Gegenteil: wenn es sich um Personen polnischer Staatsbürgerschaft handelt, die wie er in Deutschland zeitweise arbeiten, spricht Karol im Kollektiv von „Wir Polen“. Dies zeigt, dass er sich in Deutschland nicht allein fühlt, sondern sich als Mitglied einer großen polnischen Gemeinschaft sieht, die auf gleiche Weise ihren Lebensunterhalt verdient.

Wie groß diese Gruppe ist, wird ihm vor allem an Feiertagen auf der Autobahn bewusst:

Am besten sieht man das kurz vor Weihnachten oder Ostern. Am Donnerstag, weil der Karfreitag frei ist, wenn man gegen 15:00 Uhr aus Frankfurt losfährt, dann sind die Autobahnen schon voll. Fast bis zur polnischen Grenze. Man sieht dann, wie viele Leute in Deutschland arbeiten (Ka 8, 22).

Seine Herkunftsbindungen, die sich normalerweise eher im latenten Zustand befinden (vgl. Hondrich 1996) und allein schon durch die regelmäßigen Heimfahrten recht stark ausgeprägt sind, werden ihm auf der Autobahn in Deutschland schlagartig bewusst und verstärken sich zusätzlich durch die aufkommenden Wir-Gefühle.

Karols starker Bezug zu seinem Herkunftsort, seiner Familie und seinen Freunden ist nicht zwangsläufig gleichbedeutend mit einer Gebundenheit zum gesamten Herkunftsland bzw. der Herkunftskultur. Karol fühlt sich zwar in seiner Heimat

besser und wohler, weil er nach wie vor dort seine wichtigsten sozialen Bindungen pflegt. Er bezieht sich bei seinen Begründungen, warum es ihm in seinem Heimatort so wesentlich besser gefällt, jedoch nicht auf die gemeinsamen Erfahrungen und kulturellen Hintergründe der polnischen MigrantInnen im Sinne einer Diasporaerfahrung (Hall 2000). Seine der Herkunft zugewandten Gefühle sind hingegen eher allgemeine „Wir-Gefühle“ (Hondrich 1996) im Sinne einer Zugehörigkeit zu sozialen Kreisen und weniger als Bindekraft zur eigenen Kultur zu sehen.

Eine Öffnung der neuen Kultur gegenüber hat bei ihm nicht bzw. nur in geringem Maße stattgefunden, und die Herkunftsbindungen sind über die Jahre hinweg weiterhin von großer Bedeutung geblieben oder haben sich gar verstärkt. Denn Herkunftsbindungen vermitteln gegenüber neuen Bindungen Sicherheit durch Übereinstimmung aus gemeinsamer, geteilter Herkunft. Sie sind ein Sicherheitsnetz und ein ideales Integrationsmedium. Dieser Schutz und die große gefühlte Sicherheit kann bei Bindungen gefunden werden, die nicht gewählt wurden oder den Personen schon ganz früh zugewachsen sind: bei alten Freunden, Eltern, Geschwistern und der Herkunftsfamilie (Hondrich 1996, 169).

Diese starken Herkunftsbindungen und die Erkenntnis, nicht allein ein solches transnationales Arbeitsleben zu führen, erleichtert es offenbar, auch die manchmal schwerer zu ertragenen Umstände – vor allem die weite Entfernung zur Familie – als gegeben hin zu nehmen und sich nicht mit quälenden Gedanken zu beschäftigen, wie Anna und Ewa (Der Problematisierende Marginal Man), ob ein dauerhaftes Leben im Ausland oder gar eine endgültige Rückkehr ins Heimatland nicht besser wäre als die aktuelle Pendelmigration.

Neben der Trennung zwischen „wir Polen“ und „den Deutschen“, welches zu den polnischen Wir-Gefühlen führt, nimmt Karol eine weitere Trennung vor, in dem er sein Arbeitsleben strikt von dem „restlichen“, „eigentlichen“ Leben trennt. Leben heißt für ihn wohl fühlen und wohl fühlt er sich vorwiegend in Polen:

Ich arbeite in Deutschland, lebe in Polen, (...) ich bin dort geboren, dort fühle ich mich irgendwie besser (...) Hier ist die Arbeit, dort drüben das Leben (Ka 13, 23f.).

Daher ist und bleibt Karol ein transnational lebender, aber lokal (in Polen) verwurzelter Migrant: ein „Transnational Local“.

4.3.6 Der Integrierte

Der Typus „Integrierter“ ist im vorliegenden Material nicht in der reinen Form vorgekommen. Dies ist dem Aufbau der Arbeit und der entsprechend gezielten Auswahl der Interviewpartner geschuldet, denn diese sollten trotz mehrjähriger Auslandstätigkeit einen festen Wohnsitz in ihrem Herkunftsland behalten haben. Es wird daher ein Idealtypus konstruiert, der in seinen Facetten durchaus bei einem Interviewpartner zum Gesprächszeitpunkt vorlag sowie bei weiteren Fällen sich evtl. zukünftig entwickeln könnte.

Zu erkennen ist dieser Idealtypus daher in erster Linie am Ort des ersten Wohnsitzes: Würde ein/e TransmigrantIn den Hauptwohnsitz vom Herkunftsland dauerhaft ins Gastland verlegen, so ist dies ein Hauptmerkmal dieses Typus. Zudem sollte eine gewachsene gefühlte Zugehörigkeit zum Gastland vorliegen und eine Integration weitgehend erfolgt sein. Das Gefühl, ein Gast zu sein, wird durch ein Zugehörigkeitsgefühl schrittweise ersetzt. In seine Heimat kehrt der ideale „Integrierte“ nur noch hin und wieder zu Besuchen zurück, während sich die sozialen Beziehungen im Gastland vermehrt und vertieft haben. Er kann sich sogar vorstellen, zukünftig die Staatsbürgerschaft des Gastlandes anzunehmen.

Der Idealtypus des Integrierten ist exakt der Gegenteilstypus zum Transnational Local: Während sich der erstere ausschließlich in der Gastgesellschaft zu Hause fühlt, sieht sich der Transnational Local weiterhin in seinen Herkunftskreisen verwurzelt.

Jan

Jan, der aufgrund eines viel versprechenden Arbeitsangebotes eines Freundes zunächst für drei Monate nach Deutschland kommt und anschließend entgegen seiner ursprünglichen Planung dauerhaft bleibt, kommt der idealen Ausprägung des Integrierten am nächsten. Die Anfänge seines transnationalen Lebens könnten stellvertretend für viele TransmigrantInnen (vor allem im Niedriglohnsektor) stehen: Den meisten liegt zu Beginn die Überlegung zugrunde, mal für eine überschaubare Zeit ins Ausland zu gehen und bei Gefallen dieses Erwerbsleben jenseits der eigenen nationalstaatlichen Grenze mit weiterhin festem Wohnsitz im Heimatland fortzuführen. Die transnationale Zeit ist bei Jan auf drei Monate beschränkt und wird im Anschluss direkt in eine dauerhafte Übersiedlung

umgewandelt. Neben verschiedenen Besuchsreisen kehrt Jan lediglich ein paar Jahre später für den Zeitraum von einem Jahr aufgrund einer Strafe wegen Schwarzarbeit nach Polen zurück. Anhand seiner Erlebnisse lässt sich illustrieren, was Ankommen in einem fremden Land und spätere Zugehörigkeit bedeuten kann:

Jans Leben in Deutschland ist einerseits gekennzeichnet von Arbeitswilligkeit, Freude über den guten Verdienst und über ein recht angenehmes Leben im Westen ohne große Geldprobleme. Andererseits begleitet ihn ständig die Angst, sein Arbeitsverhältnis könnte doch nicht den Vorschriften entsprechen. Tatsächlich wird er bei der Ausübung von offensichtlicher Schwarzarbeit, an der er später aufgrund von Arbeitslosigkeit nicht mehr vorbeikam, erwischt.

Seine Ehefrau begleitet ihn und nutzt den anfänglichen, drei Monate dauernden Aufenthalt in Deutschland als Gelegenheit, ihre Deutschkenntnisse aufzubessern. Hierfür lässt sie sich von ihrer Lehrtätigkeit als Deutschlehrerin an einer polnischen Schule beurlauben. Nach Ablauf der drei Monate zögern beide, wieder zurück nach Polen zu gehen, da es ihnen in Deutschland sehr gut gefällt, gerade auch weil die finanziellen Sorgen hier weg fallen:

Das Leben im Westen war auch viel leichter. Also wenn man nur gearbeitet hat, waren (...) die ganzen Probleme (...) dann weg, also (...) die Probleme, die ich aus Polen kannte, obwohl (...) ich habe gut verdient, aber normaler Weise, wenn – damals, damals! – jetzt ist das auch anders, wenn man gearbeitet hat, immer war das zu wenig. Also der Lohn war zu niedrig. Und da hatte man immer Probleme mit dem Geld. Da musste man nach der Arbeit immer auch privat arbeiten, um ein bisschen mehr Geld zu verdienen (Ja 6, 24ff.).

Die Entscheidung, weiterhin in Deutschland zu bleiben, fällt schließlich Jans Frau, indem sie ihre Stellung in Polen aufkündigt. Jan arbeitet wie in den ersten Monaten weiter mit seinem Freund bei einer Möbelfirma in Deutschland. Um der Schwarzarbeit zu entgehen, gründen sie mit den finanziellen Mitteln des Freundes eine GmbH und stellen so ihre Dienste dem Chef der Möbelfirma in Rechnung. Jan hat jedoch stets ein ungutes Gefühl dabei, ihm liegt viel daran, alles richtig und möglichst legal zu machen.

Von Anfang an bis 2000 (...) also neun Jahre immer mit Angst, zu Hause nicht, also wenn ich nicht gearbeitet habe, dann war alles in Ordnung, aber bei der Arbeit, hm! – das war immer schlimm! Immer stressig! (Ja 8, 35ff.). Ich hatte immer Angst, erwischt zu werden das war für mich ... sehr schlimm, also eigentlich ich habe immer gesagt: `Warum kann ich nicht (...) Ich würde gerne hier arbeiten, STEUERN zahlen!' – also ganz normal, ohne Angst (Ja 8, 19ff.).

Dass diese GmbH, die noch weit vor dem EU-Beitritt Polens in Deutschland gegründet wurde, nicht gänzlich ihre Arbeit und ihren Aufenthaltsstatus legalisiert, wurde den beiden Freunden spätestens nach einigen Monaten klar, als sie ihre Visen verlängern mussten und hier wiederum mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Der Chef der Möbelfirma schien den Erzählungen zufolge mehrmals eine Vollmacht für die Geschäfte der neu gegründeten Firma der beiden Freunde angefordert zu haben. Da Jan in den ersten Jahren keine Notwendigkeit sah, Deutsch zu lernen, handelte sein polnischer Freund in fließendem Deutsch die geschäftlichen Angelegenheiten allein aus. So weiß Jan bis heute nicht, warum – bzw. ob überhaupt – diese Vollmacht ausgestellt wurde. Dies wurde ihm nach fünf Jahren Tätigkeit, als die Möbelfirma Konkurs anmeldete, zum Verhängnis. Denn sein Freund setzte sich umgehend in die USA ab und Jan ging von dem schlimmsten Fall aus, dass der Möbelfirmeninhaber tatsächlich eine Vollmacht über ihre eigene Firma bekommen hat und mit dieser Vollmacht zusätzlich Schulden zu Lasten der beiden Freunde kumuliert haben könnte. Nach Rücksprache und Anraten eines Anwaltes, lässt sich Jan aus Angst vor finanziellen Forderungen, die an ihn als Mitinhaber der GmbH gestellt werden könnten, offiziell von seiner Frau scheiden, um das Eigentum der Familie zu schützen. Die befürchteten Forderungen blieben jedoch aus.

Der frisch geschiedene Mann nahm anschließend andere Arbeit an. Diese war nicht mehr rechtlich abgesichert, sondern bedeutete Schwarzarbeit im Bausektor. Als sei seine Angst, die ihn die ganzen Jahre begleitet hatte, begründet gewesen, wurde er tatsächlich auf der Baustelle festgenommen:

Als die Polizisten gekommen sind, die haben mir gleich die Handschellen angelegt. Das war für mich sehr, sehr, also (holt Luft) da habe ich mich nicht gut gefühlt! (...) Eigentlich, habe ich gedacht, ich bin kein Verbrecher, obwohl doch! (Atmet aus) schwarz gearbeitet! (Ja 9, 21ff.).

Sein Anwalt handelte eine Einreisesperre von drei auf ein Jahr runter. Jan nutzt diese Zeit in Polen – auf nachdrücklichen Ratschlag seiner Frau – um sein Abitur, das er aufgrund der Deutschlandreise, die ja ursprünglich nur für drei Monate geplant war, abgebrochen hatte, nachzuholen. Seinen Freunden erzählt er weder von der Scheidung noch von seiner Festnahme, sondern erklärt, er habe fest vor, in Deutschland zu studieren und wolle daher sein Abitur nachholen. Tatsächlich

beginnt er ein Jahr später in Deutschland das Studium der Sozialarbeit. Angeblich aufgrund großer Schwierigkeiten in den mathematischen Bereichen entscheidet er sich jedoch gegen einen Studienabschluss und für das vorzeitige Geldverdienen.

Jan versteht es, seine schwierige Zeit in Deutschland und vor allem auch die Ausweisung für sich später positiv zu bewerten. War er zunächst sehr wütend und enttäuscht: „Erst war ich sehr sauer (...) habe ich gesagt: `Naja, die bösen Deutschen, (leichtes Lachen) die haben mir jetzt so weh getan!`“ (Ja 9, 26), so sah er es einige Zeit später als positives Schicksal an, welches ihm dazu verholfen hat, doch noch ein Studium beginnen zu können:

Und danach, also nach dem Abitur habe ich gedacht: „(...) Die Deutschen sind nicht so böse, die haben es mit mir gut gemacht! (...) OHNE diesen Fall würde ich NIE Abitur machen, also würde ich immer in Deutschland bleiben und schwarz eigentlich arbeiten, ja. Und das war gut, also dann habe ich mich gefreut. Und die Sperre, als der Anwalt geschrieben hat, dass die Sperre nur ein Jahr dauern würde, acht Monate habe ich das Abitur, habe ich gelernt und dann Abitur gemacht, also das war auch nicht schlecht, eigentlich nach dem Abitur bin ich gleich hier her. ... Das war für mich super! (Ja 10, 3ff.).

Selbst die Scheidung und die erneut anstehende Hochzeit kann er im positiven Licht sehen: „Ich habe zu meiner Frau schon damals gesagt, (...) da habe ich Venedig versprochen, also als Hochzeitsreise. Jetzt sage ich mir, naja, jetzt können wir das machen!“ (Ja 16, 8ff.).

Das polnische Paar fühlt sich trotz oder vielleicht auch gerade aufgrund der überstandenen Hindernisse in Deutschland zu Hause: „Wir lachen immer, mit meiner Frau, dass so unser Leben, da könnte man einen Film zum Beispiel drehen, das ist SO kompliziert, so gemischt, also für uns nicht, aber unsere (...) Geschichte“ (Ja 17, 7ff.). Ihre Zugehörigkeit wird zudem durch ihre Tochter gestärkt, die in Deutschland aufgewachsen ist und sich als Deutsche fühlt. Jan würde sogar die deutsche Staatsangehörigkeit annehmen, wenn die Bedingungen gegeben wären: „Ich habe auch viele polnische Bekannte, die (...) die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen haben. Und ich denke immer, wenn MIR es passieren würde, was würde ich machen, also da glaube ich: `Ja, warum nicht!` Ich lebe hier. Einfach so“ (Ja 16, 32ff.). Die gefühlte Zugehörigkeit ist bei Jan unverkennbar. Die Überlegungen, die Staatsbürgerschaft des Gastlandes anzunehmen, zeigen, wie eindeutig sich der Lebensmittelpunkt der polnischen Familie

von Polen nach Deutschland verlagert hat. Daher steht der Fall Jan den Idealtypus des Integrierten dar.

Anna

Am Fall Anna kann gezeigt werden, dass ein transnationales Leben durchaus in eine dauerhafte Übersiedlung führen kann. Dies bedeutet eine Verschiebung der anfänglichen, starken Heimatverbundenheit über eine Randpositionierung hin zu einer zukünftigen Integration.

Anna repräsentiert in der vorliegenden Studie – wie schon weiter oben beschrieben – in idealtypischer Weise den Typus des Problematisierenden Marginal Man: Bis zum Interviewzeitpunkt kämpfte sie mit der inneren Zerrissenheit und ihrer unklaren gefühlten Zugehörigkeit, die durch den regelmäßigen Aufenthaltswechsel zwischen Polen und Deutschland zustande kam und für sie zunehmend als Belastung empfunden wird. Einen Ausweg aus dieser für sie bedrückenden Situation sieht sie nur in der Entscheidung gegen eine Transmigration und für ein einziges Aufenthaltsland, welches bedeuten würde, endgültig nach Polen zurückzukehren oder dauerhaft in Deutschland zu bleiben.

Sollte sich Anna für Deutschland entscheiden, würde sie wahrscheinlich innerlich ruhiger, die innere Zerrissenheit würde verblassen und der Wunsch der eindeutigen Zugehörigkeit erfüllt. Was aber bedeutet dieses endgültige Bleiben? Sie würde sich zu einem Land, zu einer Region zugehörig fühlen können. Denn durch das Ende des vorherigen physischen Pendeln, was sie sehr belastet hat, wird sie sich vermutlich auch nicht mehr so stark psychisch zwischen beiden Ländern hin und her geworfen fühlen. Ihre Wahl des Aufenthaltslandes macht sie sehr stark von ihrem Partner abhängig. Sie ist bereit, ihrem Lebenspartner oder späteren Ehemann in das Land zu folgen, wo es ihm am besten gehen würde, oder wo sie beide die besten Arbeits- und Lebensbedingungen vorfinden könnten. Ein Bleiben in Deutschland würde für sie in erster Linie bedeuten, ihren Ehepartner gefunden zu haben und sich ihrem Mann und dem Land zugehörig zu zeigen.

Diese Entscheidung wäre dann ein Wechsel vom „Nomadenleben“ zur „Sesshaftigkeit“, ein endgültiger Abschied von ihrer vorherigen enttäuschten Beziehung zu einem Deutschen und hin zu einer Partnerschaft mit einem polnischen Mann inklusive Aussicht auf Familiengründung. Das ständige Hin und

Her wäre somit zu Ende, und sie würde sich – wenn dann nicht erneut Zweifel aufkommen – endlich wieder richtig zu Hause fühlen. Zu Hause heißt für sie vor allem am Ziel der Familiengründung angekommen zu sein. Wo dies geschieht, ist zwar nicht unbedeutend, denn insgeheim wünscht sie sich doch noch mit ihrem zukünftigen Partner nach Polen zu ziehen. Im Vordergrund stehen jedoch für sie das Wurzelschlagen an nur einem Ort und die Familiengründung. Wohl fühlt sie sich in Deutschland schon seit längerer Zeit, auch die deutsche Sprache beherrscht sie recht gut, zudem sieht sie für sich und ihren Partner in Deutschland bessere Arbeitsmöglichkeiten. Ein ganzes Stück weit ist sie bereits integriert, was noch für den Wechsel zur Positionierung eines Integrierten fehlt, ist die gefühlte (eindeutige) Zugehörigkeit. Diese ist offenbar nur durch einen bewussten Entschluss zu einem Daueraufenthalt zu erreichen, den sie allerdings von den Wünschen des Partners abhängig macht.

Beate und Misaki

Auch an den Fallbeispielen von Beate und Misaki, die ihre Randposition offensichtlich genießen (vgl. Kapitel 4.3.2 Der Idealisierende Marginal Man), lässt sich erahnen, wie ein Übergang von einer Transmigration zu einer dauerhaften Übersiedlung und somit zum Typus des Integrierten aussehen könnte. Hierbei zeigt sich die Besonderheit, dass der Übergang nicht so reibungslos verlaufen würde, wie es zuvor bei Jan geschehen ist und im Fall Anna angenommen wurde. Denn während von Anna eine dauerhafte Zugehörigkeit geradezu gewünscht wird, empfinden es Beate und Misaki hingegen als Freiheit, sich eben nicht für *ein* Land entscheiden zu müssen. Dennoch wissen beide Interviewpartnerinnen, dass dieses Leben zwischen zwei oder auch mehreren Ländern nicht von Dauer sein wird und sie sich irgendwann für ein Land entscheiden werden (müssen). Die Hürde, die sie in diesem Fall überwinden müssten, wäre die Akzeptanz der Werte und Normen des Gastlandes, gegen welches sie sich bisher erfolgreich sträuben. Derzeit genießen sie die Vorteile der Randposition, nämlich weder dem Herkunfts- noch dem Gastland richtig zugehörig zu sein und dadurch als Fremde im Gastland und als ständig Reisende im Herkunftsland nicht 100%ig die gesellschaftlichen Regeln einhalten zu müssen.

Während Anna einen möglichen Wechsel der Positionierung vom Problematisierenden Marginal Man zur integrierten Position als wohltuend empfindet, würde für Misaki und Beate die schwierige Phase erst beginnen.

Zusammenfassung

Wie im späteren Kapitel „4.5.1 Prozessverläufe“ noch genauer beschrieben wird, kann möglicherweise von jedem vorliegenden Typus in die Position des Integrierten gewechselt werden. So kann Anna durchaus aus der für sie belastend empfundenen Positionierung des Problematisierenden Marginal Man zur Positionierung des Integrierten wechseln. Für Beate und Misaki, Vertreterinnen des Idealisierenden Marginal Man, wäre es jedoch wesentlich schwieriger.

Bei Jan ist nur zu vermuten, durch welche soziale Position er zuvor gegangen ist. Wahrscheinlich befand er sich zuvor in einer Ausprägung des Typus eines Kosmopoliten, da er seinen Erzählungen zufolge problemlos zwischen den kulturellen und gesellschaftlichen Zusammenhängen in Polen und Deutschland hin und her wechseln konnte, bevor er sich nach und nach Deutschland ganz verbunden fühlte.

Ob von der Selbstpositionierung des Distanzierten Marginal Man auch eine Integration möglich ist, lässt sich nur schwer auf Basis des vorliegenden empirischen Material sagen. Vermutlich ist der Übergang zur Integration aus dieser Positionierung die schwierigste, je nach Fall sogar unmöglich: Betrachtet man den Fall Pédro, der sich bewusst an den Rand der aufnehmenden Gesellschaft stellt und sich gegen die Akzeptanz und Übernahme grundlegender Werte und Normen richtet, erscheint eine Integration unmöglich, es sei denn, es geschieht ein grundlegender Persönlichkeitswandel, von dem aber zum Zeitpunkt des Interviews nicht auszugehen war. Aus der distanzierten Positionierung von Paul hingegen, die sich nicht gegen die Gastkultur, sondern auf bestimmte Werte und Normen einer kleinen sozialen Gruppe der eigenen Herkunftskultur richtet, steht einer Integration im Aufnahmeland nichts entgegen. Hier könnte sogar trotz einer Integration die Position als Distanzierten Marginal Man aufrechterhalten werden.

4.4 Bedingungen der Selbstverortung

Während im vorherigen Kapitel die Typen der Studie einzeln dargestellt und analysiert wurden, soll im Folgenden eine Gesamtanalyse vorgenommen werden. Es werden Zusammenhänge aufgezeigt, die die Bedingungen und Ursachen der Selbstverortung transnationaler MigrantInnen offen legen. Dies geschieht anhand von zentralen und aussagekräftigen Variablen und ihren jeweiligen Ausprägungen. Hierzu gehören demographische Unterscheidungen nach Familienstand und Geschlecht und die eng mit der Forschungsfrage verbundenen Untersuchungskriterien der beruflichen Qualifikation und Motivation der TransmigrantInnen, ihre Wechselwirkungen mit dem sozialen Umfeld im Herkunfts- und Aufnahmeland und die Rolle der fremden Kultur. Leitend ist hier vor allem die Frage, welche Faktoren zu der schwierigeren Positionierung des Problematisierenden Marginal Mans führen und welche Gegebenheiten die eher als angenehm empfundenen transnationalen Positionierungen (hier vor allem der Kosmopolit und der Idealisierende Marginal Man) hervorrufen. Da die vorliegende Studie lediglich einen kleinen, dafür aber einen qualitativen und intensiven Ausschnitt aus der Vielzahl der Transnationalen MigrantInnen darstellt, werden die hier entwickelten Ergebnisse zu Thesen generiert.

4.4.1 Geschlecht

Betrachtet man die Typologie, die unter den Aspekten der Marginalität, Abgrenzung und Zugehörigkeit gebildet wurde, nach dem Geschlechterverhältnis, so finden sich folgende Ergebnisse: Dem Typus des Problematisierenden Marginal Man gehören in dieser Studie ausschließlich Frauen an, während sich der Typus des Kosmopoliten in Männerhand befindet. Eine erste Erklärung hierfür könnte sein, dass Frauen feinfühlicher mit kulturellen Unterschieden und Fremdheitsgefühlen umgehen und daher eher darunter leiden (problematische Randposition) als Männer. Männer gehen vermutlich rationaler mit dieser Thematik um und versuchen, sich eher lösungsorientiert zu verhalten, um diese Randposition möglichst bald in Richtung kosmopolitischer Positionalisierung zu überwinden. Denn auch Marek und Pierre, die zum aktuellen Interviewzeitpunkt dem Typus des Kosmopoliten zugeordnet wurden, berichteten über einige schwierige Phasen im Ausland, in der sie mit der geringen oder fehlenden

Akzeptanz der neuen sozialen Gruppe zu kämpfen hatten. Vielleicht werden auch Anna und Ewa einige Zeit nach dem Interview ihre belastende kulturelle Randposition überwunden haben (Melanie konnte diese Phase bereits überwinden). Diese geschlechtliche Dichotomie wäre, wenn diese Annahmen eintreten würden, lediglich der Momentaufnahme und eventuell zusätzlich dem kleinen, aber qualitativen Untersuchungsausschnitt geschuldet.

Dahingegen steht fest, dass der Typus des Idealisierenden Marginal Man eindeutig weiblich geprägt ist. Diese Position ist selbst in den Erzählungen der männlichen Befragten über zurückliegende Zeiten ihrer Aufenthalte nicht zu finden. Die Tatsache, sich weder der Herkunftsgesellschaft noch der Gastgesellschaft vollkommen zugehörig zu fühlen, sich darüber absolut bewusst zu sein und dies für sich nutzbar zu machen, konnte nur bei den beiden Frauen Beate und Misaki nachgezeichnet werden. Vergleichbar ist dieses Verhalten im Sinne einer gewünschten Randposition bzw. Abgrenzung wiederum mit den (ausschließlich männlichen) Vertretern des Distanzierten Marginal Man. Paul und Pédro suchen und konstruieren mit aller Kraft eine Abgrenzung von der sozialen Gruppe, der sie angehören, doch sie müssen viel Mühe – und Paul vor allem Kommunikationsarbeit – leisten, um von Außenstehenden auch in dieser Position gesehen zu werden. Die beiden Frauen haben es in ihrer von außen zugeschriebenen kulturellen Randposition leichter: Sie fühlen sich nicht nur in dieser Position wohl, sie werden darin auch durch das Verhalten anderer akzeptiert und bestätigt. Letzteres ist bei Paul und Pédro nur schwer möglich, denn sie müssen ihre Randposition stets neu verhandeln und verbal konstruieren, damit sie nicht nur von ihnen selbst gefühlt, sondern auch von anderen akzeptiert wird.

Somit kann festgehalten werden:

➔ Frauen der vorliegenden Studie leiden offenbar eher unter Marginalität (Der Problematisierende Marginal Man), gehen aber auch bewusster mit Unterschieden um und nutzen sie für ihre Positionierung (Idealisierender Marginal Man Marginal Man)

➔ Sowohl einige weibliche als auch männliche TransmigrantInnen weisen ein bewusstes Distanzverhalten auf. Weibliche Transmigrantinnen nutzen die von

Außenstehenden akzeptierten Trennungslinien entlang der nationalkulturellen Unterschiede, während männliche Transmigranten sich nicht entlang dieser Linien, sondern innerhalb ihres sozialen Umfeldes abgrenzen und dadurch ihre Selbstpositionierung ständig aktualisieren müssen.

4.4.2 Familiäre Begleitung

Bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen wurde in Bezug auf Familienstand keine Vorbedingung gestellt. So zeigt sich im vorliegenden Material eine große Bandbreite dieser Variablen: Unter den TransmigrantInnen sind Singles, Geschiedene, Verheiratete mit oder ohne Kinder, im Ausland begleitet oder unbegleitet von ihrem Partner (und ihren Kindern).

Während allein lebende Personen ihre Entscheidung für ein transnationales Leben mit sich selbst ausmachen (müssen), sind bei Paaren und Familien noch mehr Personen betroffen. Hier haben sich unterschiedliche Lösungswege herausgebildet. Die unter Expats übliche Variante, die Begleitung des Partners bzw. der Familie ins Ausland, kommt in der vorliegenden Studie auch vor. Neu, vor allem bei TransmigrantInnen im Niedriglohnsektor vorzufinden, ist der Alleingang, der mit dem Zurücklassen des Partners und der Familie in der Heimat einhergeht. Dies zeigt sich sowohl bei zeitlich begrenzten Transmigrationen in zwei Fällen, aber auch in einem Fall nahezu unbegrenzt über viele Jahre hinweg.

Ebenfalls in Studien hochqualifizierter Delegierter internationaler Firmen (vgl. z.B. Gross 1994, 140) zu finden ist die Tatsache, dass es hauptsächlich die Ehemänner sind, die ins Ausland gehen, und wie dargestellt auch Frau und Familie mitnehmen, und dem gegenüber weibliche Delegierte meist unverheiratet oder geschieden sind. Die Fälle dieser qualitativen Studie, die TransmigrantInnen sowohl in hoch als auch niedrig bezahlten Tätigkeiten einschließt, zeigen eine ausgewogene Mischung: Auch hier begleiten Ehefrauen ihre Männer ins Ausland, hinzu kommt jedoch, dass einige Ehefrauen zu Hause bleiben, und was in den Studien der hochqualifizierten Fach- und Führungskräfte bisher noch gar nicht vorkam: Drei Frauen (aus beiden Tätigkeitsbereichen) gehen in der vorliegenden Untersuchung allein ohne männliche Begleitung und Familie ins Ausland. Um die Kinder kümmern sich der Ehemann oder die Großeltern. Dies ist in doppelter Hinsicht außergewöhnlich, da es zum einen die Frau in der Partnerschaft und

nicht der männliche Partner ist, der eine Tätigkeit im Ausland übernimmt. Zum anderen lassen sie ihre Partner und – wenn vorhanden – ihre Kinder in der Heimat zurück.

Bei denjenigen, die in einer Ehe oder Beziehung leben, war mit einer Ausnahme jeweils nur ein Partner bzw. seine berufliche Tätigkeit ausschlaggebend für den Beginn eines transnationalen Lebens. Der andere Partner schloss sich entweder der Reise an oder blieb allein bzw. mit den Kindern im Heimatland zurück. Misaki stellt einen Ausnahmefall dar. Hier ist nicht nur sie allein diejenige in der Beziehung, die ein transnationales Leben führt, sondern auch ihr Partner. Der Ehemann der japanischen Sozialwissenschaftlerin ist deutscher Physiker, führte einen Großteil seiner Promotion in Japan durch und arbeitet nun für eine Schweizer Firma:

Er pendelt zwischen der Schweiz und Deutschland hin und her. Er ist jetzt Finanzsteueringenieur, er macht Beratungstätigkeiten. Und je nachdem unter welchem Projekt er arbeitet, aber seine Kunden sind jetzt in der Schweiz, so seit 1,5 Jahren arbeitet er unter der Woche in der Schweiz und kommt nach Deutschland am Wochenende. Aber er behält die Wohnung (Misaki 11, 37).

Bei allen anderen (Ehe-)Paaren dieser Untersuchung gab es jeweils nur eine Person, die das transnationale Leben lebte. Der Partner schloss sich entweder an oder blieb zu Hause. Das heißt, es gab innerhalb einer Partnerschaft bzw. Familie maximal zwei Wohnsitze bzw. Aufenthaltsorte: Die Heimatstadt und der Ort der Tätigkeit im Ausland. Im Fall Misaki gibt es zum Interviewzeitpunkt für das Paar drei zeitgleiche Aufenthaltsorte: Ihre Heimat- bzw. Arbeitsstätte in Japan, ihre Studien- und Arbeitsstadt Frankfurt, in der auch ihr Mann eine Wohnung mietet und dort zum Wochenende heimkehrt, und der dritte Standort des Paares: die Wohn- und Arbeitsstätte des Mannes in der Schweiz. Diese Situation soll jedoch nicht auf Dauer so fort geführt werden. Möglichkeiten für eine Zukunft, in der die Orte der Transmigration zumindest von drei auf zwei reduziert werden, wurden bereits in Erwägung gezogen:

Er hat auch Angebote in Japan seinen Postdoc zu machen, oder (...) einmal als subside-Professor dort anzufangen, aber nach unserer Diskussion haben wir doch entschieden, dass er das nicht macht (Misaki 9, 10ff.).

(...) Naja, wir hatten immer wieder dieses Thema, wo wir dann arbeiten, leben. Also wenn ich wirklich so eine wunderbare Stelle (in Japan – die Verf.) kriege, dann kommt er auch mit (Misaki 9, 44f.).

Misakis Erzählung zeigt zudem, dass zumindest ein Partner eine feste Anstellung haben sollte, um die Unsicherheit, die zeitlich begrenzten Auslandstätigkeiten für die Zukunft mit sich bringen, etwas aufzufangen:

Er hätte dann in Physik, das ist sein Bereich, bleiben können, aber mit der Postdoc o.k., also diese Postdoc-Zeit wäre schön, aber halt nur zwei Jahre. Und er hat dieses Angebot bekommen, erst nachdem er angefangen hat in der Wirtschaft zu arbeiten. (...) also er hätte noch Möglichkeiten in die Physik zurückzukehren, als er das Angebot bekommen hat, aber ehm, das ist doch zwei Jahre und für ehm, (räuspert sich) Ausländer ist es auch besonders schwierig, danach etablierte Stellen zu bekommen. Und was passiert dann, wenn BEIDE arbeitslos werden?! (leichtes Lachen) Das wäre katastrophal (Misaki 9, 10ff.).

Begleitete Personen sind in der Typologie mehrheitlich im Typus des Integrierten zu finden. Dieses Ergebnis legt nahe, dass eine Integration offenbar nur dann möglich ist, wenn der Partner bzw. die ganze Familie den Partner begleitet. Solange der Partner im Heimatland bleibt, scheint dies nicht möglich und auch nicht erwünscht zu sein. Unbegleitete TransmigrantInnen sind vor allem in der Positionierung der idealisierten und der problematischen Randposition zu finden. Das heißt, für eine angenehme Selbstpositionierung wie es unter anderem der Idealisierende Marginal Man darstellt, ist eine Begleitung nicht zwangsläufig notwendig, offenbar kann jedoch das Beisein des Partners im Ausland vor einer problematischen Randposition schützen.

Umgekehrt ist jedoch die Gefahr, dass ein allein reisender Partner oder ein Single, also generell unbegleitete TransmigrantInnen, in die Position des Problematisierenden Marginal Man geraten, offensichtlich größer. Denn diesem Typus wurden nur Singles bzw. Alleinreisende zugeordnet.

Zusammenfassend lassen sich folgende Thesen festhalten:

➔ TransmigrantInnen, die von ihrem Partner (und ihren Kindern) ins Ausland begleitet werden, sind eher vor der Selbstpositionierung als Problematisierenden Marginal Man geschützt als unbegleitete.

➔ Ein Übergang von einer Transnationalen Positionierung zum Typus des „Integrierten“ ist bei Paaren offenbar nur möglich, wenn der Partner den Wechsel ins Ausland mit vollzieht.

4.4.3 Berufliche Qualifikation

Der vorliegenden Studie liegt u.a. die Frage zugrunde, in wiefern berufliche Qualifikationen die Erfahrung und die Selbstpositionierung im Ausland beeinflussen. Die Unterscheidung in hoch und niedrig qualifizierte MigrantInnen, wie sie zu Beginn der Studie vorgenommen wurde, brachte zunächst keine gravierenden Unterschiede hervor, denn in diesem Kriterium sind die Interviewpersonen sich erstaunlich ähnlich, was sich erst in den Gesprächen herausgestellt hat. Zwar wurden einerseits Personen mit hoher Qualifikation befragt und andererseits MigrantInnen, die im Ausland Jobs im Niedriglohnsektor ausüben. Allerdings zeigte sich, dass die letztgenannten größtenteils doch über eine hohe Bildung bzw. Berufsqualifikation verfügen, die sie aber in ihren gering bezahlten Tätigkeiten im Ausland nicht anwenden (können):

In Aushilfsjobs, bzw. wenig bis keine Berufsqualifikation erfordernden Lohnarbeit, befindet sich die Textildesignerin Ewa, die in Deutschland Reinigungstätigkeiten übernimmt, der frühere Werkstattleiter Karol im Catering Service, die Betriebswirtin Maria, die in Deutschland eine alte Frau pflegt, und der Abiturient/Student Jan, der im deutschen Baugewerbe und im Hausmeisterservice seinen Lebensunterhalt verdient.

Es kann daher nicht nach Bildungsstand und beruflicher Qualifikation, sondern lediglich nach der Qualität und den Anforderungen der tatsächlich im Ausland ausgeübten Tätigkeit unterschieden werden. Diese Einteilung in zwei Untersuchungsgruppen (1. hohe, und 2. niedrige bis geringe Qualifikationsanforderungen) bringt unterschiedliche Umgangsweisen mit Fremdheit und Marginalität hervor. Zwar müssen Personen beider Untersuchungsgruppen mit diesen Schwierigkeiten umgehen, aber es zeigten sich für die InterviewpartnerInnen im Niedriglohnsektor zum Teil wesentlich essentiellere Probleme als bei TransmigrantInnen in hoch dotierten Tätigkeitsbereichen.

Große finanzielle Schwierigkeiten aufgrund von Arbeitslosigkeit im Heimatland und hohe Verschuldung sind beispielsweise für Ewa auslösende Faktoren, trotz Ausbildung als Textildesignerin regelmäßig für private Reinigungsdienstleistungen nach Deutschland zu fahren. Die prekäre finanzielle Not, die sie ständig psychisch belastet, kann hiermit jedoch nur ein wenig gemildert, aber nicht be-

hoben werden. Die Angst vor prekären Arbeitsverhältnissen und schlussendlich die Angst, bei Schwarzarbeit erwischt zu werden, sind ständige Begleiter für Jan in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Deutschland. Die Tatsache, tatsächlich erwischt worden und für ein Jahr aus der Bundesrepublik ausgewiesen worden zu sein, kann Jan aber nicht davon abhalten, nach Ablauf der Jahresfrist zurückzukehren.

Die ständige Angst und Unsicherheit kann er erst durch die EU-Mitgliedschaft Polens überwinden, die seinen Aufenthalt in Deutschland legitimiert und ihm erlaubt, seine Arbeitskraft in Form eines eigenständigen Gewerbes anzubieten. Personen, die in hoch angesehenen Berufen im Ausland arbeiten, haben mit diesen Problemen nicht zu kämpfen, allerhöchstens mit einem niedrigeren Lebensstandard bei der Rückkehr ins Heimatland, da die Kaufkraft des Einkommens im Ausland zuvor wesentlich höher lag. Dies zeigt sich gerade bei beruflichen Aufenthalten in China (Beate) oder Kenia (Paul) und der anschließenden Rückkehr nach Deutschland.

Mit auftretenden Ängsten und Sorgen gehen die InterviewpartnerInnen unterschiedlich um. In beiden Untersuchungsgruppen gibt es Personen, die trotz Schwierigkeiten eine für sie angenehme transnationale Position – wie z.B. Transnational Local, Distanzierter Marginal Man oder Integrierter – eingenommen haben. Es gibt aber auch diejenigen, die selbst mit guter beruflicher Ausbildung und gesichertem, hohem Lebensstandard im Ausland zumindest anfänglich mit größeren Akzeptanzproblemen zu kämpfen haben. Schaut man sich die Fälle an, die längerfristig mit einer Randposition Probleme haben, d.h. die Marginalität nicht oder noch nicht überwunden haben, geben Qualifizierungsanforderungen im Auslandsjob offenbar einen bestimmten Weg der Positionierung vor. Dies zeigt sich in der Besetzung des Typus des Problematizierenden Marginal Man, dem zwei im Niedriglohnsektor beschäftigte Personen zugeordnet wurden und nur eine aus einem hoch angesehenen Beruf, während die gegensätzliche gefühlte Ausprägung der kulturellen Randposition, der Typus des Idealisierenden Marginal Man („Scheinkosmopolit“), ausschließlich mit Personen in hoch qualifizierten Tätigkeiten vertreten ist. Um eine kulturelle Randposition zu akzeptieren bzw. sie für sich nutzbar zu machen oder sie gar bewusst zu suchen, wie es Vertreterinnen des Idealisierenden Marginal Man durchführen,

bedarf es offenbar eine nahezu von allen finanziellen Sorgen befreite Lebenssituation.

Noch eindeutiger zeigt sich dieser Sachverhalt bei den Kosmopoliten (vgl. auch Kap. „4.3.4 Der Kosmopolit“). Dieser Typus ist ausnahmslos von Personen besetzt, die im Ausland in angesehenen Berufen arbeiten bzw. studieren. Ist die finanzielle Situation gesichert und eine zumindest auf beruflicher Ebene durch die Ausführung der angesehenen Tätigkeit zu erwartende Akzeptanz vorhanden, scheint eine intensive Auseinandersetzung mit der Kultur, bzw. mit kulturellen Unterschieden, deutlich leichter zu fallen. Denn selbst bei größeren kulturellen Eigenarten fällt die Akzeptanz dieser Differenzen und daraus möglicher Weise resultierender Schwierigkeiten leichter, wenn sonst keine gravierenden Probleme zu bewältigen sind. Daraus lässt sich schlussfolgern:

➔ TransmigrantInnen sind zwar in allen Berufsgruppen mit Schwierigkeiten, die durch Fremdheit und Marginalität entstehen, konfrontiert. Jedoch variieren die Art und Qualität ihrer Probleme sehr deutlich.

➔ In als problematisch empfundenen Randpositionen sind eher TransmigrantInnen zu finden, die in Niedriglohnjobs arbeiten.

➔ Die intensive Auseinandersetzung mit fremdkulturellen Unterschieden muss man sich erst einmal „leisten“ können.

4.4.4 Motivation

Das Motiv, aus dem heraus gehandelt wird, bestimmt meist in bedeutender Weise die Handlung selbst. Daher erscheint die Variable „Motivation“ besonders aufschlussreich für die Erklärung der unterschiedlichen Positionierungen zu sein. Die Gründe und Motive der befragten Personen für einen längeren Auslandsaufenthalt sind sehr unterschiedlich. An oberster Stelle stehen die Verbesserung der ökonomischen Situation und die berufliche Herausforderung. Weitere Gründe sind meist in Kombination anzutreffen. So sehen Personen, die bereits durch ihre Eltern als Kind im Ausland Erfahrung gesammelt haben, dies als persönliche Prägung und fühlen sich daher in Kombination mit ihrem Beruf und den daraus erwachsenden Möglichkeiten wieder ins Ausland gezogen. Einige gehen auf Anraten ihrer Eltern ins Ausland. Auffallend in dieser Studie ist, dass nur TransmigrantInnen in sehr gut bezahlten Tätigkeitsbereichen auf Auslandser-

fahrung der Eltern zurückgreifen konnten. Die befragten Personen, die Jobs mit niedrigeren Qualifikationsanforderungen ausüben, sind nicht nur die „erste Generation“ ihrer Familie mit Auslandserfahrung. Einige von ihnen (Ewa und Pédro) kommen zudem aufgrund ihrer Auslandsaufenthalte in Konflikt mit ihren Eltern.

Die japanische Sozialwissenschaftlerin Misaki tritt in doppelter Hinsicht in die Fußstapfen ihrer Mutter: Sie ist ebenfalls Wissenschaftlerin geworden und erfüllte darüber hinaus mit ihrem Auslandssemester einen Herzenswunsch ihrer Mutter:

Sie wurde in Japan geboren, aber sie war in China aufgewachsen während der Kriegszeit. Sie und ihre Familie kam nach Japan OHNE irgendwas zurück, wirklich sehr arme Familie. (...) und sie hatte fünf Geschwister, sie war die erste Tochter ihrer Eltern. (...) Sie hatte kein Geld (leichtes Lachen) manchmal um mit dem Bus zu fahren, sie musste GEHEN (...) Aber, also sie hat Bafög-ähnliche Unterstützung vom Staat bekommen, als sie angefangen hat zu studieren. (...)

Und also meine Mutter hat die beste Uni auf unserer Insel besucht, (...) und das war natürlich, ja der STOLZ, ja für die Familie. Aber die Familie konnte sie gar nicht unterstützen. Im Gegenteil, sie musste Geld verdienen um ihre Familie zu unterstützen. (...)

Sie wollte auch im Ausland studieren, aber das kam nicht in Frage. Und deswegen, als sie, als ICH, zum ersten Mal in die USA gegangen bin und schon versucht habe, mich für das Studium in den USA zu bewerben, hat sie mich wirklich unterstützt, also: „Du kannst es ja jetzt machen, ich konnte es nicht, aber Du kannst es machen!“

Also sie hat wahnsinnig viel so Schwierigkeiten gehabt als sie studiert hat. Und deswegen, meine Mutter wollte besonders gern, dass ich ohne diese Mühe Promotion machen kann. Und eh, ja das erste Jahr hatte ich keinen Fellowship, (...), aber das erste Jahr haben mich meine Eltern unterstützt. (...), sie haben ihr bestes versucht, also mir gegeben (Misaki 12, 28ff.).

Die nachfolgenden zwei Beispiele zeigen, dass die Erfahrungen der Eltern nicht zwangsläufig zu einer positiven Haltung gegenüber einer beruflichen Phase im Ausland führten wie bei Misaki, sondern teilweise Überredungs- oder Überzeugungsarbeit der Eltern und schlussendlich die eigene, selbstständige Erfahrung im Ausland erforderlich ist, um eine offene Haltung nachhaltig zu prägen. Während Misaki wie selbstverständlich dem Vorbild ihrer Mutter folgt, muss Marek erst von seinem Vater für ein Studium im Ausland überzeugt werden. Doch schon während des Studiums ist auch er von den Chancen und der großen Bedeutung dieses Entschlusses überzeugt:

Es gibt eine extra Deutschprüfung und das ist meiner Meinung nach auch für jede dieser Personen, die so was wie ich durchgemacht haben, ist die Viadrina in

Frankfurt/Oder eigentlich das, was man anstreben sollte, da es einem eine zweisprachige, juristische Ausbildung ermöglicht. Man lernt dort sowieso das deutsche juristische und das polnische juristische System an dieser Universität. Und ich denke, dass eigentlich – das sollte Ziel jeder Person sein, die so was gemacht hat wie ich (Ma 2, 12ff.).

Auch Melanie geht zunächst nicht freiwillig ins Ausland. Sie wird als Kind deutscher Eltern in Kenia geboren, und auch als Jugendliche „zurück“ in der Heimat ihrer Eltern unternimmt sie – ähnlich wie Marek – erst auf Druck des Vaters eine Sprachreise:

Ich war mal zwei Wochen in Frankreich mit Sprachreisen, und das war nach der elften Klasse, wo ich eigentlich Französisch abbrechen wollte. Mein Vater hat mich auf diese Sprachreisen geschickt und hat gesagt: „Du fährst da jetzt hin, und DANACH möchte ich von Dir noch mal hören, dass Du Französisch abbrechen willst.“ Und ich bin dahin gefahren und hab natürlich erst mal Rotz und Wasser geheult, weil ich KEIN Wort verstanden hab, ich habe NICHTS verstanden, ich hatte fünf Jahre Französisch und ich hatte kein Wort verstanden, was die Leute da wollen.

Und dann hab ich gesagt: „Gut, Ehrgeiz, Du lernst das jetzt!“, ja, und da ist mir auch einfach wieder bewusst geworden: „Gut, wenn Du mit dem Ausland und mit der Internationalität irgendwie weiter in Kontakt bleiben möchtest, dann musst du dich auch dahinter hängen und dass du die Leute überhaupt mal verstehen kannst!“ (Me 12, 41ff.).

Die zwei Wochen in Frankreich wurden für sie zu einer schönen und sprachlich erfolgreichen Zeit. Zur Zeit des Interviews trug sie sich mit dem Gedanken an einen weiteren Auslandsaufenthalt während ihres Studiums.

In den letzten beiden Fällen wurde das Interesse an fremden Sprachen und einem Aufenthalt im Ausland zwar erst durch die Eltern ermöglicht, es wirkte dafür durch die anschließende eigene Erfahrung umso nachhaltiger. Ähnlich gelagert sind Motivationen aus Interesse an fremden Menschen und Kulturen, die zwar nicht durch die berufliche Versetzung der Eltern hervorgerufen wurden, aber dennoch von außen durch Erlebnisberichte von Kollegen, Freunden oder Reise- und Abenteuerliteratur angestoßen wurden.

Eher sekundär wirksam, aber nicht weniger wichtig sind Gefühle der Freiheit und Unabhängigkeit, die erst im Ausland selbst auftreten, wenn die betreffenden Personen feststellen, dass sie von vielen Pflichten und Anforderungen, die bisher in ihrer Heimat an sie gestellt wurden, befreit sind, wie es in den Fällen von Misaki und Beate ausführlich beschrieben wurde. Diese sekundäre Motivation wirkt bestärkend auf den aktuellen und auf die Planung zukünftiger Aufenthalte.

In Beziehung zu diesem Motiv der Freiheit steht auch der Abstand von dörflichen Zwängen, Klatsch und Tratsch, welches im Fall Anna der maßgebliche Auslöser für die Begleitung ihres Cousins nach Deutschland darstellte:

Da hab ich so eine Situation gehabt in Polen, (...) mit meinem Freund und hin und her (...) naja, wir sollten heiraten, dann doch nicht, und ein anderes Mädchen war von ihm schwanger und hin und her und ich komme aus einem kleinen Dorf, deswegen: die Leute sprechen (...) (An 4, 17ff.)

In nur wenigen Fällen war ein einziges Motiv ausschlaggebend, meist ist eine Kombination von verschiedenen Auslösern anzutreffen. Das empirische Material zeigt weiter, dass bei einer Mischung von verschiedenen Motiven die Marginalität entweder positiv bewertet oder anschließend leichter überwunden wird. Bei nur einem Motiv ist für den Umgang mit Marginalität entscheidend, ob der Gang ins Ausland eher freiwillig oder durch Dritte (Eltern, untreuer Partner) und äußere Umstände (Arbeitslosigkeit) verursacht wurde. Bei eher unfreiwilligen Aufenthalten werden Schwierigkeiten im Ausland (wie Fremdheit und Marginalität) eher als Belastung empfunden und schwieriger überwunden, sodass sich die Betroffenen auch eher in Richtung eines Problematisierenden Marginal Man entwickeln. Somit kann umgekehrt folgende These festgehalten werden:

→ Je mehr Gründe für einen Auslandsaufenthalt sprechen und je freiwilliger und selbst motiviert dieser ist, desto eher erfolgt die Selbstpositionierung als „Scheinkosmopolit“ (Typus Idealisierender Marginal Man) oder als „wahrer“ Kosmopolit.

4.4.5 Soziales Umfeld im Herkunftsland

Eltern, Freunde, Familie, Nachbarn, d.h. die nähere soziale Umwelt im Herkunftsland und die jeweiligen Einstellungen gegenüber einem Auslandsaufenthalt, können die Erfahrungen und die darauf folgende transnationale Positionierung der Interviewpersonen nachhaltig prägen.

Bejahende Einstellungen

Einflüsse der sozialen Kreise sind dichotomisch in eher wohlwollend, akzeptierend und skeptisch bis ablehnend unterteilt. Vielfach kommt Frauen hier eine unterstützende Funktion zu. So ist es bei Jan seine Ehefrau, die letztendlich bei wichtigen Entscheidungen die ausschlaggebende Kraft ist: Sie nimmt ihrem Mann die letzten Zweifel an einem Deutschlandaufenthalt, indem sie sich

beurlauben lässt, plädiert später dafür, trotz Schwierigkeiten in Deutschland zu bleiben und erwirkt, dass Jan sein Abitur in der Zeit seiner Ausweisung nachholt. Maria kann auf mütterliche Hilfe zurückgreifen, da diese sich mit ihr die Pflegestelle in Deutschland im Wechsel von drei Monaten teilt. Misaki sieht in ihrer Mutter ihr wissenschaftliches Vorbild und gleichzeitig eine große Befürworterin und Finanziererin ihrer Auslandsstudien und -tätigkeiten. Karol wird von seiner Ehefrau und seinen Kindern, die ihn regelmäßig besuchen und bei einigen Reisen begleiten, in seiner Tätigkeit unterstützt und wohnt zudem in einem polnischen Dorf, in dem es für die Bewohner fast normal geworden ist, eine Tätigkeit im Ausland auszuführen. Er stellt somit keine Ausnahme dar und wird weiterhin ohne Abstriche als einer der Dorfbewohner akzeptiert.

Diese TransmigrantInnen, die mit positiven Haltungen der Personen aus ihren engsten und weiteren sozialen Kreisen begleitet ins Ausland gehen, sind nicht in der Position des Problematisierenden Marginal Man zu finden, sondern positionieren sich im Gegenteil als Idealisierender Marginal Man, als Transnational Local oder als Integrierter.

Kritische Haltungen

Entsprechend sind unter den Personen, die im Herkunftsland mit kritischen Haltungen gegenüber längeren Auslandsaufenthalten konfrontiert wurden, einige (Melanie, Ewa, Anna), die der problematischen Randposition zugeordnet wurden:

Melanie trifft nach ihrer Rückkehr aus Kenia in der Schule auf Mitschülerinnen, die zum einen nur ein wagues Bild vom Leben in Afrika haben und zum anderen kein Verständnis für Schwierigkeiten einer Deutschen in einer deutschen Schule aufbringen. Bei Ewa üben ihre Eltern großen Einfluss aus. Sie waren es bereits, die sie von ihrem ersten Aufenthalt in Deutschland, gemeinsam mit der gesamten Familie, früher als geplant mit eindringlichen Vorhaltungen und Verlockungen nach Polen zurückgeholt haben. Auch in der zum Interviewzeitpunkt aktuellen Situation, in der Ewa ohne Familie monatsweise Reinigungsarbeiten in Deutschland übernimmt, um die Familie vor weiteren finanziellen Belastungen zu verschonen, schaffen es ihre Eltern, ihr ein schlechtes Gewissen einzureden und sie in einen Rollenkonflikt zu bringen: Einerseits ist sie froh, dass sie überhaupt eine Möglichkeit gefunden hat, die finanziellen Sorgen zumindest ein wenig zu

mindern, da ihr Mann arbeitslos und die Familie aufgrund eines Hauskaufs hoch verschuldet ist. Andererseits kommt sie mit der Rolle eines temporären Familienfinanziers nicht klar. Ihre Eltern konstatieren immer wieder, dass dies doch die Rolle ihres Mannes sei und sie nach Hause zu ihren Kindern gehöre, die sie sehr bräuchten.

Auch Anna berichtet von kritischen Haltungen aus ihren engeren Herkunftskreisen. Der Aufenthalt an sich ist bereits negativ motiviert. Wie schon weiter oben ausgeführt, flüchtete sie sich vor dem Klatsch und Tratsch der Dorfgemeinschaft aufgrund ihrer geplatzten Hochzeit. Hinzu kommen kritische und neidische Einstellungen ihrer Freundinnen in Polen, die sich wünschen, dass ihre Freundin endlich wieder dauerhaft nach Polen zurückkehrt und neidvoll erkennen wie gut sich Anna in Deutschland zurechtfindet. Sie selbst verfügen nicht über ausreichende Sprachkenntnisse oder bringen nicht den Mut auf, den Schritt ins Ausland zu wagen. Ihr Neid und Unverständnis zeigt sich in Form von ablehnenden Handlungen und Gesten bei Annas Besuchen in Polen, indem sie ihrer Freundin gegenüber vermehrt vorgeben, keine Zeit für sie zu haben.

Diese drei mit kritischen Haltungen konfrontierten Personen sind dem Typus des Problematisierenden Marginal Man zugeordnet worden. Hier ist ein deutlicher Zusammenhang zwischen negativen Einflüssen der näheren sozialen Umgebung im Herkunftsland, dem dadurch offenbar schwerer fallenden Umgang mit Fremdheit und Marginalität und der Selbstpositionierung im transnationalen Raum festzustellen.

Jedoch gilt dieser Zusammenhang nicht zwangsläufig bei allen Personen. Zwei Personen (Paul und Pédro) sind trotz negativen Einflüssen der Position des Alternative Man zugeordnet: Paul wird von seinen Freunden nach wie vor als „der Afrikaner“ bezeichnet. Dies scheint ihn zwar auf eine gewisse Weise zu stören, aber nicht nachhaltig zu beeinflussen. Auch Pédro setzt sich über die anfänglich kritische Haltung seiner Eltern hinweg, die seinen Entschluss, ins Ausland zu gehen, erst für gut befanden, nachdem er ihnen finanzielle Unterstützung zu kommen lies. Daher wirkten sich die leicht negativen Haltungen der engen sozialen Kreise nicht nachhaltig auf die beiden Transmigranten aus, die sich als Distanzierter Marginal Man positionierten.

Auffällig bei der Betrachtung der negativen Einflüsse aus den Herkunftskreisen ist die geschlechtliche Verteilung: Die drei oben genannten Frauen in der problematischen Randposition stehen ihren männlichen Vertretern gegenüber, die sich weniger stark mit kritischen Äußerungen identifizieren oder keine so intensive Skepsis in ihrer sozialen Umgebung erfahren haben.

Ländliche Herkunft

Eine besondere Variante des Einflusses der Herkunft stellen ländliche Lebensverhältnisse dar. In drei Fällen zeigte sich, dass sich eine dörfliche Herkunft auch auf die Verarbeitung von Fremdheitserlebnissen auswirken kann, in positiver als auch negativer Weise: Für Beate spielt die ländliche Herkunft eine bedeutende Rolle. Spätestens die Feststellung, im Ausland von den zuvor einengenden dörflichen Regelungen befreit zu sein, bestärkt ihren Entschluss für weitere Auslandsaufenthalte, die ihr eine angenehmere Lebensweise ermöglichen. In diesem Fall führt die als negativ erfahrene dörfliche Herkunft zu einem positiven Umgang mit Fremdheit und Marginalität.

Genau ins Gegenteil kehrte sich im Fall Anna der von ihr sehr hervorgehobene dörfliche Zusammenhalt, das Vorhandensein der Großfamilie und die Freundlichkeit und Offenheit der Dorfbewohner. Zudem werden das gegenseitige Bekanntsein und eine offene Kommunikation von Anna sehr geschätzt. Dies vermisst sie in Deutschland und stellt in ihren Aussagen die Idylle ihrer polnischen Heimat dem kalten, anonymen Deutschland gegenüber. Tatsächlich aber ist es ein Gegensatz von ländlicher und städtischer Atmosphäre und keine Gegenüberstellung von Polen und Deutschland. Denn wie auch Simmel (1903) anmerkte, ist das Leben in der Großstadt von höchster Unpersönlichkeit, „Blasiertheit“ und Reserviertheit geprägt. Anna lebt im Ausland in einer Großstadt und ist zugleich erstaunt und enttäuscht über die ihr entgegengebrachte Anonymität. Es ist nicht der hauptsächliche und ausschlaggebende Grund, warum sie letztendlich unter der Zwischenposition leidet, aber es beeinflusst durchaus ihre Positionierung und die von ihr eher als schwierig bezeichnete Lebenssituation.

Zusammenfassend betrachtet spielt die Herkunft der untersuchten TransmigrantInnen in zweierlei Hinsicht eine bedeutende Rolle: Sowohl die Prägung

des Herkunftsortes (Stadt oder Land) als auch die Einstellungen der nahen sozialen Kreise beeinflussen ihre Positionierung:

- ➔ Unterstützende, bejahende Einstellungen gegenüber einem transnationalen Leben seitens Familie und Freunde führen eher zu einer idealisierten Randposition oder zur Positionierung des „Integrierten“.
- ➔ Kritische Haltungen können hingegen zur Positionierung des Problematisierenden Marginal Man führen. Entsprechend bestätigt sich hier Billsons These, dass eine Randposition eher als belastend empfunden wird, je größer die Kraft, die Proteste und Vorbehalte der Herkunftsgruppe sind (Billson 1988, 195).
- ➔ Die Auswirkung einer ländlichen Herkunft ist abhängig von der eigenen Bewertung: Die dörfliche „Idylle“ wird im Ausland eher vermisst als eine mit Zwang, Vorschriften und Einengung verbundene ländliche Herkunft.

4.4.6 Aufnehmende soziale Kreise im Ausland

Da die Haltungen der Personen aus dem direkten sozialen Umkreis des Herkunftslandes wie gezeigt einen bedeutenden Einfluss auf die transnationalen Positionierungen haben, kann angenommen werden, dass aufnehmende Kreise im Ausland ähnliche Wirkungen erzielen können. Es zeigte sich jedoch ein sehr differenziertes Bild.

Einen eindeutigen Zusammenhang zwischen den Wechselwirkungen im Ausland und dem Umgang mit Fremdheit und Marginalität und der darauf folgenden Selbstpositionierung besteht bei Interviewpersonen, die überwiegend positive Erfahrungen gemacht haben. So fühlte sich Misaki (Der Idealisierende Marginal Man) in den unterschiedlichen Ländern als Stipendiatin und Gast sehr wohl, Paul (Der Distanzierte Marginal Man) integrierte sich recht problemlos über seine einheimischen Arbeitskollegen in die kenianische Gesellschaft und Maria (Der Transnational Local) berichtet über die Warmherzigkeit und Hilfsbereitschaft ihrer Nachbarn. Fremdheitsgefühle sind für diese drei Personen im Gespräch nicht von Bedeutung gewesen. Marginalität wird von Paul und Pédro als Abgrenzungsmechanismus genutzt und von Misaki idealisiert. Maria bleibt nach wie vor herkunftsgebunden und ist zufrieden mit ihrer Position. Verstärkte positive

Erfahrung im Ausland kann demzufolge vor einer problematischen Randposition schützen, die entsprechend unter diesen Personen nicht zu finden war.

Negative Erfahrungen kehren diesen Zusammenhang nicht zwangsläufig um. Zwar gibt es zwei Transmigrantinnen wie Ewa, die überrascht war, mit abwertenden Vorurteilen konfrontiert zu sein, und Anna, die sich irritiert von der Anonymität der Hochhausbewohner zeigte. Beide wurden dem Typus des Problematisierenden Marginal Man zugeordnet. Ein anderer Fall kehrt jedoch diesen Zusammenhang wieder um: Beate ist mit massivem abweisenden Verhalten der chinesischen Gesellschaft in der Zeit des Massakers auf dem Platz des Himmlischen Friedens konfrontiert worden, idealisiert aber dennoch ihre Randposition aufgrund der nach wie vor für sie deutlich wichtigeren Erkenntnis der Befreiung von Anforderungen ihrer Herkunftsgesellschaft gerade durch ihren Aufenthalt in China.

Noch erstaunlicher ist das Ergebnis bei den männlichen Befragten. Bei ihnen scheinen sich unangenehme Erlebnisse nur vorübergehend auf das eigene Wohlbefinden niederschlagen. Langfristig haben sie offenbar eher katalytische Auswirkungen auf die Auseinandersetzung mit fremdkulturellen Besonderheiten. So fühlte sich Marek als polnischer Schüler trotz seinen Integrationsbemühungen stets als Außenseiter. In Deutschland war er der Pole, in den Ferien zurück in Polen der Deutsche. Der Wunsch, dennoch auf Dauer als ein vollwertiges Mitglied der deutschen Gesellschaft angesehen zu werden, motivierte ihn, über die Jahre hinweg sein Deutsch so zu perfektionieren, dass er heute gar nicht mehr als Pole in Deutschland erkannt wird. Auch bei Pédro werden durch ständige Auseinandersetzungen mit dem Ordnungsamt Energien frei gesetzt, um allen zu zeigen, dass er die deutschen Gesetze befolgt und doch sehr wohl hier in Deutschland leben kann. Obwohl er sich mit Rassismus konfrontiert sieht, lässt er sich nicht unterkriegen und setzt hingegen zur offenen Auseinandersetzung vor Gericht an. Pierres Erfahrung, als europäischer Vorgesetzter in einer chinesischen Firma aufgrund seiner kulturellen Herkunft nicht als Chef anerkannt zu werden, war für ihn ein Schlüsselerlebnis. Er setzte sich daraufhin intensiver mit dieser Problematik auseinander und folgerte anschließend, dass es geradezu eine Regel sei, dass sich Angehörige einer Kultur anderen Kulturen überlegen fühlen und somit auch die eigene der fremden Kultur vorziehen. So nahm er dieses Erlebnis

nicht persönlich, sondern stellte es in einen allgemeineren Zusammenhang der Kommunikation unterschiedlicher Kulturen. Pierres Verhalten fremden Menschen und Kulturen gegenüber wurde dadurch schrittweise verständnisvoller und toleranter.

Die These von Billson – je größer die Proteste und Gegenwehr der aufnehmenden Gruppe gegenüber eines Übertritts, desto größer die gefühlte Fremdheit und Unzufriedenheit mit der eigenen sozialen Position (Billson 1988, 195) – gilt nicht für die vorliegende Studie. Zwar liegt in den wenigsten Fällen der Wunsch nach einem endgültigen Übertritt in die neuen sozialen Kreise vor, aber die Motivationen und Übergänge sind in Richtung Integration sehr fließend, wie die Fälle Anna und Jan zeigen. Die These muss stattdessen abgewandelt werden, denn es kann umgekehrt folgendes konstatiert werden:

➔ Eine positive Aufnahme der Gastgruppe kann vor Problemen mit Fremdheit und Marginalität schützen.

➔ Proteste und Gegenwehr von Personen der Aufnahmegesellschaft können hingegen in wenigen Fällen zu Problemen führen, aber auch genau das Gegenteil bewirken, nämlich eine intensive Auseinandersetzung mit der fremden Kultur – teils mental, teils verbal –, mit den möglichen Folgen einer größeren Akzeptanz und Toleranz kulturellen Unterschieden gegenüber bis hin zur Integration.

Auffallend ist zudem der geschlechtliche Aspekt:

➔ So scheinen Frauen eher unter negativen Erlebnissen zu leiden, während es Männer geradezu zum Handeln herausfordert.

4.4.7 Fremdkulturelle Unterschiede

An dieser Stelle soll die Rolle der Kultur beleuchtet werden. Es wird der Frage nachgegangen, welche Bedeutung der kulturelle Aspekt bzw. die fremde Kultur für die einzelnen InterviewpartnerInnen im Hinblick auf die Positionierung hat. Im Kapitel „4. Selbstverortung im Transnationalen Raum“ ist diese Frage implizit behandelt worden und soll hier nochmals genauer betrachtet werden. Mit kulturellen Unterschieden sind die Differenzen zwischen Heimat- und Gastland, die kollektiven Vorstellungen und die allgemein gültigen Werte und Normen gemeint. Fremdkulturelle Eigenheiten können Auslöser für Fremdheitsgefühle

und Marginalität sein, aber zusätzlich auch ein bedeutendes Mittel zur Konstruktion, Klärung und Darstellung der eigenen transnationalen Position.

Mit den fremdkulturellen Besonderheiten und den Fremdheitsgefühlen wird unterschiedlich umgegangen. Sie können bewertet oder eher wertneutral akzeptiert werden. Werden sie überaus positiv wahrgenommen wie z.B. von Beate, die feststellt, dass die für sie vormals unangenehmen deutschen Regelungen und Werte im Ausland nicht mehr oder nur in stark abgeschwächtem Maße relevant sind, so werden die kulturellen Unterschiede genutzt, um sich abzugrenzen und neu zu positionieren. Werden hingegen in beiden Kulturen positive und negative Aspekte wahrgenommen, aber der Wunsch nach eindeutiger Zugehörigkeit nicht zufrieden stellend erfüllt, so kommt es zur problematischen Randposition. In einigen Fällen wird die eigene Kultur, selbst nach vielen Jahren der Tätigkeit im Ausland, vorgezogen und eine Integration nur in den notwendigsten Arbeitszusammenhängen vollzogen. In diesem Fall zeigt sich ein grundlegender, sozialer Prozess: die Präferenz für das Eigene (Hondrich 1999), wodurch sich diese TransmigrantInnen in der weiterhin herkunftsgebundenen Position als Transnational Local positionieren.

Werden kulturelle Unterschiede weder vorgezogen noch zurück gestellt, sondern akzeptiert und relativ neutral als Andersartigkeit wahrgenommen, die den eigenen Überzeugungen nicht absolut widersprechen oder parallel dazu gesehen werden können, so ist der Weg für eine Integration bereitet. Schon eine Teilintegration kann einen problemlosen Wechsel zwischen der eigenen und der fremden Kultur ermöglichen (Typ Kosmopolit) oder gar nach einiger Zeit zum endgültigen Übertritt (Typ Integrierter) führen.

Kultur spielt eine zentrale Rolle beim Umgang mit Fremdheit und Marginalität, sie ist jedoch nicht in allen Fällen der entscheidende Faktor zur Erklärung der transnationalen Position. Dies gilt vor allem bei der Positionierung des Distanzierten Marginal Man. Hier ist zwar auch ein gewisses Maß an Integration in die fremdkulturellen sozialen Kreise vorzufinden, aber für die Konstruktion ihrer Position greifen beide Transmigranten auf Werte und Normen zurück, die nicht kultureller, sondern allgemeiner sozialer Art sind. Ihre distanzierte Position vollziehen sie nach ihrem ersten bedeutenden Auslandsaufenthalt auch im Heimatland. Der Auslandsaufenthalt, begleitet von Konfrontationen mit fremden

Werten, Normen und Umgangsweisen, ist bei ihnen eher ein Katalysator zur intensiven Reflexion der eigenen sozialen Position und nicht selbst das Mittel und der Grund zur Konstruktion ihrer distanzierten Position. Denn diese erfolgt aufgrund allgemeiner sozialer Distinktionsmotive und vollzieht sich daher nicht entlang, sondern quer zu kulturellen Zusammenhängen. Daher kann folgende These aufgestellt werden:

➔ Kulturelle Differenzen wirken

1. als Katalysator zur Selbstreflexion
 - a) der eigenen allgemeinen gesellschaftlichen Position
 - b) und/oder der eigenen Position im transnationalen Raum
2. als Anstoß zur intensiven Auseinandersetzung mit und Bewertung von kulturellen Unterschieden, wobei die Art der Bewertung die Selbstpositionierung bestimmt.

4.4.8 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurden bedeutende Variablen, die die vorgefundenen Selbstpositionierungen der interviewten TransmigrantInnen erklären, dargelegt. Aus diesen Zusammenhängen wird unten zusammengefasst, welche Bedingungen für Positionierungen erforderlich sind, die positiv und als Chance bewertet werden können (Idealisierender Marginal Man und Kosmopolit), und für die Positionierung, die eher unzufriedenstellend und als Hürde im Rahmen eines Aufenthaltes zu sehen ist (Problematisierende Marginal Man).

Bedingungen für eine positiv empfundene Positionierung (**Chance**):

- Mehrere Motive für einen beruflichen Auslandsaufenthalt
- Ausübung eines gut angesehenen Berufs bzw. die Anwendung der eigenen hohen Qualifikationen
- Positive Einstellung des sozialen Umfeldes im Herkunftsland gegenüber Auslandsaufenthalten
- Überwiegend positive Erfahrungen Im Ausland
- Wunsch nach Distanz / Abgrenzung von Werten, Normen und z.T. bestimmten sozialen Kreisen in der Heimat

Folgende Punkte stellen die Bedingungen dar, die es erschweren, eine transnationale Positionierung als angenehm zu empfinden und somit eher zu einer

problematischen Selbstpositionierung im Sinne eines Problematisierenden
Marginal Man führen (**Barriere**):

- Lediglich *ein* Motiv für einen beruflichen Auslandsaufenthalt
- Kritische Einstellung des sozialen Umfeld im Herkunftsland gegenüber Auslandsaufenthalten
- Wunsch nach eindeutiger Zugehörigkeit, Unvereinbarkeit zweier Aufenthaltsorte
- Negative Erfahrung im Ausland

4.5 Marginalität im Selbstverortungsprozess

Die Analyse der Interviews hat die oben dargelegte Typologie hervor gebracht. Die unterschiedlichen Typen sind Positionierungen zum Zeitpunkt des Interviews im transnationalen Raum. Zudem kann aus den Aussagen der InterviewpartnerInnen auch ein Prozess nachgezeichnet werden, der Entwicklungen, wie es zu dieser Positionierung gekommen ist, beschreibt und Vermutungen über zukünftige Entwicklungen zulässt. Diese Prozesse werden im nachfolgenden Unterkapitel (4.5.1 Prozessverläufe) genauer erläutert.

Ein wichtiges Element ist hierbei Marginalität, denn mit Marginalität wurden alle Interviewpersonen konfrontiert. Die Intensität dieser Erfahrung und der Umgang der einzelnen InterviewpartnerInnen hiermit fallen sehr unterschiedlich aus. Nicht nur Personen, die eine bedeutende Zeit im Ausland leben, werden mit Marginalität konfrontiert, es kann hingegen auch eine normale Erfahrung in einer sozialen Übergangsphase sein, in der sich eine Person vertikal oder horizontal zwischen konflikthaften, konkurrierenden oder sich ausschließenden gesellschaftlichen Positionen bewegt. Das Ende der Schulzeit und der Beginn des Erwerbslebens ist beispielsweise ein Übergangsstadium, in dem sich das Individuum in einem Zeitraum am Rand von beiden sozialen Kreisen fühlt und erst nach und nach in den neuen sozialen Kreis hineinwächst (Billson 1988, 193).

Während die genannten alltäglichen Situationen Übergänge darstellen, gibt es auch Situationen und Fälle, die von wesentlich längerer Dauer bis permanent variieren. Billson nennt letzteres „essential marginality“, wenn es sich beispielsweise um eine Frau indischer und englischer Herkunft handelt: Sie kann sich zwar der einen oder der anderen Kultur mehr zugehörig fühlen oder beide für sich kombinieren. Sie kann jedoch ihre Herkunft nicht ändern (Billson 1988, 189ff.).

Marginalität kann sowohl eine vorübergehende Phase als auch eine das gesamte Leben kennzeichnende Situation darstellen. Sie kann zudem in der Dauer von zeitweise bis permanent variieren. In dieser Bandbreite der Möglichkeiten reihen sich die Fälle der vorliegenden Studie ein: Einige haben die Situation der Marginalität recht schnell überwunden, für andere ist sie zum Interviewzeitpunkt immer noch kennzeichnend, in positiver oder negativer Weise.

Im Folgenden wird Marginalität in zwei verschiedenen Sinnzusammenhängen verwendet: Marginalität stellt zum einen die anfängliche Erfahrung während der ersten Zeit eines Auslandsaufenthaltes dar, mit der nahezu jeder in mehr oder weniger starken Maße konfrontiert wird, und zum anderen eine Positionierung im Sinne einer Verfestigung der zuvor erlebten Randerfahrung. Weitere Besonderheiten von Marginalität im Zusammenhang mit den empirischen Ergebnissen werden im übernächsten Unterkapitel (4.5.2 Zugehörigkeitsgefühle in der Marginalität) genauer in den Blick genommen.

4.5.1 Prozessverläufe

Zu Beginn einer Transmigration betreten Personen mit dem Entschluss, einen bedeutenden Zeitabschnitt ihres Arbeitslebens im Ausland zu verbringen, eher unbekanntes soziales und kulturelles Gebiet. Vielleicht mit der einen oder anderen Urlaubserfahrung in fremden Ländern in Erinnerung, sind sie jedoch weiterhin mit den Personen aus ihren engeren und weiteren sozialen Kreisen im Herkunftsland stark verbunden. Sie sind herkunftsgebunden wie diejenigen der interviewten Personen, die ich trotz langer und intensiver Auslandserfahrung dem Typus Transnational Local zugeordnet habe.

Linearer Prozess

Anhand der Erzählungen von Jan wurde im Kapitel „4.3.6 Der Integrierte“ gezeigt, dass sich aus einer transnationalen Lebensweise über viele Jahre hinweg eine schrittweise Integration entwickeln und zu einer dauerhaften und vor allem auch gefühlten Übersiedlung vom Herkunfts- ins Aufnahmeland führen kann. Dieser Prozess findet sich auch in den Aussagen der InterviewpartnerInnen über ihre ersten Erfahrungen im Ausland und ihren Plänen und Wünschen für die Zukunft. So kann generell von allen fünf Typen, vom Problematisierenden, Idealisierenden oder Distanzierten Marginal Man, Kosmopoliten und natürlich vom Transnational Local, der in der Darstellung des Prozesses gleichzeitig als Typus und als Ausgangsbasis für alle Betroffenen fungiert, ausgegangen werden, dass sie sich im Laufe eines transnationalen Lebens durch eine schrittweise Annäherung auch zum Typus „Integrierter“ entwickeln können. Das erhobene Material gibt hierzu in vielen Fällen Grund zur Annahme. Zudem kristallisierten sich noch spezielle Richtungen und Verläufe heraus.

Denn dieser bis hierher nachgezeichnete Prozess vom Beginn einer Auslandserfahrung als eher herkunftsgeladene Person (wie Typ Transnational Local) über die Erfahrung von Fremdheit und Marginalität und die Entwicklung zu vier weiteren Typen, aus denen sich möglicherweise eine dauerhafte Integration herausbildet (vgl. Abb. 2), verläuft nicht zwangsläufig eindimensional in diese Richtung. Dieser eindimensionale Verlauf wird meist in der Literatur zur Prozesshaftigkeit von Marginalität beschrieben. Hier werden marginale Positionen lediglich als Zwischenstadium angesehen, da die betroffenen Individuen das Ziel der endgültigen Aufnahme in die neuen sozialen Kreise verfolgen würden (vgl. Billson 1988, 192f.). Dies möchte ich auf Basis meines Materials weiter differenzieren.

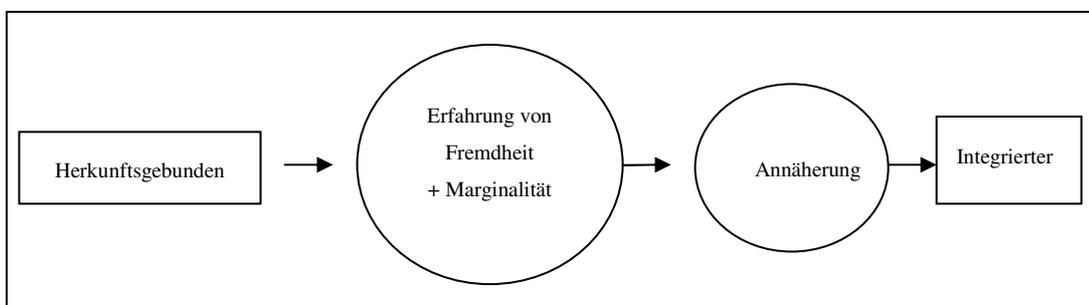


Abbildung 2: Linearer Prozess

Rückwärts gerichteter Prozess

Der Fall des polnischen Transmigranten Karol (Typus Transnational Local) zeigte, dass trotz langjähriger transnationaler Arbeits- und Lebensweise eine nach wie vor starke Herkunftsbindung beibehalten werden kann: Die eigene Herkunft und damit verbunden alle sozialen Beziehungen wurden in diesem Fall eindeutig – bewusst oder vermutlich eher unbewusst – der fremden Kultur und den potentiellen neuen Kontakten vorgezogen. Eine Annäherung an die fremd-kulturellen Zusammenhänge wird nicht oder nur sehr oberflächlich angestrebt. Auch dies ist eine Möglichkeit, mit Marginalität umzugehen und die neue Situation für sich selbst zu klären. Denn Marginalität wird hier, wenn sie überhaupt bewusst wahrgenommen wird, als Element einer Auslandstätigkeit akzeptiert, und das Hauptaugenmerk nach wie vor auf die Herkunft (rückwärts) gerichtet, wo das „eigentliche Leben“ stattfindet. Somit kann dieser Prozess als „rückwärts gerichtet“ bezeichnet werden (vgl. Abb. 3).

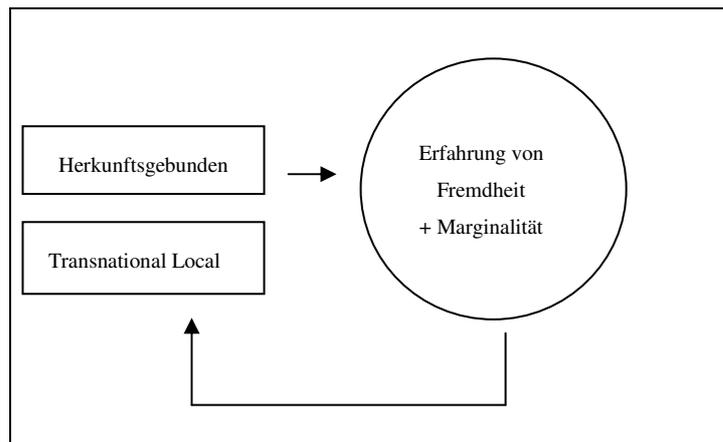


Abbildung 3: Rückwärts gerichteter Prozess

Verfestigung

Wird Marginalität nicht überwunden oder als ein typisches Element eines Auslandsaufenthaltes akzeptiert, so kann sich die gefühlte Randposition weiter verfestigen. Kennzeichen hierfür sind eine deutliche Unzufriedenheit mit der Zwischenposition und der große Wunsch der eindeutigen Zugehörigkeit (ohne eine Aussicht auf baldige Änderung). Bleiben diese negativen Gefühle – im Zusammenhang mit der eigenen transnationalen Zwischenposition – über eine längere Zeit erhalten, entwickelt sich der Typus des Problematisierenden Marginal Man. Diese Positionierung aktualisiert sich ständig durch das negative Erleben der eigenen Marginalität (vgl. Abbildung 4: Primäre Verfestigung von Marginalität). Ein Übergang zum Typus des Integrierten ist (zumindest theoretisch) aus Sicht der Betroffenen möglich, die ihren großen Wunsch der eindeutigen Zugehörigkeit mit einer endgültigen Übersiedlung erfüllt und ihre Zerrissenheit damit als beendet sehen. In wie weit tatsächlich die zuvor als sehr belastend empfundenen Gefühle der Marginalität durch den Entschluss eines dauerhaften Aufenthalts überwunden werden können, ist aus den vorliegenden Interviews jedoch nicht zu entnehmen.

Fallen hingegen die Gefühle des Marginalisiertseins gering aus oder wird diese Zwischenposition gar als sehr angenehm empfunden, so kommt es zu keiner Verfestigung der Marginalität. Auch eine Akzeptanz der Randposition als typische Auslandserfahrung oder eine Überwindung von Marginalitätsgefühlen

beugt diesem Prozess vor. Auf Basis dieser Bedingungen entwickeln sich hingegen eher die Positionierungen als Idealisierenden Marginal Man, Distanzierten Marginal Man oder als Kosmopolit (siehe Abbildung 7: Selbstverortungen als veränderbarer Prozess).

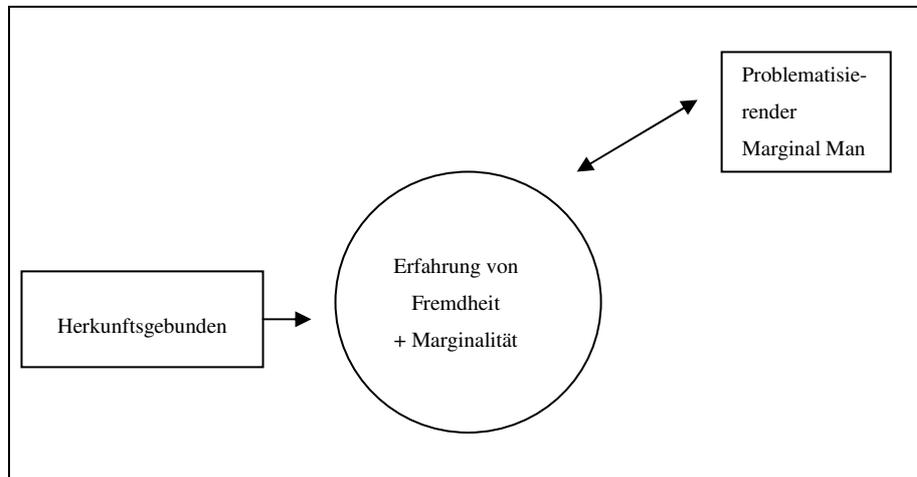


Abbildung 4: Primäre Verfestigung von Marginalität

Exkurs: Subjektivität und Objektivität von Marginalität

Intensität und Dauer von Marginalität hängen auch von der Objektivität oder Subjektivität dieser sozialen Position ab. Ein Außenstehender kann beispielsweise eine Person als marginal bezeichnen, jedoch muss diese Tatsache noch keine Besorgnis erregende Situation im betroffenen Individuum ausgelöst haben und ihm dadurch bewusst geworden sein (**zugeschriebene Marginalität**). In der Auswertung der Interviews wurde bisher lediglich die Sichtweise der interviewten Person selbst eingenommen (**selbst wahrgenommene Marginalität**). Eine dritte Möglichkeit der Wahrnehmung von Marginalität besteht in der Übereinstimmung der Innensicht mit der Außensicht, wenn Marginalität also **selbst und fremd wahrgenommen** wird.

1. Selbst wahrgenommene Marginalität

Marginalität, die lediglich vom Individuum selbst wahrgenommen wird, bleibt zunächst ohne Wirkung nach außen. Sie kann zwar für das Individuum selbst als sehr belastend empfunden werden, Außenstehenden bleibt sie jedoch verborgen. Dies ist bei Anna der Fall, denn ihre Positionierung als Problematisierender

Marginal Man hat keinen Einfluss nach außen, es bleibt bei der inneren Unzufriedenheit und Zerrissenheit, die sich vielleicht – Angaben gibt es hierzu nicht – als Unruhe oder Unzufriedenheit höchstens ihrem Freund gegenüber äußern könnte. Im weiteren sozialen Zusammenleben wirkt sich diese subjektiv gefühlte Marginalitätspositionierung offenbar nicht aus.

2. Selbst und fremd wahrgenommene Marginalität

Bleibt es nicht nur bei einer inneren Spannung und Zerrissenheit in dieser Selbstpositionierung wie bei Anna, sondern wird aufgrund dieser Unzufriedenheit in einer bestimmten Weise gefühlt *und* gehandelt, so dass auch Außenstehende diese Positionierung erkennen, so kommt es zur Objektivierung der Marginalitätsposition wie im Fall Beate: Im Ausland fühlt sie sich in ihrer Zwischenposition sehr wohl und genießt dies (Idealisierender Marginal Man). In ihren Rückkehrphasen in Deutschland erhalten die deutschen Werte und Normen, von denen sie sich stark distanziert, wieder hohe Verbindlichkeit. Dies empfindet sie als Zwang und Druck; Unzufriedenheit macht sich breit.

Dies bewirkt, dass sie sich in Deutschland noch mehr der chinesischen Kultur verbunden fühlt. Entsprechend sucht sie in Deutschland verstärkt den Kontakt zu Chinesen und pflegt weiterhin Kontakte nach China. Selbst in Deutschland hat sie ihren „Lebensmittelpunkt“ (Be 13, 23) nach China ausgerichtet.

Außenstehende (wie Freunde, Bekannte, Familie) scheinen das zu akzeptieren; zumindest wird nicht thematisiert, dass sich jemand evtl. zurück gesetzt fühlt, weil Beate viel Zeit mit Chinesen verbringt. Hingegen fällt einem Kollegen, der ihre mehrsprachigen Notizen verfolgt, auf, dass sie gedanklich offenbar nicht 100% in Deutschland verweilt:

Ich war auf einer Bilanzpressekonferenz und habe meine Notizen so in einem Kauderwelsch Chinesisch-Englisch-Deutsch geschrieben. (...) aber hauptsächlich Chinesisch – und er hat gesagt: `Du sollst nicht auf Chinesisch schreiben. Du bist hier in Deutschland.` (lacht) Aber das zum Beispiel, ne, daran merkst du, dass dein Mittelpunkt eben da ist (Be 13, 23ff.).

Spätestens an dieser Stelle ist es nicht mehr nur sie selbst, die sich über das Leben in beiden Kulturen mit einer starken Neigung zu China bewusst ist, sondern auch Außenstehende. Problematisch ist jedoch, dass der Hinweis ihres Kollegen ihr Verhalten nicht nur beschreibt, sondern abwertet. Für ihn ist klar, dass sie wieder zurück in Deutschland ist und ihre Notizen auch dem entsprechend in deutscher

Sprache verfasst werden sollten. Obwohl sie hierauf im Interview nicht weiter explizit eingeht, wird sie dies – vielleicht auch unbewusst – als eine von weiteren Verhaltensweisen und Reaktionen von Deutschen werten, die ihr erneut ihr Unwohlsein in Deutschland bestätigen, wodurch sich ihre gefühlte Marginalität in Deutschland verstärkt. In China idealisierte sie ihre Randposition (Typ Idealisierender Marginal Man). Zurück in Deutschland, wo eine Distanzierung zu deutschen Werten und Normen nicht mehr so einfach wie in China möglich ist, wird die eigene Situation als belastend empfunden und Situationen ähnlich wie die mit ihrem Kollegen verstärken das Gefühl, nicht (mehr) nach Deutschland zu gehören. Während ihrer zwei bis drei Jahre dauernden Heimkehrphasen wechselt sie von der Idealisierenden Marginal Man Positionierung zum Problematisierenden Marginal Man. Daher kann die folgende These aufgestellt werden:

Wird eine Randposition nicht nur gefühlt (subjektiv wahrgenommen), sondern auch für außen stehende Personen erkennbar (Objektivierung), so kann sich die gefühlte Marginalität weiter verfestigen.

Im Gegensatz zu Anna, verfestigt sich die Marginalität bei Beate erst in den Heimkehrphasen zum Problematisierenden Marginal Man und wird während eines erneuten Auslandsaufenthalts durch die vorherige Positionierung ersetzt. Ich spreche daher von einer „sekundären Verfestigung“ der Marginalität:

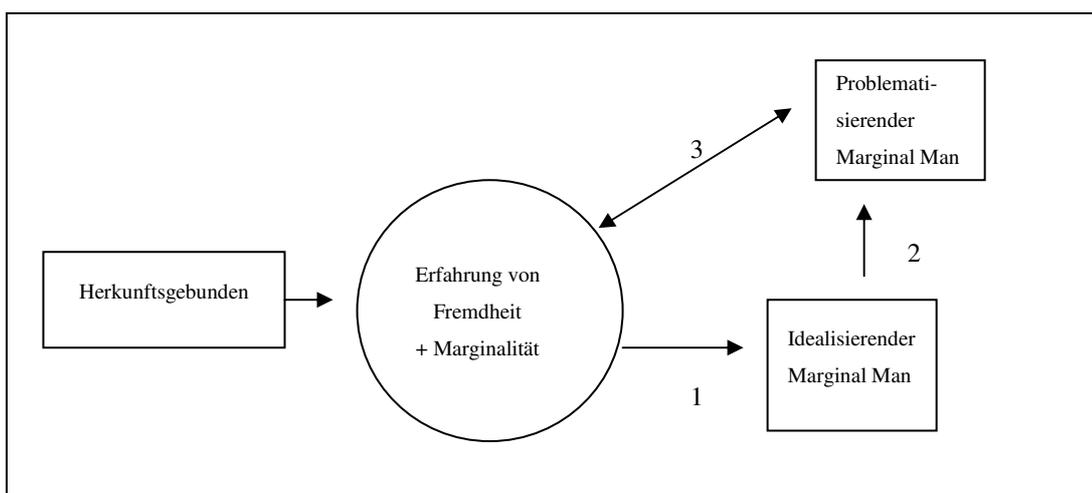


Abbildung 5: Sekundäre Verfestigung von Marginalität

Melanies Bericht zeigt, dass auch der umgekehrte Fall möglich ist: der Wechsel einer objektiven Marginalität zur rein subjektiven Randpositionierung: In der ersten Zeit ihres Umzuges zurück nach Deutschland erzählt sie noch in der Schule und im Freundeskreis von ihrer Kindheit in Kenia. Aufgrund von massiven Konfrontationen mit Unverständnis, Vorurteilen und Geringschätzung fühlt sie sich ausgegrenzt und marginalisiert. Dieses Zusammentreffen aus von außen herangetragenem Marginalität und selbst gefühlter Situation lässt diese Positionierung objektiv werden.

Interessant ist der anschließende Wechsel: Nach vielen Monaten der belastenden Marginalitätsposition entscheidet sich Melanie, sich neuen Bekannten gegenüber nicht mehr als eine Deutsche mit afrikanischer Kindheit vorzustellen, sondern es dem Zufall oder dem Interesse der neuen Bekanntschaften zu überlassen, evtl. im Zuge des besseren Kennenlernens darüber zu sprechen und ansonsten dieses Thema einfach zu verschweigen. Sie empfand es als große Erleichterung, auf diese Art (des Nichtwissens anderer um ihre Herkunft) schrittweise von der Marginalitätszuschreibung erlöst zu werden. Neue Freundschaften wurden hierdurch deutlich unkomplizierter und die eigene Vergangenheit weniger problematisch. Dieser Schritt führte sogar im weiteren Verlauf dazu, dass sie sich nicht mehr abseits, sondern immer mehr zugehörig fühlte. Ihre Positionierung verschob sich entsprechend vom Problematisierenden Marginal Man zur Position des Integrierten. Festzuhalten ist daher die folgende These:

**Verblasst die Zuschreibung einer Marginalitätsposition,
so kann dies den Prozess der Integration anstoßen.**

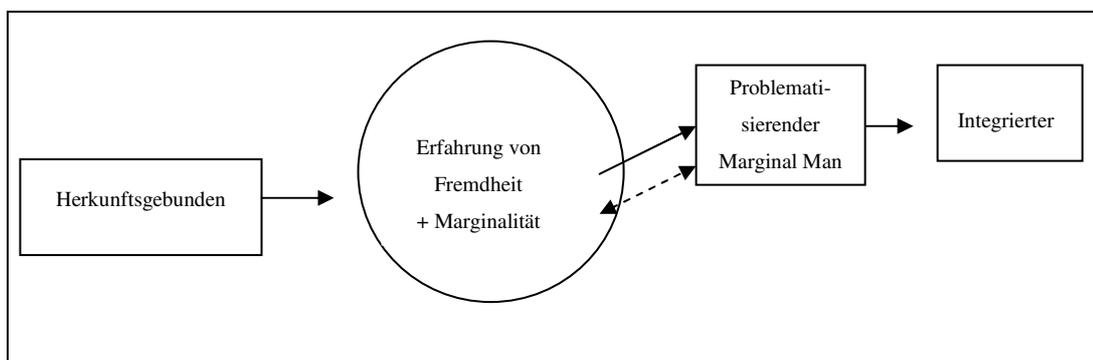


Abbildung 6: Zugeschriebene Marginalität verblasst

3. Nur zugeschriebene Marginalität

Marginalität kann objektiv, rein subjektiv oder lediglich eine zugeschriebene Position darstellen. Im zuvor geschilderten Fall von Melanie verursachte die zugeschriebene Marginalität die selbst gefühlte Randposition.

Der Fall Pierre hingegen zeigt, dass eine Zuschreibung nicht zwangsläufig eine (problematische) Marginalitätsposition hervorrufen und somit eine Objektivierung anstoßen muss. Pierre hat berufliche und kulturelle Erfahrung in unterschiedlichen Ländern gesammelt. Durch Sprachkompetenz, Interesse und Einfühlungsvermögen schafft er es, sich in allen Ländern gut zu verständigen und sich wohl zu fühlen. Gleiches galt auch für seinen mehrjährigen Aufenthalt in China. Die Zugehörigkeit zu diesem Land machten ihm jedoch seine ihm unterstellten chinesischen MitarbeiterInnen regelmäßig streitig. Er blieb trotz intensiver Bemühungen ein fremder Europäer und somit eine Person, dem chinesische Angestellte offenbar wesentlich geringeren Respekt zollen als einem Landsmann als Chef. Obwohl dies seinen Berufsalltag deutlich erschwerte und verkomplizierte, fühlte sich Pierre hierdurch allerhöchstens in der aktuellen Situation persönlich belastet, welches sich aber nicht längerfristig zu einer Positionierung als Marginal Man verfestigt hat.

Nur von außen wahrgenommene Marginalität

führt nicht zwangsläufig zu einer Verfestigung.

Zusammenfassend können die möglichen Prozesse und Übergänge wie folgt dargestellt werden:

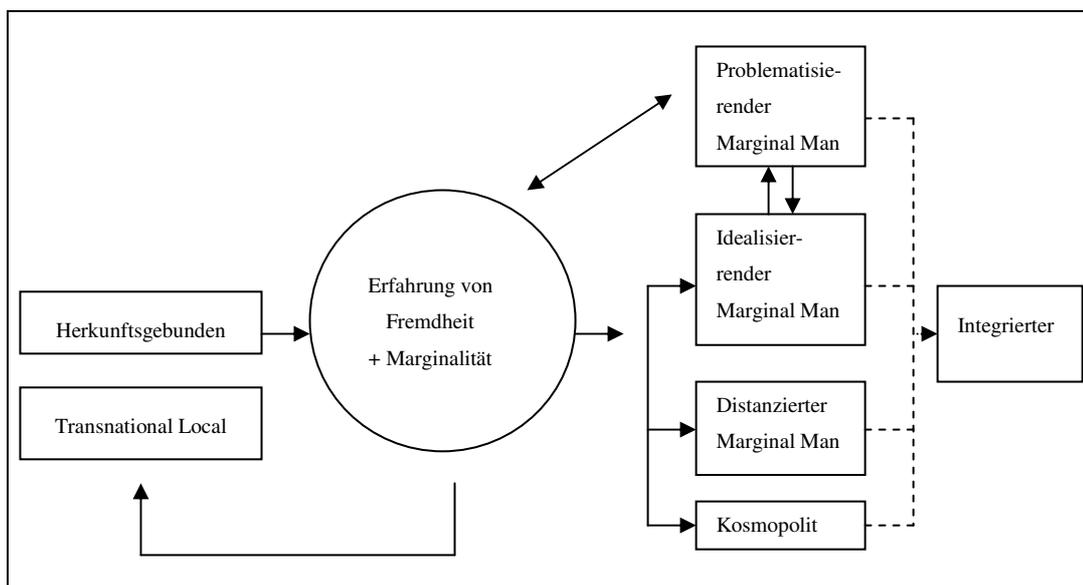


Abbildung 7: Selbstverortungen als veränderbarer Prozess

4.5.2 Zugehörigkeitsgefühle in der Marginalität

In diesem Unterkapitel soll der zuvor dargestellte Prozess noch genauer erklärt und vertieft werden. Im Focus stehen daher besondere Eigenschaften von Marginalität, wie sie sich aus den Interviews entwickelt haben. Diese werden genauer erläutert und mit den theoretischen Darstellungen von Marginalitätserfahrungen in der Literatur verglichen. Auf diese Weise können Phänomene genauer erklärt und auch Ergänzungen zu bisherigen Konzepten und Annahmen der Marginalität aufgezeigt werden.

Mit Marginalitätserfahrungen wird – wie gezeigt – unterschiedlich umgegangen. Die Möglichkeiten reichen von Unzufriedenheit verbunden mit dem Wunsch der baldigen Überwindung über Akzeptanz bis hin zur Idealisierung. Eine Verfestigung von Marginalität kann das elementare Bedürfnis nach Zugehörigkeit, den Wunsch irgendwo hin- und dazuzugehören (Hondrich 1996, 164) schmerzlich bewusst werden lassen. Zudem kann Marginalität auch als Abgrenzungsmechanismus eingesetzt werden, um die zugeschriebene Zugehörigkeit deutlich abzulehnen und die tatsächlich gefühlte Zugehörigkeit hervorzuheben (wie beim Idealisierenden und vor allem beim Distanzierenden Marginal Man).

Wie zuvor gezeigt, ist die Marginalitätsposition nicht nur eine vorübergehende Phase mit dem Ziel der Integration in die neue Gruppe, sondern kann sich auch verfestigen oder rückwärts gerichtet sein. Dies liegt daran, dass Marginalität bei den untersuchten TransmigrantInnen nicht ausschließlich nur in eine Richtung, sondern zum großen Teil in beide Richtungen (zum Herkunfts- und Aufnahme-land) ausgerichtet ist und sich zudem in unterschiedlicher Intensität zeigt. Daher wird Marginalität im Folgenden nach Art ihrer Ausrichtung auf soziale Gruppen unterschieden. Die betreffende Person kann sich entweder hin zu oder weg von einer sozialen Gruppe orientieren.

Orientierung hin zu einer sozialen Gruppe

Eine Orientierung auf eine soziale Gruppe kann sich unterschiedlich zeigen. So geschieht es, dass sich das Individuum nach einiger Zeit des transnationalen Lebens genau in der Mitte von zwei Bezugsgrößen sieht. Es fühlt sich in gleichem Maße zu zwei Gruppen hingezogen – auf der einen Seite zur Herkunftskultur und auf der anderen Seite zur Aufnahmekultur, in der es seiner beruflichen Tätigkeit nachgeht. Die Person verfolgt zwar den Wunsch, sich eindeutiger zu einer sozialen Gruppe zu bewegen, ist zu diesem Zeitpunkt jedoch noch nicht sicher, in welche Richtung diese Orientierung gehen soll.

Personen dieser sozialen Position befinden sich in einem Zwischenstadium, in dem sie teilweise noch in der vorherigen sozialen Position verwurzelt sind und sich in die neue noch nicht vollkommen integriert haben. Das Individuum steht eher in Bezug auf zwei unterschiedliche Gruppen, orientiert sich in ihre Richtung und ist in keiner der beiden integriert (Billson 1988, 192f.).

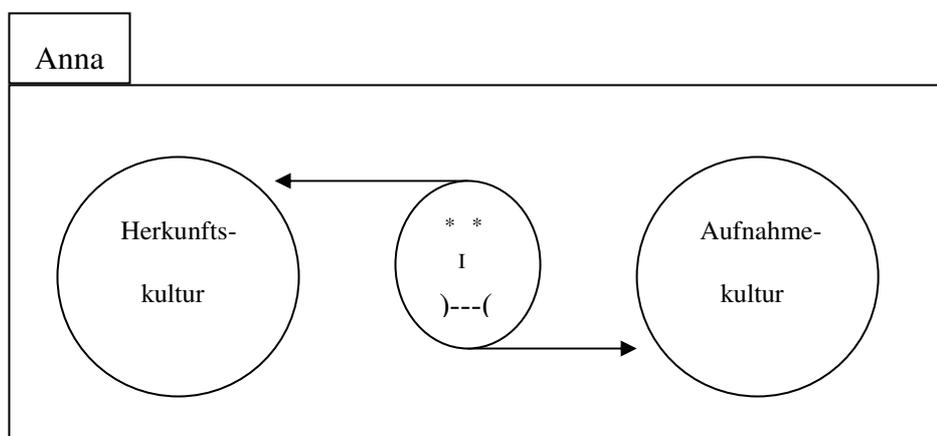


Abbildung 8: Gleich starke Zugehörigkeitsgefühle

Auf Grundlage von Annas Erfahrungen konnte diese Positionierung beschrieben werden, die sich nicht nur *zwischen* beiden Bezugsgrößen, sondern aufgrund der gleich großen Zugehörigkeitsgefühle genau *in der Mitte* befindet. Diese Position dauerte zum Interviewzeitpunkt schon längere Zeit an und wird von der Polin als belastend empfunden. Sie würde sich gern aus der Randposition auf eine soziale Position zu bewegen, in der sie sich eindeutig zugehörig fühlt, denn die gleichzeitige Zugehörigkeit zur Herkunfts- und Aufnahmekultur empfindet sie als widersprüchlich und unvereinbar.

Die Besonderheit im vorliegenden Fall Anna ist die Richtung der Orientierung aus der Randposition heraus, denn diese ist nicht ausschließlich auf die neuen sozialen Kreise ausgerichtet – wie es zumeist in der Literatur über Marginalität beschrieben wird (vgl. Billson 1988) – sondern ist zunächst überhaupt nicht auf eine bestimmte Gruppe oder Nationalgesellschaft hin ausgerichtet. Es besteht lediglich der Wunsch nach eindeutiger Zugehörigkeit, egal ob rückwärtsgerichtet zur Heimat- oder vorwärtsgerichtet zur Gastgesellschaft, im Vordergrund steht ein möglichst baldiges Ende der inneren Zerrissenheit.

Im Gegensatz hierzu zeigt das nachfolgende Schaubild eine einseitige Hinwendung. Zwar besteht wie im Fall Anna eine Zwischenposition, aber die Orientierung geht deutlich in nur eine Richtung. Dies lässt sich anhand der Fälle von Beate und Misaki veranschaulichen, die sich schon sehr weit von ihrer Herkunftskultur gelöst und sich sehr intensiv mit der Gastkultur auseinandergesetzt haben. Da Integration jedoch bewusst nicht angestrebt wird, bleibt es bei einer starken Orientierung hin zum Gastland.

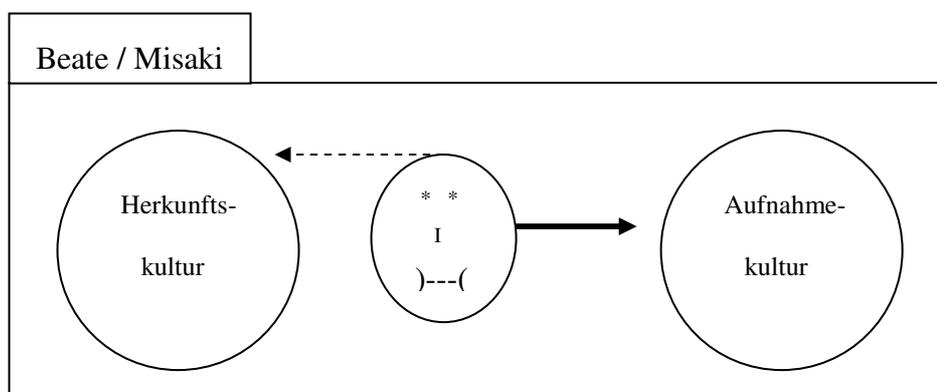


Abbildung 9: Unterschiedlich starke Zugehörigkeitsgefühle

Im Gegensatz zu Anna, bei der eine Zwischenposition zur inneren Zerrissenheit führte, gehen Beate und Misaki mit ihrer Selbstpositionierung sehr positiv um. Für sie verkörpert diese Zwischenposition einen angenehmen sozialen Raum, in dem die Werte und Normen ihrer Herkunftsgesellschaft, von denen sie sich teilweise sehr bewusst distanzieren, nur noch abgeschwächt gelten, und sie die Regeln des Aufnahmelandes nur teilweise erfüllen müssen. Beide Frauen werden nach wie vor als Gäste angesehen, denen man auch hin und wieder Fehler im sozialen Umgang nachsieht. Sie fühlen sich eher dem Aufnahmeland als ihrem Herkunftsland zugehörig, obwohl sie sich nicht völlig in die Gastgesellschaft integrieren wollen. Hier liegen zwar auch zwei Richtungen der Orientierung vor, allerdings in unterschiedlicher Intensität.

Eine eindeutige und sehr stark ausgeprägte Richtung der Zugehörigkeitsgefühle führt im Fall von Jan zur Integration, die er im Laufe der Jahre seines transnationalen Lebens vollzog. Er hat sich deutlich aus einer – wenn überhaupt zuvor längere Zeit vorhandenen – Randposition hinausbewegt, sich von den vorherigen Bezügen zum Herkunftsland weitestgehend gelöst und den neuen Kreisen sehr angenähert bzw. sich integriert. Das Übergangsstadium einer marginalisierten Positionierung ist klar überwunden, Fremdheit wurde durch Vertrautheit im Laufe der Zeit abgelöst. Dies bedeutet das Endstadium des Marginalitätsprozesses. Auch bei Anna kann hypothetisch im Falle einer Entscheidung für einen dauerhaften Aufenthalt in Deutschland (vgl. Kapitel 4.3.6 Der Integrierte) eine Überwindung der Marginalität durch Integration angenommen werden.

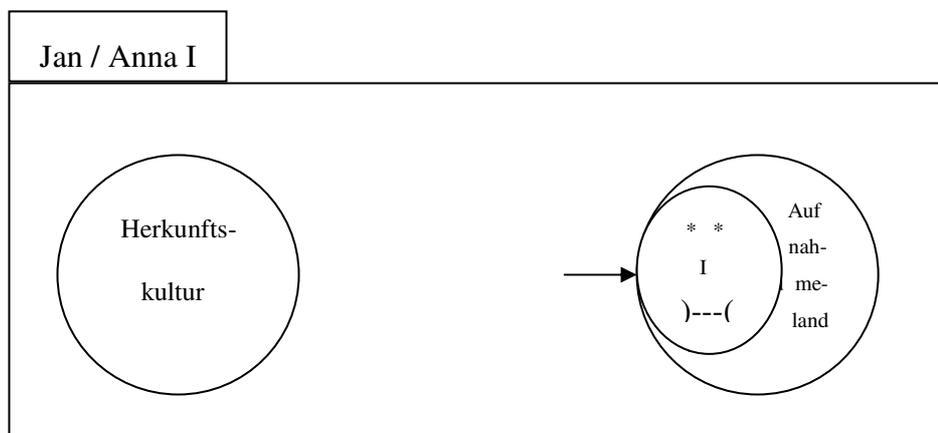


Abbildung 10: Ende der Marginalität durch Integration

Billson (1988, 192f.) analysierte die Rezeptionsgeschichte des Marginal Man-Konzeptes, die mittlerweile einen Zeitraum von mehr als 60 Jahren umfasst. Er kommt bei dieser Vielfalt der Forschungszusammenhänge dennoch zu der Schlussfolgerung, dass Marginalität einen eindimensionalen, in nur eine Richtung verlaufenden Prozess darstellt. In der vorliegenden Studie zeigen jedoch einige Fälle rückwärts gerichtete Positionierungen auf. Wie bereits weiter oben (Kap. 4.5.1 Prozessverläufe) beschrieben, ist die Positionierung des Transnational Local stark auf die eigene Herkunft und somit rückwärts ausgerichtet. Ähnliche Ausrichtungen lassen sich beim Typus des Problematisierenden Marginal Man im Falle Anna erkennen:

Sollte sie sich aus ihrer permanenten Unentschiedenheit am Ende doch gegen einen dauerhaften Auslandsaufenthalt in Deutschland und sich statt dessen für ein (permanentes) Leben gemeinsam mit ihrem Freund in Polen entscheiden, würde sie ihrer Vorstellung nach recht bald wieder eine feste Position in ihrem sozialen Umfeld in ihrem Herkunftsort einnehmen. Sie antizipiert mit der Entscheidung ihrer Rückkehr gleichzeitig ein Ende der als problematisch empfundenen Marginalitätspositionierung und eine wieder eindeutige und starke Verbundenheit mit ihrer polnischen Heimat. Schematisch würde dies entsprechend folgender Maßen aussehen:

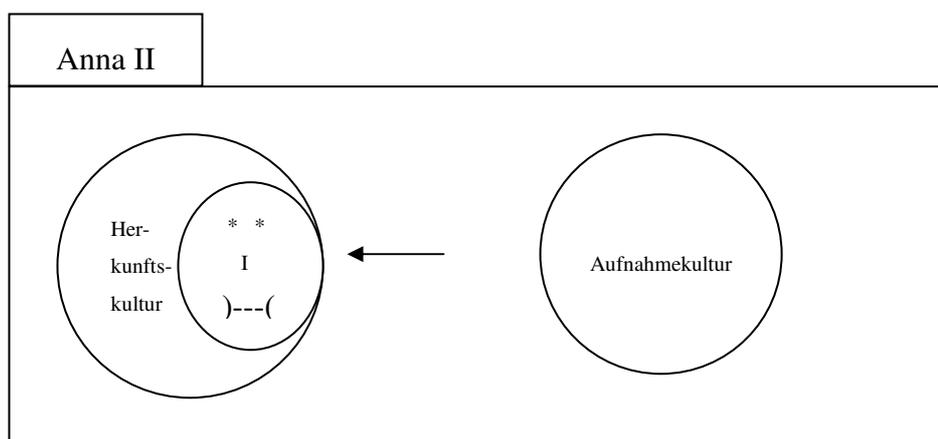


Abbildung 11: Antizipiertes Ende der Marginalität durch Rückkehr

Der vorliegende Fall Anna und die Annahmen, die aufgrund ihrer Aussagen über ihre zukünftige soziale Positionierung getroffen werden können, zeigen, dass eine (als problematisch empfundene) Marginalitätspositionierung auch eine soziale Testsituation darstellen kann. Eine Testsituation daher, weil diese Position als belastend empfunden wird, und auf Dauer gesehen, nach einer Änderung verlangt.

Um die Problemlösung einer eindeutig gefühlten Zugehörigkeit zu erlangen, gibt es nur zwei Möglichkeiten: die weitere Annäherung an die Aufnahmekultur oder eine eindeutige Rückwendung zum Herkunftsland. Eine Akzeptanz dieser Zwischenposition (wie es Beate und Misaki vollziehen), was zur Idealisierung oder zum Kosmopoliten führen würde, ist für Anna keine Lösung, da der Wunsch nach eindeutiger Zugehörigkeit im Vordergrund steht. Die Möglichkeit eines Übergangs (oder Rückgangs) zum Typus eines Transnational Locals scheint aus einer Problematisierenden Marginal Man Positionierung nicht möglich. Konkrete oder weiterführende Hinweise lassen das vorliegende Material leider nicht zu.

Orientierung weg von einer sozialen Gruppe

Die bisherigen Ausführungen bezogen sich stets auf eine Orientierung *hin zu* einer sozialen Gruppe. Das konnten die neuen kulturellen Zusammenhänge sein oder eine rückwärtige Orientierung auf die Herkunftskultur. Es handelte sich stets um eine Orientierung in eine Richtung mit dem Ziel, von dieser sozialen Gruppe als Gast oder zukünftig als Mitglied akzeptiert zu werden.

Eine Umkehrung dieser auf Akzeptanz ausgerichteten Marginalität ist die bewusste Abkehr von einer Gruppe. Marginalität, die Position am Rand eines sozialen Gefüges, wird angestrebt, um die eigene Distanzierung zur sozialen Gruppe, der man dennoch angehört, zu verdeutlichen. Dies betrifft Personen, die dem Typus „Distanzierter Marginal Man“ zugeordnet wurden, Paul und Pédro:

Paul zählt wie alle anderen deutschen bzw. europäischen Gesandten in Afrika zu den „Expats“. Da ihm aber Verhaltensweisen, Werte und Normen, die in diesen sozialen Kreisen oft vorzufinden sind, nicht behagen und ihm der familiäre Zusammenhang wichtiger ist als organisierte Expatveranstaltungen, wendet er sich gezielt gegen eine Zugehörigkeit zu dieser Gruppe. Er richtet nicht nur sein Verhalten entsprechend aus, in dem er bewusst nicht an den für Expats organisierten Abenden und Veranstaltungen mit seiner Familie teilnimmt, sondern versucht auch im Interview an vielen Stellen mit Nachdruck deutlich zu machen, dass er kein typischer Expat ist, sondern einer, der seinen eigenen Weg geht. Er würde gern eine Randposition einnehmen, bzw. sieht sich auch lediglich am Rand dieser Expat-Kreise. Er gehört zwar in dem Sinne dazu, dass er auch ein in Afrika arbeitender Ausländer ist, der für eine europäische Firma oder Institution arbeitet,

möchte aber lieber diesen Kreisen außen vor stehen. Dies ist jedoch nur mit viel Erklärungsarbeit möglich, da er immer wieder – vor allem bei Vorstellungsgesprächen – dieser Gruppe zugeordnet wird. Seine Orientierung ist daher nicht *hin zu*, sondern *weg von* einer sozialen Gruppe, also eher hin zu einer Randposition. Die Besonderheit hierbei ist, dass die Mitglieder der sozialen Gruppe, von der er sich abwendet, zwar der Herkunftskultur angehören, denn Expats sind Gesandte westlich orientierter internationaler Firmen, zu denen vor allem Europäer und damit auch einige Deutsche gehören, diese Gruppe sich jedoch zum Zeitpunkt der aktiven Abgrenzung im Ausland befindet. Der Aufnahmekultur steht Paul jedoch offen gegenüber, integriert sich zum Teil, sieht sich dennoch weiterhin in der Rolle eines freundlichen Gasts.

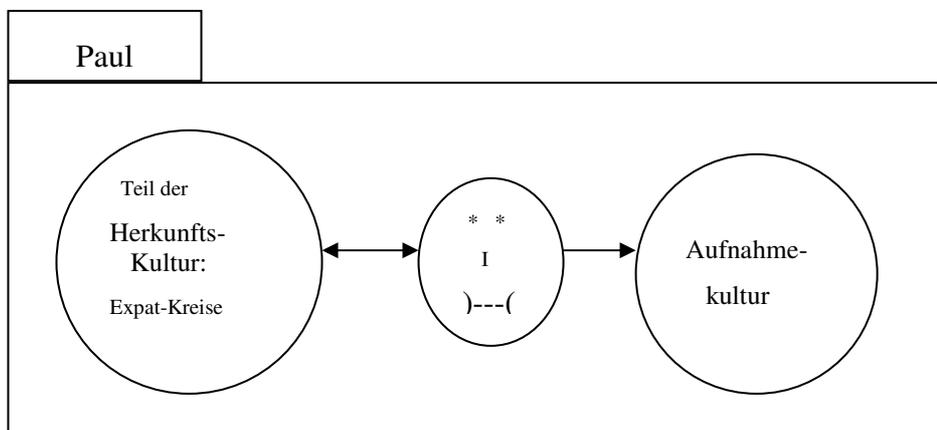


Abbildung 12: Marginalität als Abgrenzungsmechanismus

Beim Brasilianer Pédro sind zwei gleichzeitige, teilweise entgegengesetzte Orientierungen festzustellen. Auf der einen Seite wendet er sich – ähnlich wie Paul – gegen Werte und Normen einer sozialen Gruppe, möchte aber trotzdem als einer von ihnen akzeptiert und anerkannt werden. Erschwerend zu diesen gegenläufigen Prozessen der Orientierung und Abwendung kommt hinzu, dass es nicht nur Werte und Normen einer kleinen sozialen Gruppe (wie bei Paul) sind, sondern Werte und Verhaltensweisen der gesamten westlichen, kapitalistischen Welt, gegen die er sich richtet. Kleidungskonsens, Abhängigkeit von einem Arbeitgeber, kapitalistisches Denken und Handeln, Schulpflicht, Erwartungen an Bildung und Weiterbildung eines jeden Einzelnen sind nur einige Kernpunkte, denen er nicht zustimmt. Mit dieser ablehnenden Haltung, gepaart mit seiner äußeren Erscheinung als Hippie, Migrant und Straßenverkäufer steht er ganz offensichtlich am Rand der gesamten Gesellschaft seines aktuellen Aufent-

haltslandes. Obwohl er sich aufgrund seiner Werthaltungen selbst nicht zugehörig fühlt, möchte er aber dennoch seine Rechte als Migrant und Händler (und somit als Mitglied der Gesellschaft) gewahrt sehen, welche ihm Beamte der Ordnungsämter in unterschiedlichen Ländern immer wieder streitig zu machen scheinen.

Pédro wird von anderen Personen am Rand gesehen, wo er sich zwar einerseits durch seine Einstellung und Überzeugung auch sieht. Dennoch fühlt er sich zumindest in gewissen Bereichen als Mitglied und fordert diese Zugehörigkeit im Rahmen einer Auseinandersetzung mit einem Beamten auch rechtlich ein. Aus dieser paradoxen, marginalen Situation scheint es für ihn kein Entkommen zu geben, denn seine starke Abgrenzung wirkt geradezu als ein Akzeptanzhindernis.

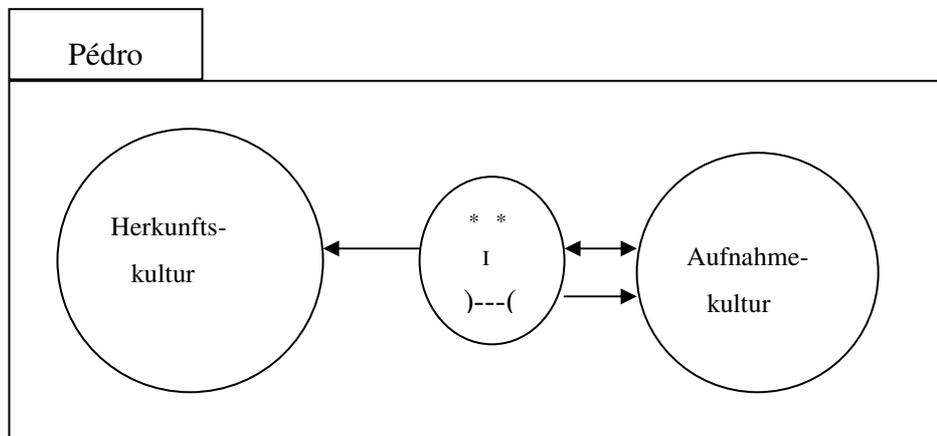


Abbildung 13: Marginalität als Abgrenzungsmechanismus u. Akzeptanzhindernis

Während Pédro's Orientierung, weg von der ihn umgebenden soziale Gruppe, durch die äußere Wahrnehmung der Beamten unterstützt wird, muss Paul seine Abgrenzung stets erneut darlegen: Der Logistikexperte wird von Außenstehenden immer wieder von seiner gefühlten Randposition zurückgezogen und als Vollmitglied anstelle eines (kritischen) Distanzierten Marginal Man gesehen, da seine Marginalität lediglich von ihm und nicht von anderen wahrgenommen wird (vgl. subjektive Marginalität weiter oben).

Die beiden Fälle von Paul und Pédro haben gezeigt, dass Marginalität nicht nur eine soziale Position ist, die es zu akzeptieren und möglicher Weise auch durch weitere Integration bald zu überwinden gilt, sondern auch bewusst als Abgrenzungsmechanismus gesucht und eingesetzt werden kann.

Zudem wird deutlich, dass die Richtungen und vor allem die Qualität und Intensität der ausgerichteten Zugehörigkeitsgefühle die Positionierung erklären: So füh-

ren nach beiden Seiten gleich ausgerichtete Zugehörigkeitsgefühle bzw. -wünsche zu einer vom Individuum als problematisch empfundenen Positionierung, während unterschiedlich ausgeprägte Zugehörigkeitsgefühle sich auf *eine* Richtung fokussieren und somit die betroffene Person vor innerer Zerrissenheit bewahrt.

Es können zusammenfassend folgende Umgangsweisen mit Marginalität festgehalten werden:

Marginalität ist im Selbstpositionierungsprozess

- a) eine **Testphase**, an die sich Annäherung oder Rückwendung anschließt
- b) ein **Übergangsstadium von Fremdheit zu Vertrautheit**
(bzw. eindeutiger **Zugehörigkeit**)
- c) ein sozialer Raum mit **weniger bindenden Normen und Werten**
- d) ein **Abgrenzungsmechanismus**
(mit der möglichen Folge von Akzeptanzproblemen)

5. Schlussgedanken

5.1. Soziologie der Zwischenräume

Transnationale Migration ist mehr als die Abfolge von Aufbrechen, Ankommen und Annäherung, vielmehr bilden sich „Transnationale Soziale Räume, (...) neue soziale Wirklichkeiten heraus, die die vorherigen sozialen Verflechtungszusammenhänge der Auswanderungsregion wie der Ankunftsregion qualitativ transformieren und sich als neue Sozialräume zwischen und oberhalb dieser aufspannen“ (Pries 1998, 63). Während sich viele soziologische Migrationsstudien auf die Auswirkungen in den Ankunftsändern und -regionen beziehen, einige wenige die Auswirkungen im Herkunftsland genauer betrachten, bedürfen Transnationale Räume, die sich zwischen diesen Entitäten befinden, einer neuen Betrachtungsweise. Als zu erforschende Schwerpunkte sieht Pries hierbei den politisch-legalen Raum, die materielle Infrastruktur, soziale Strukturen und Institutionen und die jeweiligen Identitäten und Lebensprojekte (Pries 1998, 75). Den beiden zuletzt genannten Punkten kommt die vorliegende Studie nach, indem zwölf TransmigrantInnen interviewt wurden und nach umfangreicher Einzel- und Gesamtanalyse eine Typologie zum wichtigsten Thema der InterviewpartnerInnen, der Selbstverortung im Transnationalen Raum, erstellt und dargelegt wurde. Zudem wurden die Bedingungen erarbeitet, die zu den jeweiligen – zum Teil von den Gesprächspartnerinnen als positiv, aber von einigen auch als leidvoll empfundenen – Positionierungen geführt haben und zu Thesen generiert. Während die Typologie eine Momentaufnahme zum Interviewzeitpunkt darstellt, konnten aus den Gesprächsinhalten auch Hinweise zusammen getragen werden, die aufzeigen, dass es Übergänge bis hin zu Prozessverläufen zwischen den jeweilig vorgefundenen Typen gibt. Eine Neugruppierung der Typologie unter den Gesichtspunkten der Annäherung oder Abgrenzung konnte schlussendlich die Frage beantworten, ob eine Transmigration zur Überwindung oder zur Verstärkung kultureller Grenzen führt. Auf diese Weise leistet die Arbeit auch einen Beitrag zur „Soziologie der (globalen/transnationalen) Zwischenräume“ (Nederveen Pieterse 1998).

Typologie

Die empirische, qualitativ angelegte Untersuchung ergab insgesamt sechs Typen der Selbstpositionierung im Transnationalen Raum. Sie wurden zunächst auf Basis des „Marginal Man“-Konzeptes von Park (1950) und Stonequist (1969), Vertreter der sogenannten „Chicago School“, gebildet. Wie auch schon von Park und Stonequist vorgenommen, in der jahrelangen Rezeption ihres Konzeptes jedoch oftmals vergessen oder übersehen, wurde hier nicht nur der als negativ empfundene und bezeichnete Marginal Man im Sinne einer problematischen sozialen Position, sondern die gegenteilige Möglichkeit, eine Randposition auch angenehm und erstrebenswert zu empfinden, aus den erhobenen qualitativen Daten entwickelt und genauer beleuchtet. Das bedeutet, dass dieses schon einige Jahrzehnte alte Konzept der Chicago School immer noch Aktualität besitzt und helfen kann, neuere Migrationsbewegungen zu erklären. In der vorliegenden Arbeit wurde die wenig rezepierte, duale Auslegung des Marginal Man Konzeptes zur Typenbildung aufgegriffen, in ihren verschiedenen Facetten dargelegt und mit der Bildung zusätzlicher Typen erweitert:

So wurden entsprechend auf der Basis des Kulturellen **Marginal Man** zunächst zwei Typen entwickelt: Den **Problematisierenden** einerseits und den **Idealisierenden Marginal Man** andererseits. Beide nehmen ihre kulturelle Zwischenposition bewusst wahr, gehen jedoch sehr unterschiedlich hiermit um: Während der Problematisierende Marginal Man sich eindeutige Zugehörigkeit wünscht und die aktuelle Zwischenposition nicht lange Zeit aushalten möchte, sieht der Idealisierende Marginal Man nur Vorteile in der Position: Es freut ihn, dass er eben zu keinem nationalkulturellen Zusammenhang richtig gehört und daher von der strengen Einhaltung von Werten, Regelungen und Normen weitgehend entbunden ist.

Der **Distanzierte Marginal Man** stellt hingegen einen Typus dar, der zwar ebenfalls am Rand einer oder zwischen zwei Bezugsgruppen steht. Die Grundlagen sind jedoch nicht ausschließlich kulturelle Elemente wie beim Kulturellen Marginal Man, sondern allgemeine soziale Werte und Verhaltensweisen, die auch über nationalkulturelle Zusammenhänge hinweg Gültigkeit besitzen. Anhand dieses Typus zeigt sich am deutlichsten der scheinbare Widerspruch von Welt-offenheit auf der einen und Abgrenzung, Rückzug auf der anderen Seite: Trotz

oder gerade durch eine große Offenheit für Neues und Fremdes zeigen TransmigrantInnen dieses Typus starke Abgrenzungstendenzen und Grenzziehungen, die nicht entlang, sondern quer zu nationalkulturellen Linien verlaufen.

Zudem konnte aus den Interviews der Typus des **Kosmopoliten** entsprechend einer eigenen, aus Literatur und eigener Empirie entwickelten und zugespitzten Definition konstruiert werden. Ein Kosmopolit zeigt sich dementsprechend dann, wenn bestimmte Gegebenheiten, vor allem eine Gleichbewertung und Akzeptanz der eigenen wie der fremden Kultur vorliegen. Denn erst dann ist ein problemloser Wechsel zwischen den eigenen und fremdkulturellen Zusammenhängen (Prinzip des „shifting“) möglich. Für diesen Typus trifft die Aussage von Pries (1998) zu, dass sich Transnationale MigrantInnen *gleichzeitig* im System ihrer Herkunftsgemeinde *und* in der Sozialstruktur ihrer Ankunfts-gemeinde verorten“ (Pries 1998, 78). Dies gilt in der vorliegenden Studie jedoch nur für diesen Typus, alle anderen Typen fühlen sich in nur einer Richtung (entweder Herkunfts- oder Ankunfts-gesellschaft) zugehörig oder grenzen sich von sozialen Kreisen bewusst ab. Auch zeigt sich an der Vielfalt der vorgefundenen Typen, dass eine Zugehörigkeit zur transnationalen (Berufs-) Kultur lediglich Brückenköpfe im Sinne potentieller Übergänge zum Kosmopolitismus darstellen, ihn jedoch nicht zwangsläufig hervor bringen (Hannerz 1990, 245).

Während Marginal Man und Kosmopolit bekannte Konzepte und Erscheinungsweisen im Migrationskontext darstellen, zeigt sich ein kaum erwarteter Typus, der von den AutorInnen der Transnationalen Migration nicht annähernd beschrieben wird: der Typus des **Transnational Local**. Dieser steht in großem Kontrast zu den bisherigen Konzepten. Denn ein Marginal Man sieht sich zwischen bzw. am Rand von sozialen und kulturellen Zusammenhängen, ein Kosmopolit meistert diese Übergänge ohne Probleme und fühlt sich überall wohl. Ein Transnational Local hingegen ist selbst nach Jahren des Transnationalen Lebens immer noch stark in seiner Herkunftsgesellschaft verwurzelt und fühlt sich auch nur dort zugehörig. Er trennt nach wie vor seine berufliche Tätigkeit, die er im Ausland ausführt, vom als angenehm empfundenen sozialen Leben, welches für ihn ausschließlich in seiner Heimat stattfindet.

Der sechste Typus des **Integrierten** zeigt die möglichen und zumeist fließenden Übergänge eines transnationalen (Arbeits-)Leben zu einer dauerhaften Über-

siedlung. Hauptkriterium eines Integrierten dieser Typologie ist die eindeutig gefühlte Zugehörigkeit zum Gastland und der darauf folgende gewechselte Hauptwohnsitz, der sich nicht mehr im früheren Heimatland, sondern fortan im Land der ausgeführten Berufstätigkeit befindet.

Die Vielfältigkeit der vorgefundenen Typen zeigt, dass es nicht den *einen* Typus des Transmigranten gibt, sondern es hingegen viele Möglichkeiten gibt, Transnationale Migration zu leben und sich im Transnationalen Raum zu verorten. Mit dieser Vielfalt im Umgang mit Fremdheit und der Selbstverortung lässt sich nun auch noch zusätzlich erklären, warum die Reintegration von (hoch qualifizierten) MigrantInnen nach längeren Auslandsaufenthalten (vgl. Hyna 2000) nicht in einem einheitlichen Prozess abläuft, wie er zum Teil in der Literatur beschrieben wird. Hat zuvor eine Selbstverortung als Transnational Local oder als Kosmopolit stattgefunden, ist anzunehmen, dass die Rückkehr deutlich einfacher zu vollziehen ist als beispielsweise aus einer Idealisierenden Marginal Man Positionierung heraus, da diese bei erfolgter Heimkehr ihre wertgeschätzte Gültigkeit verliert.

Die Typologie zeigt zudem, dass Integration nicht immer die ideale Lösung für MigrantInnen – und für TransmigrantInnen noch weniger – darstellt: Randpositionen im Transnationalen Raum werden von den Betroffenen nicht zwangsläufig als negativ empfunden, sondern im Gegenteil durchaus auch als hilfreich und erstrebenswert angesehen. Dies steht konträr zur Sichtweise Außenstehender und vor allem zu den Wünschen aufnehmender Gesellschaften, die Personen in Randpositionen eher skeptisch betrachten und es ins besondere bei Fremden ausländischer Herkunft bevorzugen, wenn sie sich integrieren, damit die bestehende Grenze, die Trennung zwischen dem Fremden und der Gastgesellschaft, so weit wie möglich aufgelöst wird. Auch eine Rückwendung und Rückkehr ins Herkunftsland würde akzeptiert, jedoch keine Zwischenlösungen im Sinne einer Zwischen- oder Randposition.

Während in der Fachliteratur Transnationale MigratInnen zumeist als Personen gesehen werden, die sowohl ihre Kontakte zur Herkunfts- und Gastgesellschaft pflegen als auch kulturelle Unterschiede und das Leben in zwei nationalkulturellen Zusammenhängen erfolgreich verbinden, zeigte die empirische Arbeit,

dass es neben diesen „erfolgreichen“ TransmigrantInnen auch einige gibt, die sich in einer für sie problematischen Randpositionen wiederfinden. Mit Hilfe des Konzeptes des Marginal Man konnte diese Selbstpositionierung erklärt und dargestellt und hieraus weitere Typen gebildet werden. Dies zeigt, dass selbst dieses nahezu 70 Jahre alte soziologische Konzept in den aktuellen Migrationsbewegungen weiterhin aktuell ist und nicht ausschließlich für die Sicht- und Forschungsweisen der früheren, traditionellen Migrationsforschung relevant und anwendbar war.

Neben den Formen des interkulturellen Zusammenlebens, die die unterschiedlichen Typen repräsentieren, konnten in der dichten Beschreibung der Typen die unterschiedlichen Strategien dargelegt werden, die TransmigrantInnen im Umgang mit Fremdheit und Marginalität entwickeln.

Bedingungen der Selbstverortung

Die vorliegende Studie endete nicht mit der Typenbildung der Selbstpositionierung, sondern ging noch einen Schritt weiter, in dem der Frage nachgegangen wurde, welche Faktoren zu der schwierigen Positionierung des Problematisierenden Marginal Man führen und welche Gegebenheiten die von den Interviewpersonen als angenehm empfundenen Positionierungen (vor allem die Typen des Kosmopoliten und des Idealisierenden Marginal Man) begünstigen. Hierzu wurden die in den ersten Analyseschritten gebildeten Kategorien erneut heran gezogen und aussagekräftige Variablen mit ihren jeweiligen Ausprägungen einer genauen Analyse unterzogen.

So wurden folgende Bedingungen in Form von generierter Thesen heraus gearbeitet, die eine positiv empfundene Positionierung unterstützen können:

- Positive Einstellung des sozialen Umfeldes im Herkunftsland gegenüber Auslandsaufenthalten
- Mehrere Motive für einen Auslandsaufenthalt
- Ausübung eines gut angesehenen Berufes bzw. die Anwendung der eigenen, hohen Qualifikationen im Ausland
- Überwiegend positive Erfahrungen im Ausland
- Wunsch nach Distanz bzw. Abgrenzung von Werten, Normen oder sozialen Kreisen der Herkunftsgesellschaft

Eine negativ empfundene Positionierung wie beispielsweise die des Problematisierenden Marginal Man wird hingegen durch diese Faktoren begünstigt:

- Lediglich *ein* Motiv für einen Auslandsaufenthalt
- Kritische Einstellung des sozialen Umfeldes im Herkunftsland gegenüber Auslandsaufenthalten
- Negative Erfahrungen im Ausland
- Wunsch nach eindeutiger Zugehörigkeit, Unvereinbarkeit zweier Aufenthaltsorte

Die anfänglich als wichtige Einflussgröße berücksichtigte Unterscheidung nach **beruflicher Qualifikation**, bzw. die Auswahl und Unterteilung der InterviewpartnerInnen in hoch- und niedrigqualifizierte transnationale Arbeitskräfte, zeigte sich weniger aussagekräftig als erwartet: Nicht die berufliche Qualifikation selbst ist ausschlaggebend für die Positionierung, denn es zeigte sich sehr bald, dass viele der im Niedriglohnsektor arbeitenden MigrantInnen über eine weit über den Anforderungen der Tätigkeit liegende schulische und berufliche Qualifikation verfügen. Erst die Unterscheidung der beruflichen Anforderungen für die im Ausland tatsächlich ausgeführte Arbeit (Fach- und Führungskräfte versus ArbeitnehmerInnen im Niedriglohnsektor) führte zu weiteren Ergebnissen. So beschäftigen sich zwar MigrantInnen im Niedriglohnsektor ansatzweise auch mit kulturellen Unterschieden und den Gründen ihrer Gefühle der Ausgrenzung oder Marginalität, aber die elementaren Sorgen um einen ausreichenden Verdienst und die Auseinandersetzung mit ihrer Tätigkeit, die sich oftmals am Rande der Legalität befindet, nehmen hingegen durch ihrer Ängste und Sorgen ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, dass sie sich eine intensive Reflexion mit kulturellen Unterschieden „nicht leisten“ können. Somit ist für diese MigrantInnen eine Selbstpositionierung als Kosmopolit oder Idealisierender Marginal Man nur erschwert möglich und konnte in der vorliegenden Studie nicht vorgefunden werden.

Marginalität als Prozess

Aus den Interviews konnten auch Aussagen zusammengetragen und analysiert werden, die Hinweise auf einen Übergang zwischen den Typen der Selbstverortung aufzeigen und somit einerseits einen Prozessverlauf nachzeichnen

ließen, aber auch Vermutungen ermöglichen, wie zukünftige Positionierungen aussehen könnten. Daraus resultierten drei unterschiedliche Prozessverläufe:

1. Einige Transnationale MigrantInnen durchlaufen einen **linearen Prozess**, in dem sie herkunftsgebunden wie der Typus des Transnational Local die Lebensphase der Transnationalen Migration beginnen. Sie erfahren Fremdheit und Marginalität, die sich aber nicht verfestigt, so dass sie sich im Folgenden schrittweise der Gastgesellschaft annähern. Am Ende des Prozesses steht idealer Weise die Integration.
2. Anhand der Verhaltensweisen von Personen, die sich trotz umfangreicher Erfahrung im Ausland zum Interviewzeitpunkt immer noch als Transnational Local positionieren, konnte ein **rückwärts** (herkunftsorientierter) **gerichteter Prozess** gesehen und erklärt werden.
3. Um eine **Verfestigung von Marginalität** handelt es sich, wenn Transnationale MigrantInnen die anfängliche Fremdheit und Marginalität nicht überwinden können und daher in einer für sie problematischen Randposition verbleiben.

Im Rahmen der genauen Untersuchung dieser möglichen Prozessverläufe wurden die Marginalitätserfahrungen der InterviewpartnerInnen zudem unter dem Gesichtspunkt der objektiven und subjektiven Wahrnehmung analysiert. Dies führte zu folgenden Thesen:

- Wird eine Randposition nicht nur gefühlt (subjektiv wahrgenommen), sondern auch für außen stehende Personen erkennbar (Objektivierung), so kann sich die gefühlte Marginalität weiter verfestigen.
- Verblasst die Zuschreibung einer Marginalitätsposition, so kann dies den Prozess der Integration anstoßen.
- Marginalität, die nur von anderen wahrgenommen bzw. postuliert wird, führt nicht zwangsläufig zu einer Verfestigung.

Die vorliegende Arbeit ist eine qualitative, phänomenologische Studie, die durch die bewusst breit angelegte Auswahl der Ziel- und Herkunftsländer der InterviewpartnerInnen ein weites Spektrum möglicher persönlicher Ausgangssituationen mit eingeschlossen hat. Sie zeigte unterschiedliche Möglichkeiten der

Selbstverortungen im Transnationalen Raum auf. Zudem konnte dargestellt werden, dass es *sowohl* TransmigrantInnen gibt, die ihre Zwischenposition „erfolgreich“ bewerkstelligen, *als auch* diejenigen, die unter dem charakteristischen „Hin und Her“ einer Transmigration leiden. Zu ähnlichen Ergebnissen führte die zeitlich parallel durchgeführte Sinusstudie (2007): Die Heidelberger ForscherInnen entwickelten ebenfalls Typen aus qualitativen Interviews mit MigrantInnen. So ist vor allem einer ihrer insgesamt acht Typen besonders durch eine konstruktive und eher positive Umgangsweise mit Fremdheit und Marginalität gekennzeichnet: Der Typus des „Adaptiven Migrationsmilieus“ mit den Hauptkennzeichen einer kritischen Auseinandersetzung mit den Normen der Herkunftsgesellschaft und der Entwicklung einer Bi-kulturellen Identität ähnelt daher dem in meiner Studie entwickelte Typus des Idealisierenden Marginal Man (Sinus Sociovision 2007).

Eine weitere Studie, die auf der vorliegenden Daten- und Ergebnisbasis aufbaut, könnte mit einem quantitativ angelegtem Forschungsdesign oder einem wesentlich größeren Umfang der narrativen Interviews die Verbreitung und Gewichtung der unterschiedlichen Typen analysieren. Sie könnte auf diese Weise aufzeigen, welche Selbstverortung am häufigsten anzutreffen ist. Zudem könnten die erarbeiteten Thesen weiter geprüft bzw. verifiziert werden.

5.2 Überwindung oder Verstärkung kultureller Grenzen?

Die entlang der Selbstpositionierung Transnationaler MigrantInnen erarbeiteten Typen wurden in einem letzten Schritt noch nach kultureller Annäherung und Abgrenzung neu aufgeteilt und gruppiert. Diese Aufteilung wurde auf Basis der Aussagen der InterviewpartnerInnen vorgenommen, d.h. es wurde hierbei die gefühlte bzw. geistige Annäherung der Individuen in den Blick genommen. Auf diese Weise war es möglich, Antworten auf die Ausgangsfrage zu finden, ob kulturelle Grenzen von TransmigrantInnen überwunden oder durch mögliche Abgrenzungsprozesse neue Grenzen konstruiert werden. Implizite Antworten fanden sich bereits in der dichten Beschreibung der jeweiligen Typen. Die Neugruppierung der Typologie nach dem Grad der Annäherung bzw. Abgrenzung stellt folgende Dreiteilung dar:

1. Große kulturelle Annäherung

Der Kosmopolit
Der Integrierte

2. Geringe kulturelle Annäherung + z. T. Verstärkung bisheriger Grenzen

Der Transnational Local
Der Idealisierende Marginal Man
Der Problematisierende Marginal Man

3. Neue Grenzziehungen

Der Distanzierte Marginal Man

Viele Befragte ließen großes Interesse für fremde Menschen und Kulturen erkennen. Einige von ihnen beteuerten zudem ihre Weltoffenheit oder erklärten mit Nachdruck, Vorurteile bewusst abgebaut zu haben. Sie übersahen jedoch, dass sie selbst z. T. Kritik an Personen übten, die nicht über diese Offenheit verfügen, womit sie sich von bestimmten sozialen Gruppen abschotteten und neue Grenzen konstruieren. Sie reißen kulturelle Grenzen ein, ziehen aber gleichzeitig neue soziale Grenzlinien, da sie bestimmte Verhaltensweisen vorziehen und andere Menschen und ihre sozialen oder sozialkulturellen Kontexte auf diese Weise zurückdrängen.

Die Konstruierung neuer Grenzen oder eine Verstärkung von bisherigen Trennungslinien wurde mit Ausnahme des Idealisierenden Marginal Man von den Personen eher unbewusst vorgenommen. Zur Erklärung dieses Prozesses, der zu potentiellen Barrieren im transnationalen Raum führen kann, gibt es neben der Erfahrung von Marginalität und Fremdheit, die in den vorherigen Kapiteln ausführlich besprochen wurden, noch weitere Bedingungen bzw. Prozesse. Die Fallstricke lauern hierbei zum Teil im Verborgenen, denn es erscheint zunächst unerklärlich, dass gerade eine offene Haltung und ein großes Interesse für fremde Menschen und Kulturen einen potentiellen Konfliktherd im Schlepptau mit sich bringen könnten. Es lässt sich hier ein grundlegender, sozialer Prozess erkennen, in dem durch das Bevorzugen von Menschen (bzw. in den vorliegenden Interviews zumeist Werte, Normen und Verhaltensweisen anderer Menschen und Kulturen) gleichzeitig andere Personen, die eben diese Auffassungen nicht teilen, zurück gesetzt werden. Dieser elementare soziale Prozess des Wertens (Hondrich

1999, 99f.) beinhaltet durch das Vorziehen auf der einen Seite gleichzeitig ein – meist nicht beabsichtigtes – Zurücksetzen auf der anderen Seite.

Offenheit ist folglich nicht unbegrenzt möglich: Trotz offener Haltung kann es gleichzeitig soziale Begrenzungen und Abschottungen geben. Denn sich Neuem zuzuwenden bedeutet immer auch, sich von einigen alten Dingen abzuwenden. Weltoffenheit muss nicht immer linear in eine Richtung verlaufen und bedeuten, dass von nun an altes und bisher geltendes nicht mehr wichtig ist und nur noch neuen kulturellen Werten den Vorrang gegeben wird. Eine intensive Auseinandersetzung mit der neuen, fremden Welt kann hingegen auch dazu führen, dass eine gegenteilige Wertung vorgenommen wird: die Präferenz für das Eigene (ebd. 101) trotz oder gerade aufgrund der Kenntnisse fremdkultureller Zusammenhänge. Je nach Bewertung der fremden Kultur werden

- neue Elemente vorgezogen und die bisherigen abgewiesen (Abgrenzung zum Herkunftsland)
- neue Elemente abgelehnt und die bisherigen weiterhin vorgezogen (Präferenz für das Eigene, Beibehaltung bisheriger Grenzen)
- Elemente beider Bezugsgrößen akzeptiert und z.T. übernommen (Überwindung von vorherigen Grenzen)

Die Ausprägung der Typen zeigt zumeist eine Mischform der jeweiligen Bewertungen. Die bereits oben aufgeführte Dreiteilung der Typen erklärt sich wie folgt:

1. Große kulturelle Annäherung

Die Positionierungen des **Kosmopoliten** und des **Integrierten** können als ideale Vertreter der kulturellen Annäherung gesehen werden. Kosmopoliten haben sich zum Großteil in die ihnen zuvor fremde Kultur integriert und „shiften“ ohne Mühe zwischen diesen unterschiedlichen kulturellen Zusammenhängen hin und her. Gleiches gilt für den Typus des Integrierten, auch wenn Personen dieses Typus den Transnationalen Raum durch ihre neue Positionierung und der Verlagerung ihres Lebensmittelpunktes bereits verlassen haben. Integration ist die weitestreichende Annäherung. Während sich Kosmopoliten meist nur in bestimmten Lebensbereichen integrieren, fühlen sich „Integrierte“ auch dem Gastland sehr nahe und verbunden. Beide scheinen – zumindest die kulturellen – Hürden und Grenzen überwunden zu haben.

2. Geringe kulturelle Annäherung und z. T. Verstärkung bisheriger Grenzen

Wesentlich geringer nähern sich die Typen **Transnational Local**, **Idealisierender** und **Problematisierender Marginal Man** der fremden Kultur an. Ein Transnational Local fühlt sich weiterhin in seiner Heimat zu Hause und setzt sich – wenn überhaupt – nur im absolut notwendigen Rahmen (wie beispielsweise in den Arbeitszusammenhängen) mit den fremden Eigenheiten und Verhaltensweisen auseinander. VertreterInnen des Idealisierenden Marginal Man hingegen beschäftigen sich noch intensiver mit kulturellen Besonderheiten, welches jedoch am Ende – auf dem ersten Blick paradoxer Weise – zu einem ähnlichem Resultat führt: nämlich zu einer lediglich teilweisen Annäherung. Dies ist, wie oben angesprochen, auf den elementaren, sozialen Prozess des Wertens – und hierbei auf den Prozess der Präferenz für das Eigene – zurückzuführen. Denn die betreffenden Personen bringen großes Interesse an den Besonderheiten ihres Gastlandes mit. Je weiter und intensiver sie sich jedoch hiermit auseinander setzen, desto mehr distanzieren sie sich davon. Interesse ist das eine, eine tatsächliche Akzeptanz oder Übernahme der Werte ist eine andere – z.T. weitaus schwierigere – Sache. So kennt die deutsche Bankangestellte die Besonderheiten der chinesischen Kultur durch ihr Sinologiestudium sehr gut, ist aber dennoch erleichtert festzustellen, dass sie als Ausländerin in China von einer Übernahme und Einhaltung wesentlicher Werte und Verhaltensweisen, die sie für sich selbst als problematisch empfindet, befreit ist.

Das heißt, trotz großem Interesse richtet sich hier dennoch eine Barriere auf, die eine weitere Annäherung schwierig bis unmöglich macht. Die Selbstpositionierung aufgrund der intensiven Reflexion und Erfahrung im Ausland stellt auf der einen Seite eine Annäherung dar, auf der anderen Seite aber auch eine bewusste Einhaltung und Verfestigung der bisherigen kulturellen Grenzen. Die Reflexion und Auseinandersetzung mit den fremden und den eigenen kulturellen Besonderheiten stellt am Ende eine Wertung dar. Eine Wertung, die etwas vorzieht und hiermit zeitgleich andere Elemente zurücksetzt.

Die Besonderheit des Idealisierenden Marginal Man ist die Abwertung wichtiger Elemente in beide Richtungen (sowohl in Bezug auf das Herkunfts- als auch auf das Gastland). Es wird eine Distanz zu beiden nationalkulturellen Zusammenhängen hergestellt, eine Distanz zum Gastland, die zuvor zwar schon vorhanden war, nun aber bewusst und mit dem Wissen um kulturelle Unterschiede vollzogen

wird, und die Abgrenzung vom Heimatland, welches eine neue Grenzziehung darstellt. Dass diese Verhaltensweise, die bewusste Selektion von für sie selbst geeigneten Werten und Normen, ihnen in ihrem Gaststatus nachgesehen wird, führt die betreffenden MigrantInnen dazu, den Transnationalen Sozialen Raum für sich zu idealisieren.

Die Art der kulturellen Annäherung ist im Falle des **Problematisierenden Marginal Man** durchaus mit der Position des Idealisierenden Marginal Man vergleichbar. Auch aus der problematischen Randposition werden kulturelle Unterschiede wahrgenommen, jedoch mit geringerer Intensität reflektiert. Die Besonderheit hierbei ist die Unvereinbarkeit dieser kulturellen Unterschiede für die betroffenen Personen. Während Vertreter des Idealisierenden Marginal Man diese Unvereinbarkeit, bzw. ihre innere Gegenwehr gegenüber der Übernahme fremdkultureller Werte für sich positiv nutzen und den wertereduzierten Transnationalen Raum als Lösungsmöglichkeit akzeptieren und idealisieren, leiden Personen der problematischen Randposition hierunter. Für sie erscheinen nicht nur bisherige Grenzen bewusster und deutlicher, sondern durch ihre innere Zerrissenheit auch noch weniger überwindbar.

3. Neue Grenzziehungen

Gänzlich neue Grenzen, die vor ihrer Transnationalen Migration noch nicht oder nur in Ansätzen existierten, errichten Vertreter des **Distanzierten Marginal Man**. Sie grenzen sich bewusst von Werten und Normen ab, die nicht explizit dem Gastland zuzuordnen sind, sondern sich in einem Fall auf alle westlichen Länder beziehen und im anderen Fall eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe betrifft, die sowohl im Gastland als auch in ihrem Heimatland anzutreffen ist. Da die Abgrenzung dieser TransmigrantInnen quer zu den nationalstaatlichen Grenzen verläuft, kann hier nicht von einer Verstärkung der bisherigen, sondern von der Errichtung neuer, allgemeiner sozialer Grenzen gesprochen werden.

Zusammenfassung

Die Analyse der Interviews, die daraus gebildeten und untersuchten Typen und vor allem die zuvor besprochene Betrachtung der Aspekte der Annäherung oder Abgrenzung haben gezeigt, dass Grenzgänger, bzw. speziell TransmigrantInnen, sich sowohl den neuen nationalkulturellen Zusammenhängen annähern, sich aber

auch bewusst abgrenzen und hiermit neue Grenzen konstruieren. Diese Grenzen verlaufen wie gezeigt nicht zwangsläufig entlang der von den Nationalstaaten vorgegebenen Linien, sondern oftmals quer zu diesen nationalkulturellen Bezügen.

Die Unterscheidung zwischen hoch- und niedrigqualifizierten MigrantInnen, bzw. nach Beschäftigung in hochdotierten Berufen im Gegensatz zu Personen, die im Niedriglohnssektor ihres Gastlandes einer Tätigkeit nach gehen, bringt in Bezug auf Abgrenzung oder Annäherung ähnliche Ergebnisse wie in Bezug auf die Positionierung des Kosmopoliten hervor. Denn in der Gruppe der großen Annäherung befinden sich nur Kosmopoliten und Vertreter des Typus des Integrierten. Letzterer wurde in der Studie lediglich hinzu genommen, um die möglichen und zumeist fließenden Übergänge von einer transnationalen Positionierung zu einer Integration zu verdeutlichen. Eine tatsächliche Position im Rahmen einer Transmigration stellt dieser Typus hingegen nicht (mehr) dar, da er den Transnationalen Raum durch seine Integration verlassen hat. Somit bleiben nur Kosmopoliten in Bezug auf die weitestgehende Annäherung übrig, und diese rekrutieren sich in der vorliegenden Studie nur aus Personen, die in hoch angesehenen Berufen im Ausland tätig sind. Die beiden anderen Unterteilungen (geringe Annäherung und neue Grenzziehungen) weisen unter diesem Beschäftigungsaspekt eine nahezu ausgeglichene Verteilung der Personen auf.

Dennoch haben selbst diejenigen, die sehr starke Abgrenzungstendenzen aufweisen, wie alle anderen GesprächspartnerInnen einen großen Schritt in Bezug auf ein kulturelles Zusammenleben vollbracht: Denn um zwei Dinge von einander zu trennen bzw. sie als getrennt bezeichnen zu können – im vorliegenden Fall, sich von sozialen oder kulturellen Werten, Normen, Verhaltensweisen oder ganzen sozialen Gruppen abzugrenzen –, muss schon zuvor eine Beziehung dieser unterschiedlichen Elemente im Bewusstsein der Grenzen ziehenden Person vollzogen worden sein. Denn der Mensch ist „das verbindende Wesen (...), das immer trennen muss und ohne zu trennen nicht verbinden kann“ (Simmel 1909, 3). Somit stellt schon allein die Auseinandersetzung mit fremdkulturellen Eigenheiten eine Verbindung und zugleich eine kulturelle Annäherung dar, auch wenn daraufhin eine rationale Separierung erfolgt. Die Abgrenzung und damit die Selbstpositionierung vollzieht sich zunächst als rein geistiger Prozess, denn die

bisherigen und vor allem auch die neuen sozialen und kulturellen Grenzen sind *nicht* eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, *sondern* eine soziologische Tatsache, die sich (zum Teil) räumlich formt (vgl. Simmel 1908, 467).

Literaturverzeichnis

- Anlaufstelle für Sans-Papiers und Gewerkschaft Bau & Industrie GBI (2004) *Leben und Arbeiten im Schatten. Die erste detaillierte Umfrage zu den Lebens- und Arbeitsbedingungen von Sans-Papier in der Deutschschweiz: www.sosf.ch/kampagnen/sans_papier/Studie_Leben_und_Arbeiten_im_Schatten_Schlussversion.pdf*. v. 04.03.05.
- Apitzsch, Ursula (2003) Migrationsbiographien als Orte transnationaler Räume in: *Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse*, Hg. Ursula Apitzsch und Mechthild M. Jansen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 65-80.
- Badawia, Tarek (2002) Der dritte Stuhl: Eine Grounded Theory-Studie zum kreativen Umgang bildungserfolgreicher Immigrant*innen mit kultureller Differenz. Frankfurt am Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation (Diss. Uni Mainz).
- Becker, Jens und Susanne Huth (2001) Transnationale Gemeinschaften als Agenten der Weltgesellschaft. Zur Theorie und Empirie transnationaler und zivilgesellschaftlicher Entwicklung. Unveröfftl. Endbericht des Forschungsprojektes an der J. W. Goethe-Uni Frankfurt a.M., FB03, Förderung: Stiftung Weltgesellschaft in Zürich.
- Bender-Szymanski, Dorothea (1987) *Migrantenforschung: Eine kritische Analyse deutschsprachiger empirischer Untersuchungen aus psychologischer Sicht*. Köln u.a.: Böhlau.
- Bennett, Janet M. (1993) Cultural marginality: Identity issues in intercultural training in: *Education for the intercultural experience*, Hg. Michael R. Paige. Yarmouth: Intercultural Press, S. 109-135.
- Billson, Janet Mancini (1988) No owner of soil: The concept of marginality revisited on its sixtieth birthday. *International Review of Modern Sociology* 18: S. 183-204.
- Bock, Marlene (1992) "Das halbstrukturierte-leitfadenorientierte Tiefeninterview" Theorie und Praxis der Methode am Beispiel von Paarinterviews in: *Analyse verbaler Daten: Über den Umgang mit qualitativen Daten*, Hg. H. P. Hoffmeyer-Zlotnik. Opladen: Westdeutscher Verlag (ZUMA-Publikationen), S. 90-109.
- Bommes, Michael (2002) Migration, Raum und Netzwerke. Über den Bedarf einer gesellschaftstheoretischen Einbettung der transnationalen Migrationsforschung in: *Migrationsforschung und interkulturelle Studien: Zehn Jahre IMIS*, Hg. Jochen Oltmer. Osnabrück: Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien, S. 91-105.
- Bosuter, Baran (2005) Transnationale Migration - Paradigmenwechsel in der Migrationsforschung? J. W. Goethe-Universität Frankfurt. FB Gesellschaftswissenschaften. Magister-Abschlussarbeit.
- Breckner, Roswitha (2005) *Migrationserfahrung - Fremdheit - Biografie: Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Bronfen, Elisabeth und Benjamin Marius (1997) Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte in: *Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*, Hg. Elisabeth Bronfen. Tübingen: Stauffenburg, S. 1-29.
- Canevacci, Massimo (1992) Image Accumulation and Cultural Syncretism. *Theory, Culture & Society* 9 (3): S. 95-110.
- Coulmas, Peter (1990) *Weltbürger: Geschichte einer Menschheitssehnsucht*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Currle, Edda (2004) *Migration in Europa - Daten und Hintergründe*. *Forum Migration* 8. Stuttgart: Lucius & Lucius Verlag.
- Cyrus, Norbert (2000) Mobile Migrationsmuster. Zuwanderung aus Polen in die Bundesrepublik Deutschland. *Berliner Debatte INITIAL*: S. 95-103.
- DieZeit (2003) Türken in Deutschland: Ungleicher Start. *DIE ZEIT*, 28.08.2003.
- Duden (1982) *Fremdwörterbuch, Stichwort "Kosmopolitismus"*. Der Duden in 10 Bänden: Deutsches Standardwerk zur deutschen Sprache. Bd. 5. Mannheim (u.a.): Bibliographisches Institut.
- Düvell, Franck (2006) *Europäische und internationale Migration. Einführung in historische, soziologische und politische Analysen*. Europäisierung: Beiträge zur transnationalen und transkulturellen Europadebatte. Bd. 5. Münster: Lit-Verlag.
- Enruweit, Gunter (1981) Entwicklungssoziologische Perspektiven für die kulturelle Situation von Minderheiten in Europa. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 7: S. 199-221.
- Esser, Hartmut (2001) *Integration und ethnische Schichtung*. Mannheim: Arbeitspapiere - Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. ISSN 1437-8574.
- Faist, Thomas (2000a) Grenzen überschreiten. Das Konzept Transstaatlicher Räume und seine Anwendungen in: *Transstaatliche Räume. Politik, Wirtschaft und Kultur in und zwischen Deutschland und der Türkei*, Hg. Thomas Faist. Bielefeld: Transcript Verlag, S. 9-56.
- (2000b) *Transstaatliche Räume. Politik, Wirtschaft und Kultur in und zwischen Deutschland und der Türkei*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- FAZ (2006a) Deutsche zu uns! *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27.07.2006.
- (2006b) Mehr Haushalte, weniger Kinder. Mikrozensus für das Jahr 2005 über Familie, Ehe, Einwanderung. *Frankfurter Allgemeine*, 07.06.2006.
- Findlay, Allan (1991) New technology, high level manpower movements and the concept of the brain drain. in *Dokumentation der Internationalen Konferenz zu Migration*. Rom 13. - 15.03.1991.
- FR (2006) Qualifizierte Arbeitskräfte kehren Deutschland den Rücken. *Frankfurter Rundschau*, 23.10.06.
- Freund, Bodo (1998) Frankfurt am Main und der Frankfurter Raum als Ziel qualifizierter Migranten. *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie* Jg.42: S. 57-81.

- Friedman, Jonathan (1997) Global Crises, the struggle for cultural identity and intellectual porkbarrelling: Cosmopolitains versus locals, ethnics and nationals in an era of de-hegemonisation in: *Debating cultural hybridity: Multi-cultural identities and the politics of anti-racism*, Hg. Pnina Werbner. London: Zed Books, S. 70-89.
- Gaschke, Susanne (2003) Nie mehr Migrations-Ali: Hier zu Hause, hier erfolgreich. Die neue türkischstämmige Mittelschicht. *DIE ZEIT*, 21.08.2003.
- Giordano, Christian (1984) Zwischen Mirabella und Sindelfingen: Zur Verflechtung von Iniformierungs- und Differenzierungsprozessen bei Migrationsphänomenen. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 10: S. 437-464.
- Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss (1998) *Grounded theory: Strategien qualitativer Forschung*. Bern (u.a.): Huber.
- Glatzer, Wolfgang und unter Mitarbeit v. Rabea Krätschmer-Hahn (2004) *Integration und Partizipation junger Ausländer vor dem Hintergrund ethnischer und kultureller Identifikation. Ergebnisse des Integrationssurveys des BiB*. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. Heft 105c. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Glick-Schiller, Nina, Linda Basch und Cristina Szanton Blanc (1997) From immigrant to transmigrant: Theorizing transnational migration in: *Transnationale Migration*, Hg. Ludger Pries. 12. Baden-Baden: Nomos-Verlagsgesellschaft, S. 121-140.
- Gross, Petra (1994) Die Integration der Familie beim Auslandseinsatz von Führungskräften: Möglichkeiten und Grenzen international tätiger Unternehmen. Hallstadt: Rosch-Buch. (Diss. St. Gallen).
- Hahn, Hans Henning (2002) *Stereotyp, Identität und Geschichte: Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen*. Frankfurt a.M. (u.a.): Lang.
- Hall, Stuart (1994) *Rassismus und kulturelle Identität*. Ausgewählte Schriften 2. 2. Aufl. Hamburg: Argument-Verlag.
- (2000) *Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt*. Hamburg: Argument Verlag.
- Hannerz, Ulf (1990) Cosmopolitains and locals in world culture in: *Global culture: Nationalism, globalisation and modernity*, Hg. Mike Featherstone. London: Sage, S. 237-251.
- (1996) *Transnational Connections: culture, people, places*. London (u.a.): Routledge.
- Hansen, Anne (2003) "Harry Potter ist auf polnisch spannender": Illegal, integriert oder außen vor. Polen in Frankfurt. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27.10.2003.
- Happel, Birgit (2002) Transnationale Arbeitsmigranten: Eine empirische Untersuchung der Lebensgeschichten deutscher Fach- und Führungskräfte in multinationalen Unternehmen in Singapur. J. W. Goethe-Uni Frankfurt, FB03. (unveröffentl. Magister-Abschlussarbeit).

- Hild, Brigitte (1999) *Auslandsentsendungen: Umfrage bei 35 Entsandten / begleitenden Partnern*: Going Global. www.goingGlobal.de. v. 1999.
- Hillmann, Felicitas und Hedwig Rudolph (1996) *Jenseits des brain drain. Zur Mobilität westlicher Fach- und Führungskräfte nach Polen. Discussion paper*: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. <http://skylla.wz-berlin.de/pdf/1996/96-103.pdf>. v. 17.05.2005.
- (1997) S(Z)eitenwechsel - Internationale Mobilität westlicher Hochqualifizierter am Beispiel Polen in: *Transnationale Migration*, Hg. Ludger Pries. Baden-Baden: Nomos, S. 245-263.
- Hillmann, Karl-Heinz (1994) *Wörterbuch der Soziologie*. Kröners Taschenausgabe. Band 410. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Hondrich, Karl Otto (1996) *Ethnizität und Wir-Gefühle*. Soziologisches Jahrbuch, 12. 1996-I-II. Università degli Studi di Trento: Italienisch-Deutsche Gesellschaft für Soziologie.
- (1999) Die vier elementaren Prozesse des sozialen Lebens in: *Ansichten der Gesellschaft - Frankfurter Beiträge aus Soziologie und Politikwissenschaft*, Hg. Wolfgang Glatzer. Frankfurt: Leske & Budrich, S. 97-109.
- (2001) *Der Neue Mensch*. edition suhrkamp 2287. Frankfurt: Suhrkamp.
- Horsch, Jürgen (1995) *Auslandseinsatz von Stammhaus-Mitarbeitern: eine Analyse ausgewählter personalwirtschaftlicher Problemfelder (...)*. Frankfurt a.M. (u.a.): Lang. (Diss. Uni Bremen).
- Hunger, Uwe und Dietrich Thränhard (2001) Die Berliner Integrationspolitik im Vergleich der Bundesländer in: *Migration und Integration in Berlin: Wissenschaftliche Analysen und politische Perspektiven*, Hg. Frank Gesemann. Opladen: Leske + Budrich, S. 109-125.
- Hyna, Barbara (2000) *Internationale geographische Mobilität: Auslandsreisende im Rückkehrprozess*. (unveröffentl. Dipl.Arbeit, J.W. Goethe-Uni Frankfurt, FB 03).
- (2007) Integrationspolitik in Warschau in: *Lernende Metropolen: Arbeitsmarkt- und Integrationspolitik in Berlin, Budapest, Warschau und Wien im Vergleich*, Hg. Jens Becker, Angela Joost und Barbara Hyna. Hamburg: Verlag Dr. Kovac, S. 157-196.
- Irek, Malgorzata (1998) *Der Schmugglerzug: Warschau - Berlin - Warschau; Materialien einer Feldforschung*. Berlin: Verl. Das Arabische Buch.
- Kepinska, Ewa (2005) *Recent Trends in International Migration*: Centre of Migration Research. Nr. 2/60. www.migracje.uw.edu.pl. v. 13.09.2006.
- Klingenhäger, Andrea (1999) *Global Nomads? Who are they?* Frankfurt: Taunus International Montessori School.
- Kluge, Susann und Udo Kelle (1999) *Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Qualitative Sozialforschung. Bd. 6. Opladen: Leske + Budrich.
- Kohlenberg, Kerstin (2005) *Wir Gastarbeiter*. *Die Zeit*, 28.07.2005.

- Krohn, Knut (2007) Polen werben Chinesen für die Erdbeerernte an. *Frankfurter Rundschau*, 21.04.2007.
- Lamnek, Siegfried (1995) *Qualitative Sozialforschung*. Bd. 2. München (u.a.): Psychologie-Verl.-Union.
- Leuthold, Ruedi (2005) Die Türken der Schweiz. Deutsche kommen nicht nur als Touristen und Manager in die Schweiz - neuerdings sind sie auch als Billigkräfte willkommen. *Die Zeit*, 22.09.2005.
- Lim, Lin Lean (1993) Growing economic interdependence and its implications for international migration in: *Population distribution and migration. Proceeding of the United Nations expert meeting on population distribution and migration*, Hg. Peter Amutenya, Jochbeth Andima und Henning Melber. Windhoek: NEPRU, S. 334-354.
- Lindner, Rolf (2007) *Die Soziologie der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*. Neuaufl. Frankfurt (u.a.): Campus Verlag.
- Lutz, Helma (2001) Die neue Dienstmädchenfrage im Zeitalter der Globalisierung in: *Gesellschaftliche Perspektiven - Wissenschaft - Globalisierung. Jahrbuch d. Hessischen Gesellschaft für Demokratie und Ökologie*, Hg. Mathias Fechter. Essen: Klartext, S. 114-135.
- Mc Fee, Malcolm (1968) The 150% Man, a product of blackfeet acculturation. *American Anthropologist* 70: S. 1096-1103.
- Mead, George Herbert (2000) *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. 1. Aufl., 12. Dr. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Merz-Benz, Peter-Ulrich und Gerhard Wagner (2002) *Der Fremde als sozialer Typus: Klassische soziologische Texte zu einem aktuellen Phänomen*. UTB für Wissenschaft. Konstanz: UVK-Verl.Ges.
- Meyers (1998) *Meyers großes Taschenlexikon. Stichwort "Kosmopolitismus"*. Bd.12. 6., neu bearb. Aufl. Mannheim (u.a.): B.I.-Taschenbuchverlag.
- Meyer-Timpe, Ulrike (2005) Die Billig-Unternehmer. Handwerker aus Osteuropa drängen auf den deutschen Markt - oft als Scheinselbständige. *Die Zeit*, 17.03.2005.
- Miera, Frauke (1997) Migration aus Polen: Zwischen nationaler Migrationspolitik und transnationalen sozialen Lebensräumen in: *Zuwanderung und Stadtentwicklung*, Hg. Ingrid Oswald. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 232-254.
- Morokvasic, Mirjana (1994) Pendlen statt Auswandern. Das Beispiel Polen in: *Wanderungsraum Europa. Menschen und Grenzen in Bewegung*, Hg. Mirjana Morokvasic und Hedwig Rudolph. Berlin: Wissenschaftliches Zentrum Berlin f. Sozialforschung. Edition Sigma, S. 166-187.
- Mrusek, Konrad (2006) Migration nach Maß: Die Schweiz profitiert von deutschen Zuwanderern. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 07.08.2006.
- Musial, Janusz (2002) *Periodische Arbeitsmigration aus Polen (Raum Oppeln) nach Deutschland. Discussion Paper C 100*: Zentrum für Europäische Integrationsforschung. Rheinische Friedrich Wilhelms-Universität Bonn. www.zei.de/download/zei_dp/dp_c100_musial.pdf. v. 22.03.2007.

- Nederveen Pieterse, Jan (1998) Der Melange-Effekt: Globalisierung im Plural in: *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Hg. Ulrich Beck. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 87-124.
- Nökel, Sigrid (2002) Die Töchter der Gastarbeiter und der Islam: Zur Soziologie alltagsweltlicher Anerkennungspolitiken; eine Fallstudie. Bielefeld: Transcript Univ. Bielefeld. Diss. 2001.
- Okólski, Marek (2004) Migration Patterns in Central and Eastern Europe on the Eve of the European Union Expansion: an Overview in: *Migration in the New Europe. East - West Revisited*, Hg. Agata Górny und Paolo Ruspini. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 23-48.
- Palenga-Möllnbeck, Ewa (2005) Von Zuhause nach Zuhause: Transnationale Sozialräume zwischen Oberschlesien und dem Ruhrgebiet in: *Zwischen den Welten und amtlichen Zuschreibungen: Neue Formen und Herausforderungen der Arbeitsmigration im 21. Jahrhundert*, Hg. Ludger Pries. Essen: Klartext Verlag, S. 227-250.
- Park, Robert E. (1950) *Race and culture*. The Collected Papers of Robert Ezra Park. New York: Arno Press.
- (1961) The Marginal Man. Introduction in: *The Marginal Man: A Study in Personality and Culture Conflict*, Hg. Everett V. Stonequist. New York: Russel & Russel, S. XIII - XVIII.
- Pascoe, Robin (2003a) "Expatriate Life" - Culture Shock: www.expertexpert.com. v. 29.08.03.
- (2003b) Short Term Assignments: www.expertexpert.com. v. 29.08.03.
- Pécoud, Antoine (2000) *Cosmopolitans and business: Entrepreneurship and Identity among German-Turks in Berlin*: PhD candidate, Institute of Social and Cultural Anthropology, University of Oxford. www.transcomm.ox.ac.uk/working%20papers/pecoud.pdf. v. 26.06.07.
- Pleitner, Berit (2002) Von Wölfen, Kunst und Leidenschaft in: *Stereotyp, Identität und Geschichte: Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen*, Hg. Hans Henning Hahn. Frankfurt a.M. (u.a.): Lang, S. 273-292.
- Pollock, David C und Ruth E Van Reken (1999) *The third culture kids: growing up among worlds*. Yarmouth: Intercultural Press.
- Pries, Ludger (1997) *Transnationale Migration*. Soziale Welt. Sonderband 12. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- (1998) Transnationale Soziale Räume: Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexiko - USA in: *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Hg. Ulrich Beck. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 55-86.
- (2001) *Internationale Migration*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- (2005) Arbeitsmigration und Inkorporationsmuster in Europa: Neue Formen und Herausforderungen der Arbeitsmigration im 21. Jahrhundert in: *Zwischen den Welten und amtlichen Zuschreibungen*, Hg. Ludger Pries. Essen: Klartext Verlag, S. 15-41.

- Rosen, Rita (1997) *Leben in zwei Welten: Migrantinnen und Studium*. Frankfurt: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Rößler, Hans-Christian (2006) Internationale Migration: Die große Wanderung. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 15.07.2006.
- Rushdie, Salman (1992) *Heimatländer der Phantasie*. München: Kindler.
- Salt, John (1992) Migration processes among the highly skilled in Europe. *International Migration Review* Vol. 26: S. 484-505.
- Salzbrunn, Monika (2001) Transnationale soziale Räume und multidimensionale Referenzsysteme westafrikanischer MigrantInnen in der Pariser Region in: *Integration durch Verschiedenheit*, Hg. Alexander Horstmann. Bielefeld: Transcript Verl., S. 95-112.
- Schmid, Klaus-Peter (2005) Der Nachbar macht's: Eine neue Angst geht um: Nehmen uns Osteuropäer die Jobs weg? *Die Zeit*, 31.03.2005.
- Schnitzler, Christian (2002) Deutscher geworden: Vor vierzig Jahren wurden die ersten Koreaner für deutsche Bergwerke angeworben. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 20.03.2002.
- Schraven, David (2002) Für Kohle um die halbe Welt. *DIE ZEIT*, 27.06.2002.
- Schuller, Konrad (2001) Der alte Wanderer ist angekommen: Vor 40 Jahren begann die Einwanderung türkischer Arbeiter: Blick in ein MigrantInnen-Leben. *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 28.10.2001.
- Schütz, Alfred (1972) Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Versuch in: *Gesammelte Aufsätze*, Hg. Arvid Brodersen. Den Haag: Marinus Nijhoff, S. 53-69.
- Shinozaki, Kyoko (2003) Geschlechterverhältnisse in der transnationalen Elternschaft: Das Beispiel philippinischer HausarbeiterInnen in Deutschland in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis: Vom Leben ... und Lieben 62*, Hg. Verein Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e. V. Köln. Köln: Eigenverlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V. Köln, S. 67-85.
- Simmel, Georg (1890) Über die Kreuzung sozialer Kreise in: *Über soziale Differenzierung. Soziologische und psychologische Untersuchungen*. Leipzig: Duncker & Humblot, S. 100-116.
- (1903) Die Grosstädte und das Geistesleben in: *Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung. (Jahrbuch der Gehe-Stiftung Dresden, 1903), Brücke und Tor. Essays des Philosophischen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft*, Hg. Th. Petermann. Dresden, S. 185-206.
- (1908) Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft. 6. Teil. Exkurs über den Fremden in: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker & Humblot Verlag, S. 509-512.
- (1909) Brücke und Tür. *Der Tag. Moderne illustrierte Zeitung*, Morgenblatt v. 15.09.1909.

- (1958) *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. 4. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot.
- Sinus, Sociovision (2007) *Die Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland*: Sinus Sociovision GmbH, Heidelberg. www.sinus-sociovision.de. v. 08.02.2008.
- Soboczynski, Adam (2004) Glänzende Zeiten. Sie arbeiten bis zum Umfallen und dringen bis in die schmutzigsten Ecken Deutschlands vor: Die polnischen Putzfrauen ... *Die Zeit*, 16. Dezember 2004.
- Sociolexikon (1999) "kosmopolitisch" - *Gesellschaft. Lexikon der Grundbegriffe*: Rowohlt. www.sociologicus.de/lexikon. v. 25.06.07.
- Stalker, Peter (2000) *Workers without frontiers: The impact of globalization on international migration*. Boulder; Colo (u.a.): Rienner.
- Stojanov, Krassimir (1999) Der Begriff "interkulturelle Identität" im Kontext der Globalisierungsprozesse in der reflexiven Moderne in: *Globalisierung, Migration und Multikulturalität*, Hg. Alcin Kuersat-Ahlers. Frankfurt a. M.: Verlag für Interkulturelle Kommunikation, S. 195-201.
- Stonequist, Everett V. (1961) *The Marginal Man: A Study in Personality and Cultur Conflict*. New York: Russel & Russel.
- Strauss, Anselm L. (1998) *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung*. 2. Auflage. München: Fink.
- Supik, Linda (2005) *Dezentrierte Positionierung. Stuart Halls Konzept der Identitätspolitik*. Bielefeld: Transcript Verlag.
- taz (2002) Die Fremde ruft immer lauter. *die tageszeitung*, 16.04.2002.
- Treibel, Annette (1998) Migration in: *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*, Hg. Bernhard Schäfers und Wolfgang Zapf. Opladen: Leske + Budrich, S. 462-470.
- Uchatius, Wolfgang (2004) Das globalisierte Dienstmädchen. *Die Zeit*, 26.08.2004.
- Werbner, Pnina (1999) Global pathways: Working class cosmopolitans and the creation of transnational ethnic worlds. *European Association for Social Anthropologists 7*: S. 17-34.
- Wolburg, Martin (1999) Brain Drain oder Brain Exchange? Zur Wirkung der gegenwärtigen und zukünftigen Migration aus Osteuropa in: *Migration in Europa: Neue Dimensionen, neue Fragen, neue Antworten*, Hg. Achim Wolter. Bd. 21. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, S. 56-85.
- Zachary, G.Pascal (2000) *Die neuen Weltbürger: Einwanderungsgesellschaften gehört die Zukunft*. München: Econ Verlag.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Typologie mit Fallzuordnung	79
Abbildung 2: Linearer Prozess	175
Abbildung 3: Rückwärts gerichteter Prozess	176
Abbildung 4: Primäre Verfestigung von Marginalität	177
Abbildung 5: Sekundäre Verfestigung von Marginalität	179
Abbildung 6: Zugeschriebene Marginalität verblasst	180
Abbildung 7: Selbstverortungen als veränderbarer Prozess	182
Abbildung 8: Gleich starke Zugehörigkeitsgefühle	183
Abbildung 9: Unterschiedlich starke Zugehörigkeitsgefühle	184
Abbildung 10: Ende der Marginalität durch Integration	185
Abbildung 11: Antizipiertes Ende der Marginalität durch Rückkehr	186
Abbildung 12: Marginalität als Abgrenzungsmechanismus	188
Abbildung 13: Marginalität als Abgrenzungsmechanismus u. Akzeptanzhindernis	189